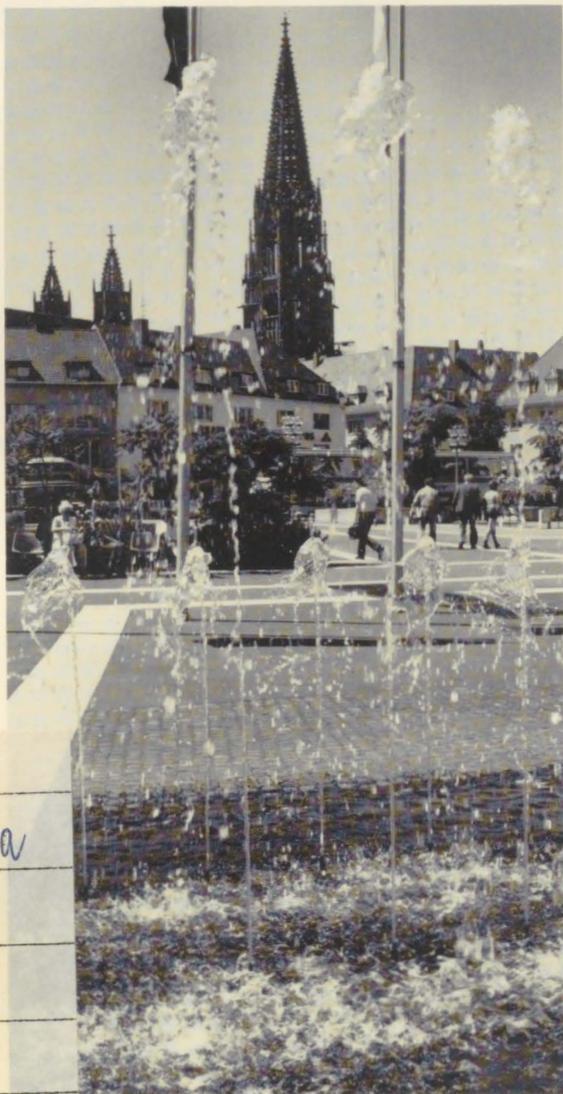


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



OZB 4/a

64

19/74

MK

TR†

Freiburg-Heft

Herausgeber

**Landesverein
Badische Heimat e. V.**

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung
Präsident: Ludwig Vögely
Schriftleiter: Heinrich Hauß
Redaktion: 7500 Karlsruhe,
Jahnstraße 9

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1982

Jahrespreis

für Einzelmitglieder DM 35,—

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Landesver-
ein vor: veröffentlichte Manuskripte
gehen in das Eigentum des Landesver-
eins über.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an die Redaktion, Jahnstraße 9,
7500 Karlsruhe, zu richten.

Für unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postcheckkonto Karlsruhe 164 68-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht

vergessen

Gesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Glückwunsch und Gruß*Dr. Norbert Nothhelfer, Regierungspräsident* 243**Grußwort***Dr. Emil Schill, Landrat* 245**Grußwort***Dr. Rudolf Böhme, Oberbürgermeister der Stadt Freiburg* 246**Verehrte Mitglieder und Freunde des Landesvereins****„Badische Heimat***Ludwig Vögely, I. Landesvorsitzender* 247

Freiburg, Südbaden und seine Beziehungen zu Frankreich

Jacques Grandadam, Consul de France in Freiburg 249

Bewährtes partnerschaftliches Miteinander

Dr. Emil Schill 259

Das Erzbistum Freiburg

Albert Bissinger, Freiburg 263

Aufgaben und Probleme der Freiburger Münsterbauhütte

Wolfgang Jakob, Freiburg 273

Vier Königinnen der Instrumente

Karl Ludwig Nicol, Freiburg 283

Das Grabmal des Generals von Rodt im Freiburger

Münster

Ingeborg Krummer-Schroth, Freiburg 299

Betrachtungen über das, was man am Freiburger Münster

nicht sieht

Charles W. Fabry, Esslingen 309Die Bevölkerungsentwicklung in Freiburg von 1871
bis heute*Rainer Tressel, Freiburg* 313Der Bodenschatz Wasser in Freiburg i. Br. und seine
geologischen Voraussetzungen*Kurt Sauer, Merzhausen* 321

Freiburger Wasserversorgung im Wandel der Zeiten

Richard Funk, Freiburg 333

Die Stromversorgung von Freiburg

Victor Kuntzemüller, Freiburg 341

Hüter des Freiburger Stadtbildes

Walter Vetter, Freiburg 347

Der Freiburger Städtwald

Bertold Schmidt, Freiburg 351

Der Ebringer Hof zu Freiburg im Breisgau

Dr. Franz Laubenberger, Freiburg 359

„Der Lichtträger ist blind“

Prof. Dr. Volker Schupp, Freiburg 367

Freiburg und der Bildhauer Richard Engelmann

Dr. Helmut Bender, Freiburg 377

Fünf Kugeln und ihre Geschichte

Gernot Umminger, Emmendingen 383

Freiburgs Musikhochschule im eigenen Haus

Prof. Dr. H. Wohlfahrt, Freiburg 389

Anschriften der Autoren dieses Heftes 401

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Heinrich Hauß, Karlsruhe

64. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit Ekkhart 1985



Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12

1. Geschichte

Heft Seite

Josef Ignaz Peter, ein Opfer des badischen Urlaubsstreites Alfred Diesbach †, Konstanz	E 85	73
Freiburg, Südbaden und seine Beziehungen zu Frankreich Jacques Grandadam, Consul de France, Freiburg	1	249
Der Ebringer Hof zu Freiburg im Breisgau Dr. Franz Laubenberger, Freiburg	1	359
Baden von außen gesehen Dr. Volker Schupp, Freiburg	2	447
Freiburger Silber brachte Wohlstand Gernot Umminger, Emmendingen	E 85	115
Fünf Kugeln und ihre Geschichte Gernot Umminger, Emmendingen	1	383
Gedanken über 75 Jahre Landesverein „Badische Heimat“ Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	407
Chronik des Landesvereins Badische Heimat (1909—1984) Ludwig Vögely, Karlsruhe		3671-884

2. Kunst und Kunstgeschichte

Freiburg und der Bildhauer Richard Engelmann Dr. Helmut Bender	1	377
Die bildenden Künste im süddeutschen Raum Dr. Richard Bellm, Karlsruhe	2	559
Albert Rieger, der Maler und Graphiker Dr. Richard Bellm, Karlsruhe	E 85	125
Prof. Franzsepp Würtenberger 75 Jahre Dr. Richard Bellm, Karlsruhe	E 85	139
Betrachtungen über das, was man am Freiburger Münster nicht sieht Charles W. Fabry, Esslingen	1	309
Max Laegers 120. Geburtstag Dr. Otto Gillen, Karlsruhe	E 85	143
Aufgaben und Probleme der Freiburger Münsterbauhütte Wolfgang Jakob, Freiburg	1	273
Der Freundeskreis bildender Künstler „Palette“ 1959—1974 Dr. Volker Kapp, Trier	E 85	97
Das Grabmal des Generals von Rodt im Freiburger Münster Dr. Ingeborg Krummer-Schroth, Freiburg	1	299
Über den Zeichner Ernst Rieß Dr. Friedemann Maurer, Tübingen	E 85	131
Der „narrische Moler“ von Haslach Zum 125. Geburtstag von Carl Sandhaas Esther Vögely, Karlsruhe	E 85	87

3. Literatur/Literaturgeschichte

Laudatio auf den Johann-Peter-Hebel-Preisträger Claude Vigée Prof. Dr. Adrien Finck, Straßburg	E 85	35
Die Entdeckung der Region oder Literatur in Baden seit 1945 Dr. Karl Foldenauer, Karlsruhe	2	539
Marie Luise Kaschnitz — Beschreibung eines Dorfes — Zum 10. Todestag Heinrich Hauß, Karlsruhe	E 85	61
„Der Lichtträger ist blind“ — Emil Gött's Sonnenverehrung auf dem Roßkopfturm Dr. Volker Schupp, Freiburg	1	367
Rede zur Verleihung des Johann-Peter-Hebel-Preises Claude Vigée, Jerusalem	E 85	38
Heinrich Auer und Heinrich Hansjakob Dr. Hans-Josef Wollasch, Freiburg	E 85	43

4. Musik/Theater

Heft Seite

Theater im Lande Baden

Dr. Günther Haaß	2	604
Franz Stemmer, Monsignore und Professor		
Dr. Wolfgang Hug, Freiburg	1	393
Das gegenwärtige Musikschaffen in Baden		
Dr. Walter Kolneder, Karlsruhe	2	579
Vier Königinnen der Instrumente		
Karl Ludwig Nicol, Freiburg	1	283
Freiburgs Musikhochschule im eigenen Haus		
Dr. H. Wohlfarth, Freiburg	1	389

5. Volkskunde/Regionalismus, Heimatverständnis

Volkskunde in Baden, Versuch einer Standortbestimmung

Dr. Peter Assion, Marburg/Walldürn	2	463
Regionalismus, regionale Mentalität und die Veränderung des Heimatverständnisses		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	417
Gedanken über 75 Jahre Landesverein „Badische Heimat“		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	407

6. Denkmalschutz, Denkmalpflege/Naturschutz

Badische Denkmalspflege — Denkmalspflege in Nordbaden

Dr. Peter Anstett, Karlsruhe/Pforzheim	2	491
Der Freiburger Stadtwald		
Bertold Schmidt, Freiburg	1	351
Neue Naturschutzgebiete in den Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg		
Dr. Helmut Schönamtgruber, Waldbronn	2	525
Bau- und Kunstdenkmalspflege im Regierungsbezirk Freiburg		
Dr. Wolfgang Stopfel, Freiburg	2	513
Hüter des Freiburger Stadtwaldes		
Walter Vetter, Freiburg	1	347

7. Hochschulen, Bibliotheken, Landesmuseen

Die Hochschulen im badischen Landesteil

Minister Dr. Helmut Engler, Stuttgart	2	621
Das badische Landesmuseum		
Dr. Volker Himmelein, Karlsruhe	2	653
Bibliotheken in Baden		
Dr. Gerhard Römer, Karlsruhe	2	637

8. Religion, Kirchen

Das Erzbistum Freiburg

Albert Bissinger, Freiburg	1	263
Chronik der katholischen Kirche 1984		
Josef Dewald, Karlsruhe	E 85	155
Chronik der evangelischen Landeskirche 1983/84		
Hermann Erbacher, Karlsruhe	E 85	163

9. Wirtschaft/Bevölkerung

Freiburger Wasserversorgung im Wandel der Zeiten

Dr. Richard Funk, Freiburg	1	333
Die Wirtschaft in Baden		
Dr. Peter Heimann, Waldbronn	2	659

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Die Stromversorgung in Freiburg		
Dr. Victor Kuntzenmüller, Freiburg	1	341
Der Bodenschatz Wasser in Freiburg i. Br. und seine geologischen Voraussetzungen		
Dr. Kurt Sauer, Merzhausen	1	321
Die Bevölkerungsentwicklung in Freiburg von 1871 bis heute		
Dr. Rainer Tressel, Freiburg	1	313

10. *Persönlichkeiten*

Hans Götz		
Karl Wörn, Schwetzingen	E 85	151
Rudolf Herzer		
Rolf Eilers, Freiburg	E 85	150
Engelbert Strobel		
Ludwig Vögely	E 85	147
Karl Wörn		
Ludwig Vögely	E 85	149

Chronik

Friedrich Pfaff (1855—1917)	3	697
Hermann Flamm (1871—1915)	3	705
Max Wingenroth (1872—1922)	3	717
Carl Anton Meckel (1875—1938)	3	735
Eugen Fischer (1874—1967)	3	741
Hermann Eris Busse (1891—1947)	3	784
Paul Schwörer (1874—1959)	3	791
Eugen Thoma (1877—1955)	3	797
Hermann Schwartzweber (1884—1972)	3	821
Dr. Franz Laubenberger	3	829
Ludwig Vögely	3	841
Dr. Eberhard Knittel	3	846
Emil Baader	3	850

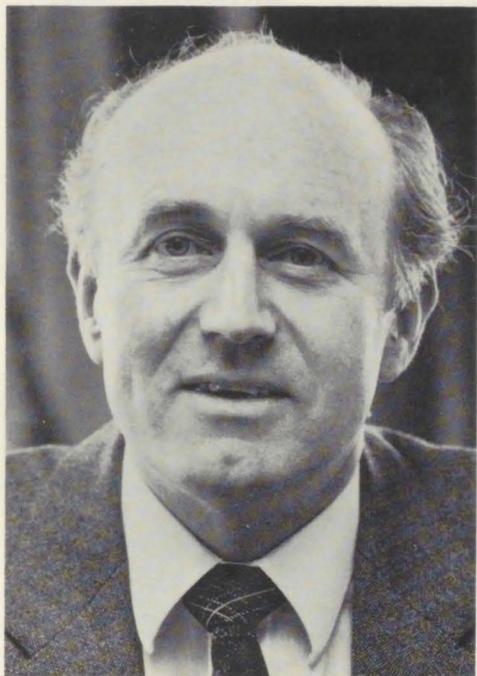
11. *Texte zu „Baden“*

Kasimir Edschmid, Karlsruhe	2	652
Wilhelm Hausenstein, Das Badische	2	658 *
Wilhelm Hausenstein, Karlsruhe	2	445
Heinrich Schreiber, Freiburg	1	332
Karl Julius Weber, Das Großherzogtum Baden, Auszug aus dem 21. Brief der „Reise durch das Großherzogtum Baden“	2	461
Karl Wittlinger, Freiburg	1	366

12. *Gedichte*

François Brumbt, Lied vom Dreyeckland	2	558 *
Walter Helmut Fritz, Marie Luise Kaschnitz	E 85	72
Walter Helmut Fritz, Der indianische Freund sagt	2	416
Marie Luise Kaschnitz, Notwendigkeiten	2	432
Marie Luise Kaschnitz, Demut	E 85	154
Karl Kurrus, Minister	1	392
Hedwig Salm, Vor dem Freiburger Münsterturn	1	272
Claude Vigée, Weil bletzli de pults	E 85	42

Glückwunsch und Gruß



Zu seinem 75jährigen Jubiläum gelten dem Landesverein Badische Heimat meine herzlichsten Glückwünsche.

Im Jubiläumsjahr 1984 wie im Gründungsjahr 1909 sind die Zielsetzungen des Landesvereins gleichermaßen gültig und aktuell: Pflege und Erforschung des überlieferten heimatlichen Kulturguts; Erhaltung des Erhaltenswerten und sinnvolle Neugestaltung überlebter Formen und Gewohnheiten, wo dies geboten erscheint; Förderung des Natur- und Denkmalschutzes sowie des allgemeinen Interesses an Volks-, Heimat- und Landeskunde; Pflege der heimischen Mund-

arten und des heimischen Brauchtums; Anleitung und Unterstützung methodisch betriebener genealogischer Forschung; insgesamt Förderung und Anhebung der allgemeinen Volksbildung in allen kulturellen Bereichen.

Als südbadischer Regierungspräsident und als Vorsitzender des „Arbeitskreises alemannische Heimat“ — des Dachverbands aller heimatpflegerisch tätigen Vereine, dem auch die „Badische Heimat“ angehört — fühle ich mich diesen wichtigen und schönen Aufgaben in gleicher Weise mit Passion verpflichtet und unterstütze die vielfältigen Aktivitäten des Vereins nach Kräften. Sie umfassen am Vereinssitz Freiburg und den übrigen 10 Ortsgruppen zwischen Mannheim und Waldshut öffentliche Vorträge, Lehr- und Studienfahrten, Besichtigungen und Führungen, Dichterlesungen, Theater- und Konzertbesuche, eine ganze Palette von Angeboten also, durch die die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, aber auch die Probleme all dessen, was uns „Heimat“ bedeutet, erfahren und dem Verständnis nähergebracht werden.

Das Schwergewicht der Vereinsarbeit bildet indessen heute wie früher die Herausgabe höchst anspruchsvoller und qualifizierter Heimatliteratur: der beiden Vereinszeitschriften „Badische Heimat“ und „Ekkhart“, — schier unerschöpfliche Fundgruben und für jeden, der sich mit Themen aus dem badischen Landesteil befassen will, geradezu Pflichtlektüre. Besonders würdigen möchte ich die Tatsache, daß man bei aller Konzentration auf das „Badische“ im Landesverein stets auch die benachbarten Landschaften des Elsaß, der Schweiz und Österreichs in die Arbeit einbezieht und mit dortigen Heimat- und Geschichtsvereinen lebhaften Aus-

tausch und z.T. sehr enge freundschaftliche Beziehungen pflegt.

Ich grüße alle Mitglieder und Freunde des Landesvereins „Badische Heimat“ und danke ihnen für ihr heimatkundliches Interesse und ihr heimatpflegerisches Engagement. Dem Jubilar wünsche ich für seinen auch in Zu-

kunft sicher nicht immer einfachen Weg Glück, Schwung und Stehvermögen.

In herzlicher Verbundenheit

Dr. Norbert Nothhelfer
Regierungspräsident



Grußwort



Bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück reicht die engagierte Kulturarbeit des Vereins „Badische Heimat“, der sich verdienstvoll mit viel Engagement und großem Ernst der Volkskunde, der Heimat- und Denkmalspflege sowie der Familienforschung und Problemen des Natur- und Landschaftsschutzes zuwendet. Dank ge-

bührt allen, die sich darum mühen, die Kulturwerte der Vergangenheit auch der Gegenwart lebendig zu erhalten. Es lohnt sich, die Tradition zu wahren und zu pflegen.

Im Namen der Landräte im Regierungsbezirk Freiburg und als Präsident des Bundes Heimat und Volksleben beglückwünsche ich den Verein „Badische Heimat“ zu seinem 75jährigen Bestehen. Alle, die sich den Zielen des Vereins verpflichtet fühlen, seien aufgerufen, mit neuem Mut und frischer Kraft in ihrem Engagement für die Heimat, ihre Kultur und Geschichte auch in der Zukunft nicht nachzulassen.

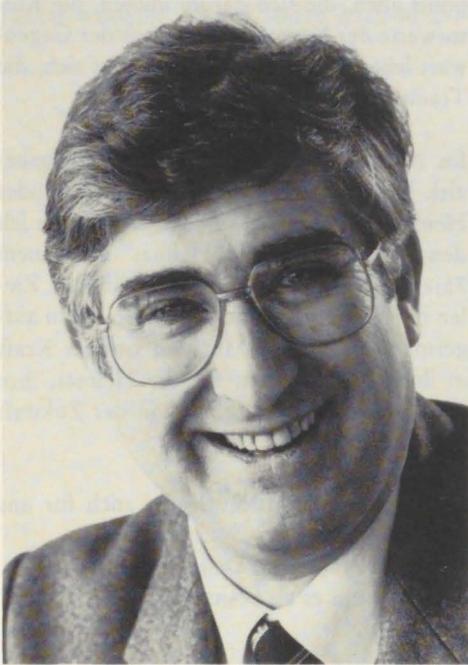
Auftrag und Verpflichtung ist auch für uns Goethes Wort:

„Was Du ererbst von Deinen Vätern,
erwirb es um es zu besitzen“.

Mit herzlichen Jubiläumsgrüßen

Dr. Emil Schill
Landrat
Präsident des Bundes
„Heimat und Volksleben“

Grußwort



Zum 75. Gründungsjubiläum übermittle ich dem Landesverein Badische Heimat in Freiburg im Namen der Stadt und der Bürgerschaft die herzlichsten Glückwünsche.

Ich freue mich besonders, daß das Jubiläumsheft der „Badischen Heimat“ ein Freiburg-Heft ist, in dem namhafte Autoren unserer Stadt mit Beiträgen aus den unterschiedlichsten Bereichen einer breiten Leserschaft einen differenzierten Eindruck von der Vergangenheit und Gegenwart Freiburgs vermitteln.

Seit seiner Gründung setzt sich der Landesverein Badische Heimat mit großem Erfolg für vielfältige kulturelle Ziele ein, die auf Pflege und Erforschung des heimatlichen Kulturgutes gerichtet sind. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt dabei auf der Herausgabe anspruchsvoller Heimatliteratur. Auf diesem Wege ist ein ständiger Dialog mit einem kritisch engagierten Publikum entstanden, der innerhalb der Region besonders lebendig ist, aber auch die Vereine der Badener in Berlin und Hamburg umfaßt.

Mit einer Vielzahl von Angeboten wie Vorträgen, Studienfahrten oder Dichterlesungen bemühen sich die zehn Ortsgruppen des Vereins, der Bevölkerung die ganze Bedeutung des heute zu unrecht häufig diffamierten Begriffes „Heimat“ näherzubringen.

Ich hoffe, daß es dem Landesverein durch seine Arbeit auch in den kommenden Jahren gelingt, besonders die Jugend wieder verstärkt mit den Wurzeln unserer Kultur vertraut zu machen. In einer Zeit technischen und sozialen Umbruchs kann die Bedeutung dieser Aufgabe nicht hoch genug eingeschätzt werden.

In diesem Sinne wünsche ich dem Landesverein Badische Heimat für die künftige Arbeit viel Erfolg.

Dr. Rolf Böhme
Oberbürgermeister

Verehrte Mitglieder und Freunde des Landesvereins „Badische Heimat“

Im Namen des Vorstandes und Beirates lade ich Sie sehr herzlich zur Teilnahme an der Mitgliederversammlung des Landesvereins „Badische Heimat“ am 20. Mai 1984 in Freiburg i.Br. ein. Die offizielle Einladung mit Tagesordnung und der zur Beratung anstehende Satzungsentwurf mit Erläuterung liegen diesem Heft bei. Ich bitte Sie um rege Teilnahme an dieser Landestagung; es ist die erste Veranstaltung, welche das Jubiläumsjahr des Landesvereins einleitet, der 1984 auf sein 75jähriges Bestehen zurückblicken kann. Das Jubiläumsjahr findet in unseren Publikationen die gebührende Beachtung. Heft 1/84 gilt der Stadt Freiburg, Heft 2/84 ist das eigentliche Jubiläumsheft. Darin finden Sie auch die freundliche Einladung zum Festakt am 22. September 1984 im Bürgersaal des Rathauses zu Karlsruhe. Heft 3/84 bringt die Chronik des Landesvereins.

Mit Recht findet die Landestagung in der schönen Breisgauemetropole Freiburg statt. Seit im Jahre 1909 der Landesverein „Badische Heimat“ durch den Zusammenschluß des „Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden“ und des „Badischen Vereins für Volkskunde“ gebildet wurde, hat er seinen Sitz in Freiburg. Von hier aus nahm er seine ungeahnte, großartige Entwicklung unter den Landesvorsitzenden Prof. Pfaff, Prof. Fischer und Landeskommissär Schwoerer, bis im Jahre 1942 der Krieg dieser Entwicklung ein Ende setzte. Erst Ende 1949 konnten ver-

antwortungsbewußte Männer in Freiburg die Wiedergründung wagen, freilich unter sehr viel ungünstigeren politischen Bedingungen als im Jahre 1909. Nur mit Mühe konnte durch die Mitwirkung nordbadischer Persönlichkeiten die Einheit gewahrt werden, die Aufhebung der Zonengrenzen kam zur rechten Zeit. Aber über alle die Jahrzehnte hinweg blieb Freiburg die Heimat des Vereins, erst recht, als im Jahre 1926 der Architekt C. A. Meckel das Haus „Badische Heimat“ in der Hansjakobstraße erbaut hatte. Wir schulden der Stadt Freiburg großen Dank für das Wohlwollen, das sie dem Landesverein über 75 Jahre stets bewiesen hat. Schon deshalb rufen wir Sie auf, zahlreich zur Landestagung zu kommen. Sie erweisen damit einmal der Stadt Freiburg Ihre Reverenz, zum andern helfen Sie mit zu beweisen, daß der Landesverein „Badische Heimat“ auch nach 75 Jahren noch eine lebendige Vereinigung ist, die zum Wohle der Heimat arbeitet. Unsere Ziele sind nicht von der Zeit überholt worden, im Gegenteil, wir sind gerade heute mehr denn je zu ihrer Verwirklichung verpflichtet.

Vorstand und Beirat heißen Sie in Freiburg herzlich willkommen und wünschen der Tagung einen guten, harmonischen Verlauf.

L. Vögely

1. Landesvorsitzender

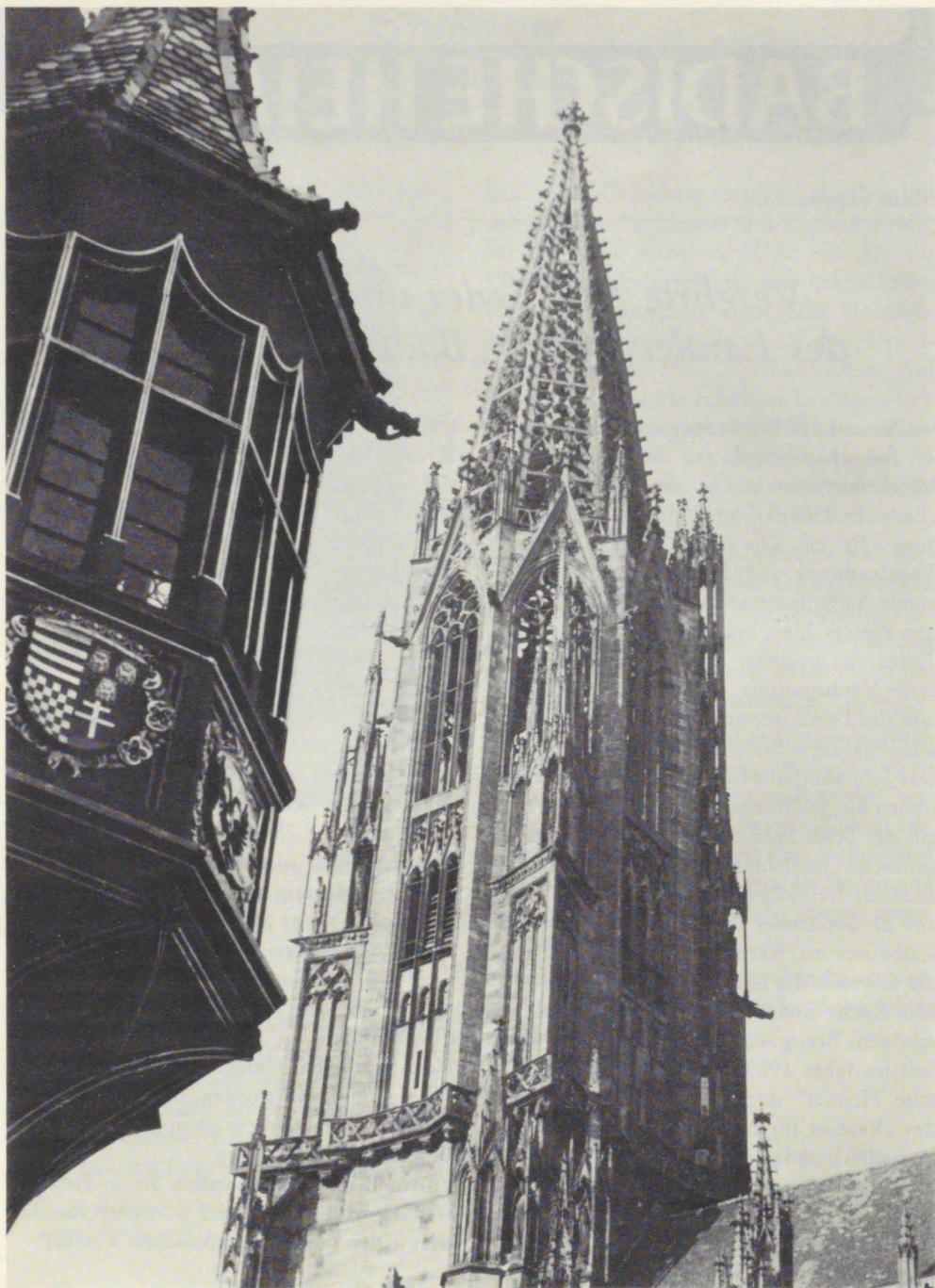


Foto: G. Umminger, Emmendingen

Freiburg, Südbaden und seine Beziehungen zu Frankreich

Ein Rückblick

Jacques Grandadam, Consul de France in Freiburg

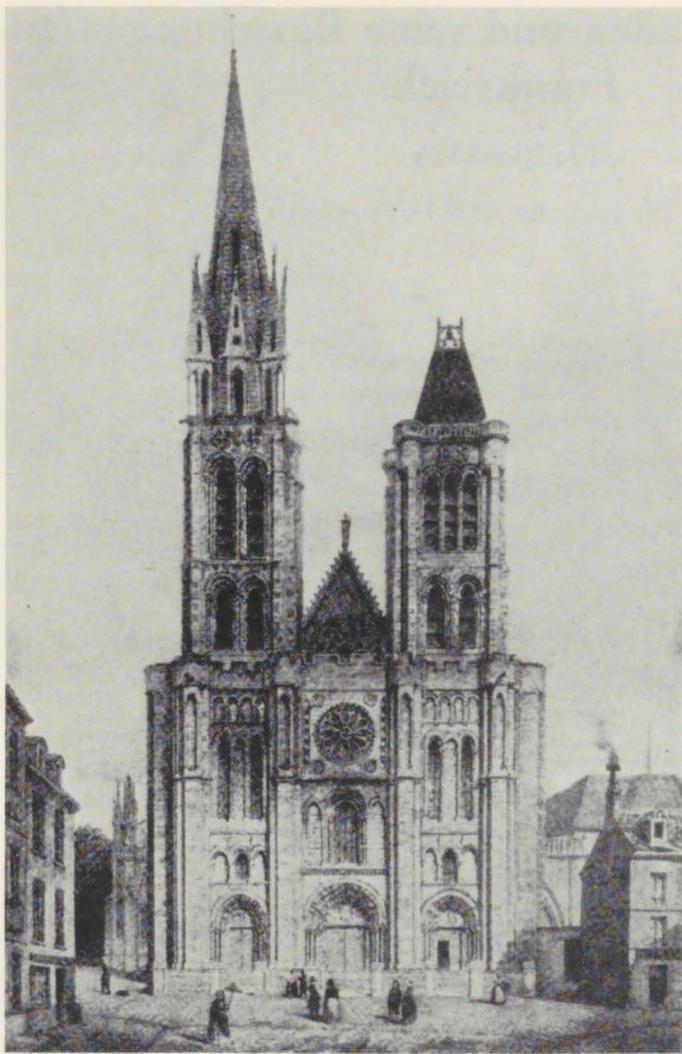
Als Konsul der Französischen Republik in Freiburg ist es mir eine besondere Freude, dem Landesverein Badische Heimat zu seinem 75jährigen Bestehen unsere herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Dazu möchte ich ein paar Gedanken beitragen, wobei Sie mir bitte nachsehen mögen, daß ich kein Fachhistoriker, wohl aber ein großer Freund von allem Kulturellen und Geschichtlichen bin.

In der Tat, das darf mit der nötigen Bescheidenheit gesagt werden, ist die Geschichte weder Freiburgs, noch der südbadischen Landschaft denkbar ohne das Verhältnis zum Nachbar, ohne das Mitwirken Frankreichs. Und in der Zeit eines besonders glücklichen und durch echte Freundschaft geprägten deutsch-französischen Verhältnisses mag es willkommen und richtig sein, im folgenden streiflichtartig auf einige besonders interessante Punkte der deutsch-französischen Beziehungen in der Geschichte Freiburgs und der südbadischen Landschaft hinzuweisen. Sicher, man könnte dies oder das noch erwähnen oder weglassen, die Akzente so oder anders setzen, doch lassen Sie mich einige Erinnerungen zu Ehren der Badischen Heimat zum Strauß winden.

Kehren wir zunächst zurück in die Zeit der Karolinger, als es weder Deutschland noch Frankreich im heutigen Sinne gab, sondern Europa glücklich in einem einzigen Staatswesen verbunden war, dessen Brennpunkte allerdings schon damals einerseits Aachen und andererseits, wie könnte es anders sein, Paris waren.

Verbindungen der südbadischen Landschaft mit der Pariser Region gab es schon im 8. Jahrhundert. Es mag genügen, hier an die Tatsache zu erinnern, daß beispielsweise der Ort Haltingen (Weil am Rhein) 767 erstmals genannt wird: in einer Urkunde, die mit dem Kloster St. Denis bei Paris und seinem bekannten Abt Fulrad in Zusammenhang steht. Es handelt sich um einen Vertrag, der am 17. Juli 767 in der Königspfalz zu Marlenheim im Unterelsaß abgeschlossen wurde zwischen dem oberrheinischen Grafen Ruthard und Abt Fulrad vom Kloster St. Denis. Neben Haltingen ging es um Besitz in Binzen, Rümplingen, Wollbach, Eimeldingen, Tümmingen und an weiteren Orten.

„Eifrige Förderer der fränkischen Reichspolitik waren neben den Grafen Warin, dem Bischof Heddo von Straßburg der Abt Fulrad im fränkischen Reichskloster St. Denis neben dem Grafen Ruthard am Oberrhein . . . Vor allem halfen die beiden letztgenannten, im königlichen Dienst und Auftrag stehenden, einflußreichen Persönlichkeiten, das gewonnene alemannische Land mit dem fränkischen Reich dauerhaft, politisch und kirchlich zu verklammern. Der Abt und Kaplan der Karolinger (Fulrad) war für die Reichs- und Expansionspolitik Pippins erfolgreichster Diplomat und Gesandter beim Papst. Nach Ansicht des Historikers Schöpfelin war er ein Sohn des Elsaß und mit dem herzoglichen Haus der Ettichonen verwandt. Sein Privatbesitz reichte vom Unterelsaß bis nach Straßburg und Markolsheim . . .“¹⁾



Abteikirche St. Denis bei Paris (Lithographie von Guesdon; nach Clasen, Die gotische Baukunst). St. Denis hatte in karolingischer Zeit große Besitzungen auch in Südbaden

Zu erwähnen wäre hier noch, daß beispielsweise Steinstadt mit St. Martin in Tours in Verbindung stand und in dieser Gegend auch das Kloster St. Dié als Besitzer von Gütern eine Rolle spielte.

Der Einfluß von St. Denis dürfte durch die Reichsteilung im Vertrag von Verdun 843 zu Ende gegangen sein.

Doch wollen wir uns nicht allzu lange bei der karolingischen Zeit aufhalten, von der ohnehin bekannt ist, welch beeindruckende

Einheit Europa damals darstellte. Doch auch zu späteren Zeiten gab es (gerade im Bereich künstlerischen Schaffens) eindruckliche Beispiele engster Verflechtung zwischen den nun allerdings schon verschiedene Wege gehenden Teilen unseres Kontinentes. Dafür sind besonders die Baumeister, Werkmeister und Bauhütten des Mittelalters, hier etwa die Beziehungen zwischen der Freiburger Pfarrkirche (d. h. des Münsters) und französischen Bauhütten ein imponierendes Beispiel.

Wie kam die Gotik nach Freiburg, wo ja die Pfarrkirche zunächst noch in basel-elsässischer Spätromanik bereits im Bau war? Die Annahme scheint sehr plausibel, daß Freiburger Kaufleute auf ihren Reisen zu den damals höchst bedeutenden Messen der Champagne den neuen Stil kennenlernten und von ihm begeistert waren.²⁾ Eine nicht unwichtige Vermittlerrolle dürften auch die Zisterzienser gespielt haben. Egon von Urach hatte zwei Brüder, die Zisterzienser waren: die Zisterzienser waren ja bekannt für den „Zentralismus“ ihrer stilistischen Haltung besonders im Kirchenbau und dürften auf solche Weise auch zur Verbreitung der gotischen Formenwelt beigetragen haben.

Mit Recht wird immer wieder auf die entscheidenden Verbindungen zwischen Freiburg und Strasbourg hingewiesen, wobei sich auch in Strasbourg wiederum nur wie in einem Brennpunkt verschiedenste Anregungen, insbesondere der Ile de France, spiegeln. Als pars pro toto mag es genügen, hier auf die in Strasbourg übernommene, berühmte Pfeilerform aus dem Langhaus des Pierre de Montereau in St. Denis hinzuweisen, also des „Bündelpfeilers“, im Gegensatz zu dem noch in den großen Kathedralen von Reims und Amiens verwendeten, altertümlicheren „kantonierten Pfeiler“. Die Beziehungen zwischen Freiburg und Strasbourg waren überaus eng.

„Der Meister, der um 1230 die Oberteile des Straßburger Münsterquerhauses erbaut hat, kam nach Freiburg, wölbte die Ostjoche und entwarf vermutlich den Plan für den Ausbau der Westjoche. Er mußte zwischen 1240/50 nochmals nach Straßburg zurück, um dort die Ostjoche des Langhauses zu bauen, wobei er eine Form übernahm, die er in Freiburg geschaffen hatte... Diesem großen Künstler verdanken wir wohl den einzigartigen, folgereichen Entwurf zur Freiburger Einturmfassade mit ihrer Vorhalle...“³⁾

Der Name dieses Meisters wird mit Meister Gerhaert angegeben.

Auch die Skulptur des Freiburger Münsters

ist (worauf die Kunstgeschichte seit langem hingewiesen hat) ohne den starken Einfluß von Strasbourg und Chartres, Reims, Paris und sogar Rouen nicht denkbar.

Es läßt sich feststellen, daß die Bauhütten der Münster und Kathedralen gerade im 13. Jh. von einer solch ausgeprägten Internationalität waren, wie wir sie uns heute kaum mehr vorstellen können, wobei Strasbourg in der Vermittlung französisch-hochgotischen Formenguts nach Deutschland eine entscheidende Rolle spielte.

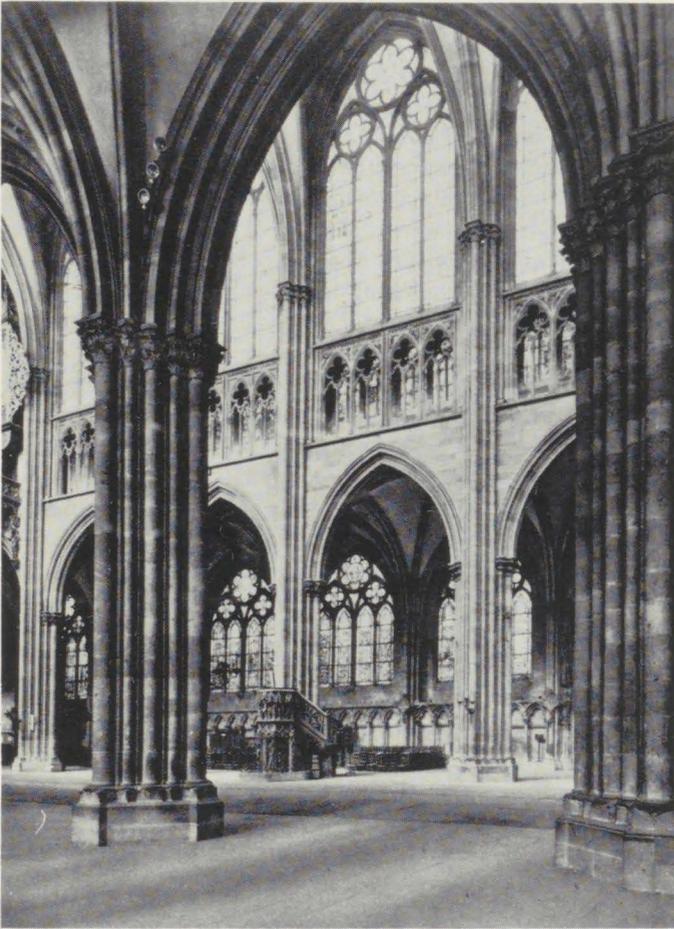
Daß man im 13. Jh. die neuen Formen der Gotik durchaus als französisch empfand, beweist sehr schön die Baugeschichte der Stiftskirche St. Peter und Paul in Wimpfen, wo ein Neubau „opere Francigeno“ bestellt wurde.

Auch bei den späteren Künstlern, die das Freiburger Münster ausstatteten, sind Zusammenhänge mit Strasbourg stark fühl- und nachweisbar. So haben z. B. der Bildschnitzer Joh. Wydyz und insbesondere der große Hans Baldung in Strasbourg gearbeitet und dort entscheidende Prägung erfahren.

Mit der Reformation wurde die schon vorher eingetretene Trennung der europäischen Nationen in verschiedene Lager auch im religiösen und geistigen Bereich vollendete Tatsache.

Für Ostfrankreich und Südwestdeutschland spielte im 16. Jh. eine nicht unwichtige Rolle, daß Metz, Toul und Verdun zu Frankreich kamen. Anschaulich steht dies in einem zwischen den deutschen Fürsten und dem französischen König getroffenen Abkommen, des Inhalts, daß der französische König „... die Stett, so zum Reich von alters gehören und nit teutscher Sprach sein, als nemlich Chamerich (Commercy), Toll, Metz, Verdun und was derselben mehr weren, ane Verzug innewe und sie als ein Vicarius des heiligen Reichs... in habe und behalte...“⁴⁾

Metz, „nit teutscher Sprach“, wurde 1552 französisch, Kaiser Karl V., der dies rückgängig machen wollte, kam nicht zum Erfolg.



Strasbourg, Münster, Langhaus. Das Strasbourger Münster spielt eine entscheidende Rolle als Vermittler französisch-hochgotischen Formengutes nach Deutschland

Enge und breit angelegte Zusammenhänge mit Frankreich finden sich dann wieder in besonderer Weise im 17. Jh. Nach den schrecklichen Wirren und Verheerungen, die der dreißigjährige Krieg angerichtet hatte, wurde eine Bereinigung und Neuordnung der Verhältnisse, gerade auch im Oberrhein-gebiet, unaufschiebbar. Ein beträchtlicher Teil des Elsaß schied definitiv aus dem (wohl ohnehin nur noch auf dem Papier stehenden) Verband des römisch-deutschen Reiches aus. Der Eintritt der bedeutenden, insbesondere vom Handel lebenden Stadt Strasbourg in das französische Königreich 1681 brachte

diesen Prozeß im wesentlichen zum Abschluß. Wir können und wollen uns hier nicht mit der Fülle ganzer Bibliotheken von Literatur (in der überwiegenden Mehrheit — von beiden Seiten — aus nationalistischer Sicht geschrieben und daher in ihren Verzerrungen nur noch von zeitgeschichtlichem Interesse) auseinandersetzen, die über diese Vorgänge produziert wurde, sondern schlicht darauf hinweisen, daß eine Stadt wie Strasbourg, die entscheidend vom Handel lebte, in einer Zeit, in welcher die lebenswichtigen Handelsverbindungen im römisch-deutschen Reich durch den dreißigjährigen

Krieg meistens verwüstet, die Handelspartner, wenn überhaupt noch lebend, dann in schwerster Bedrängnis waren, so daß an „Handel“ im eigentlichen Sinne kaum mehr gedacht werden konnte, während gleichzeitig nebenan das französische Königreich — gerade auch in wirtschaftlicher Hinsicht — auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und naturgemäß einen ganz anderen Grad von Sicherheit und wirtschaftlichem Erfolg bieten konnte, dorthin orientierte, kann nicht sonderlich verwundern. Man darf nicht vergessen, daß ein „Nationalbewußtsein“ im heutigen Sinne damals gar nicht bestehen konnte, da ein solches sich ja erst durch die französische Revolution und (wenn man so will) Napoleon ergeben hat.

Auch für Freiburg und Südbaden war das 17. Jh. eine Zeit der besonderen Beziehungen zu Frankreich. Am 17. November 1677 erwarb Marschall Créqui die Stadt Freiburg für Frankreich: vorwiegend aus militärischen Gründen. Es blieb für gut 20 Jahre, bis 1698, eine französische Stadt. Louis XIV., der Sonnenkönig, persönlich besuchte 1681 Freiburg.

„Am 17. Oktober 1681 besuchte Ludwig XIV. persönlich Freiburg in Begleitung seiner Gemahlin, seines Bruders, des Herzogs Philipp von Orléans, und dessen Gemahlin, der berühmten Liselotte von der Pfalz, ferner des Kriegsministers Louvois und eines zahlreichen Gefolges . . . Nach eingenommenem Mahl setzte er sich bereits eine Stunde nach seiner Ankunft aufs Pferd, um die Festungswerke zu besichtigen und sich der Bevölkerung zu zeigen. Hierbei wurden die Geschütze dreimal gelöst . . .“⁵⁾

Louis XIV. ließ die Stadt Freiburg durch seinen berühmten Festungsbaumeister Sébastien Vauban⁶⁾, der in seinem Leben über 300 Festungen baute oder umbaute, mit einer gewaltigen barocken Sternschanzenbefestigung umgeben, Teile dieser Befestigungsanlage, wie z. B. der Hügel am Colombi-Schlößchen, sind bis zum heutigen Tage erhalten geblieben.

Der Freiburger Historiker Hermann Kopf hat in seiner Schrift „Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677—1697“ die französische Zeit Freiburgs eindrucksvoll dargestellt. Bei näherer Betrachtung dieser Zeit erkennt man, daß die Bürger der Stadt Freiburg nicht ungern und keineswegs schlechte Untertanen des französischen Königs waren, sondern sich relativ schnell an die französische Verwaltung gewöhnten, die — im wesentlichen — auf die Loyalität und Zufriedenheit der Bürger bauen konnte. — Daß die (gewissermaßen nach Konstanz ausgewichene) Universität unter französischem Schutz als französische Universität in Freiburg neu gegründet wurde, soll nicht unerwähnt bleiben. Diese Tatsache kann als Beispiel dafür angesehen werden, für wie wichtig die französische Verwaltung Kultur- und Bildungspolitik angesehen hat.⁷⁾

Nicht uninteressant ist auch, daß in der französischen Zeit der Magistrat (wie der frühere Stadtrat nun hieß) in dem Sinne „demokratisiert“ wurde, daß „. . . anstelle der adeligen Häupter und Räte nurmehr Bürgerliche gewählt“⁸⁾ wurden.

Durch die französische Garnison in Freiburg und französische Zuwanderer „. . . dürfte sich der französisch- und der deutschsprechende Teil der Bevölkerung die Waage gehalten haben“, also ungefähr gleich stark gewesen sein.⁹⁾

Die sprachliche Verständigung scheint kein besonderes Problem gewesen zu sein, „. . . Anordnungen der französischen Dienststellen wurden in Freiburg gleichzeitig in französischer und deutscher Sprache veröffentlicht . . . ein modus vivendi, der sich auch in Heiraten vollzog.“¹⁰⁾

Gouverneur von Freiburg war 1692—97 Claude Louis Hector Duc de Villars, ein ebenso gewandter wie tüchtiger und eleganter Mann mit großer persönlicher Kultur.

Am 11. 7. 1698 fiel Freiburg gemäß Friedensvertrag von Ryswijk zurück an Österreich. — Zusammenfassend läßt sich wohl sagen, daß die französische Zeit für Freiburg sicher



Claude Hector Duc de Villars (Gemälde von H. Rigaud, 1714, Versailles, Schloßmuseum; nach Kopf, Freiburg i. B. unter der Krone Frankreichs). Der höchst elegante und von hoher persönlicher Kultur geprägte Adlige war 1692–1697 Gouverneur von Freiburg

keine unglückliche Zeit gewesen sein dürfte, wengleich natürlich allgemein die Zeit des 17. Jahrhunderts als eine von Kriegen (man denke an den 30jährigen Krieg) schwer heimgesuchte Zeit von einer gewissen Unrast erfüllt war. Die Freiburger jedenfalls scheinen nicht ungern unter der Krone Frankreichs gelebt zu haben.

Eine weitere Beziehung zu Frankreich und insbesondere die Anwesenheit eines weiteren französischen Königs vor Freiburg sollen nicht unerwähnt bleiben: 1744 belagerte der französische König Louis XV. le bien-aimé die Stadt Freiburg. Er leitete die Belagerung vom Schloß in Munzingen aus, wo eine Inschrift am Schloßportal monumental an den „rex gallorum“ erinnert. Der örtlichen Überlieferung entsprechend soll Louis XV. als königliches Geschenk für die ihm erwiesene Gastfreundschaft die vier (allerdings aus ein-

heimischem Sandstein gehauenen) vielbewunderten Rokoko-Zwerge zurückgelassen haben, welche noch heute den Hof des Schlosses Munzingen zieren.

Sicher zu Recht hat man das 18. Jahrhundert als das französische Jahrhundert bezeichnet: insbesondere was den Lebensstil, Mode, Bau- und Einrichtungskunst betrifft. Der Kunsthistoriker Hans Jakob Wörner hat in seinem grundlegenden Werk „Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland“ den entscheidenden französischen Einfluß auf die Baukunst insbesondere Südwestdeutschlands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eindrücklich dargestellt: vor allem im Zusammenhang mit der Tätigkeit der französischen Architekten d’Ixnard und de Pigage an der überaus bedeutenden Kloster- und Klosterkirchenanlage in St. Blasien.¹¹⁾ In diesen Zusammenhang des französischen Einflusses gehört auch die Tatsache, daß es,



Stéphanie Napoléon im Alter von 17 Jahren, jung vermählt, 1806 (Pastell von Pierre Proudhon, Schloß Arenenberg; nach Haas, Stéphanie)

diesem französischen Lebensstil entsprechend, für verschiedene vorderösterreichische Adelsfamilien zum guten Ton gehörte, in der Umgebung Freiburgs Landschlösser zu errichten, meist im französischen Louis XV (Rokoko) und besonders Louis XVI (Frühklassizismus). Stellvertretend hierfür sei hier das so anmutige Schloß Neuershausen genannt, das nach Plänen des Strasbourger Architekten Pinot errichtet wurde und deutlich erkennbar Formen des Pariser Stadtpalais in die ländliche breisgauische Umgebung versetzt.

Die französische Revolution bedeutete bekanntlich einen tiefen Einschnitt in die Geschichte nicht nur Frankreichs und des Elsaß, sondern, nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch die nachfolgenden Ereignisse insbesondere der napoleonischen Zeit, auch in diejenige Freiburgs und der südbadischen Landschaft.

Es ist immer wieder hervorgehoben worden, welch enorme Bedeutung Napoleon insbesondere für diese Landschaft hat, ist er doch der Begründer der heutigen Geographie Süddeutschlands (Württemberg, Bayern) und geradezu der Schöpfer des badischen Staates. Nicht umsonst waren die süddeutschen Staaten, so auch Baden, treue Anhänger Napoleons. Es ist kaum anzunehmen, daß der badische Staat 1818 zu einer Verfassung gekommen wäre ohne das Vorbild des Code Civil (woran die Konstitutionssäule in Karlsruhe erinnert).

Um sein Lieblingskind, seine Schöpfung, den badischen Staat dauerhaft mit ihm und seiner Familie zu verbinden, gab ihm Napoleon seine Adoptivtochter Stéphanie (de Beauharnais) zur Großherzogin.

Diese kluge und für alles Schöne aufgeschlossene Frau erwarb sich nach sehr schweren Anfängen rasch die besondere Achtung und Liebe der badischen Bevölkerung: wie sonst hätte sie selbst den Sturz Napoleons überleben und noch viele Jahre in Frieden zum Besten Badens wirken können! Ihre letzten Jahre verbrachte sie nicht weit von



Sébastien Vauban (Büste von Coysevox, Privatbesitz; nach Parent, Vauban). Der berühmte Festungsbaumeister hat im Auftrag von Louis XIV. und dem Kriegsminister Louvois zahlreiche Städte mit Befestigungsanlagen umgeben, die der damals modernsten Kriegstechnik entsprachen

Freiburg im Schloß Umkirch, das jetzt dem Fürsten von Hohenzollern gehört. Bei dem im vergangenen Jahr gefeierten Jubiläum in St. Blasien konnte darauf hingewiesen werden, daß die Rettung des Domes von St. Blasien, dieses französischen Bauwerks, vor dem unmittelbar drohenden und schon beschlossenen Abbruch neben dem Architekten Weinbrenner entscheidend dem Wort der Großherzogin Stéphanie zu verdanken ist, die als Französin ihre schützende Hand über dieses großartige Bauwerk hielt. Friedrich Walters feinsinniges und mit so viel persönlicher Kultur geschriebenes Buch über Großherzogin Stéphanie und ebenso das Buch von Rudolf Haas zeichnen Leben und Wirken dieser bedeutenden Frau in einer gerade

nach dem Sturz ihres Adoptivvaters keineswegs einfachen Zeit.¹²⁾

Wie oft in der Geschichte kehrte sich die Bewunderung für Napoleon nach seinem Sturz teilweise in Mißachtung um, doch wird gerade demjenigen, der sich nur ein wenig mit dieser Zeit befaßt, rasch klar, in welchem enormen Maße Napoleon auch der große Befreier und Modernisator der deutschen Verhältnisse war, und wer das erkannt hat, wird schwerlich begreifen können, weshalb auf dem talseitigen Giebel der Walhalla bei Regensburg „Germania, sich vom Joche Napoleons befreiend“ dargestellt ist. Ob nicht eher umgekehrt Napoleon für Germania ein Befreier war? Dieser Auffassung jedenfalls war der größte Deutsche, Goethe.

Die im Walhalla-Giebel sich dokumentierende Mentalität der „Deutschtümler“ zeigt deutlich den Anfang einer Verschlechterung der deutsch-französischen Beziehungen, kennzeichnend für das 19. Jahrhundert mit seinen sich nach und nach übersteigernden Nationalismen.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71 verdarb grundlegend und für mehrere Generationen die, wie wir gesehen haben, früher so guten deutsch-französischen Beziehungen. Die Wegnahme von Elsaß-Lothringen mit Metz (seit 1552 französisch) und Strasbourg (seit 1681 französisch) verletzte Frankreich tief und brachte dem neu gegründeten preußisch-deutschen Reich alles andere als Glück.

Vor allem aber verhinderte diese schlimme Hypothek jede Annäherung oder gar Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland, die von Natur aus als Verbündete prädestiniert gewesen wären. Wieviel Leid hätte Europa erspart werden können bis in die jüngste Zeit ohne diese unglückliche Hypothek!

Dieses Leid ist bekannt, wir wollen es hier nicht darstellen und um so mehr zum neuesten und erfreulichsten Kapitel in den deutsch-französischen Beziehungen kommen.

Nach 1945 gab es in Deutschland die französische Zone (ZOF), die sich — abgesehen von den durch Krieg und Nachkriegszeit bedingten Schwierigkeiten — sehr bald der Achtung der Bevölkerung erfreute. Näheres hierüber ist in dem eben neu erschienenen Buch „L'occupation française en Allemagne 1945—1949“ von Marc Hillel¹³⁾ nachzulesen. Die größte Mühe gab sich die französische Verwaltung nicht nur bei der dauerhaften Einrichtung der Demokratie in Deutschland, sondern besonders auch beim Wiederaufbau des kulturellen Lebens: zahlreiche Schöpfungen der damaligen Zeit von der Universität Mainz über den „Südwestfunk“ bis zu Zeitungen wie dem „Südkurier“ sind heute so sehr in das Bewußtsein der Allgemeinheit eingegangen, daß an die besonderen Umstände ihrer Entstehung kaum mehr jemand denkt.

Durch große europäische Persönlichkeiten wie Robert Schuman, Konrad Adenauer und General Charles de Gaulle, die sich mit dem ganzen Einsatz ihres persönlichen Vorbildes für die deutsch-französische Freundschaft „verschworen“, gelang es zur großen Erleichterung, Freude und Begeisterung, den mehr eingebildeten (als, wie wir gesehen haben, wirklichen) Hader und Antagonismus zu überwinden und zu einer dauerhaften und endgültigen Versöhnung und Freundschaft zu finden, die im deutsch-französischen Freundschaftsvertrag von 1963 ihren Niederschlag gefunden hat.

Besonders für Freiburg und Südbaden ist dabei von Bedeutung, daß sich in Müllheim, Freiburg, Offenburg, Villingen usw. französische Truppenstandorte zur Garantie der Sicherheit und Verteidigung der gemeinsamen Freiheit erhalten haben sowie sich in Freiburg und Tübingen französische Institute befinden, die sich des besonderen Interesses und Zuspruchs des Publikums erfreuen und den kulturellen Austausch aufs glücklichste fördern.

Das alles gibt zu großer Freude Anlaß: doch muß man sich stets bewußt sein, daß auch

echte Freundschaft des behutsamen Schutzes und der besonderen, ständigen Pflege bedarf, besonders bei der Jugend. Es wäre verfehlt und schädlich, wenn wir nun der Auffassung wären, alles sei ja erreicht und wir könnten die Hände in den Schoß legen . . .

Zu den Institutionen, die insbesondere diese geschichtlichen Erfahrungen mit Beharrlichkeit und nun schon respektabler Tradition wieder ins Bewußtsein rufen, gehört der Landesverein Badische Heimat, den ich zu seinem 75jährigen Bestehen herzlich beglückwünschen möchte.

²⁾ Hierzu und zum folgenden vgl. Ingeborg Krummer-Schroth: Kunst in Freiburg. Freiburg 1969, bes. S. 26 ff.

³⁾ Krummer-Schroth, S. 28

⁴⁾ Zit. nach Walter Hotz: Handbuch der Kunstdenkmale im Elsaß und in Lothringen. München — Berlin 1970, S. 123

⁵⁾ Leo Alexander Ricker: Freiburg. Aus der Geschichte einer Stadt. Freiburg 1964, S. 70 (dort weitere Literatur)

⁶⁾ vgl. Michel Parent: Vauban. Paris 1971

⁷⁾ Ricker, S. 71

⁸⁾ Hermann Kopf: Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677—97. Freiburg 1970, S. 77 (dort weitere Literatur)

⁹⁾ Kopf, S. 87

¹⁰⁾ Kopf, S. 86, 87

¹¹⁾ Nicht nur in seinem Buch „Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland“, München — Zürich 1979, sondern auch in zahlreichen anderen Veröffentlichungen (namentlich über St. Blasien) sowie Vorträgen hat Dr. Wörner stets auf den wesentlichen Einfluß Frankreichs auf die Baukunst in Süddeutschland im 18. Jh. hingewiesen.

¹²⁾ Friedrich Walter: Stéphanie Napoleon. Lebensweg und Weggenossen. 1789—1860. Baden-Baden (ca. 1947)

Rudolf Haas: Stéphanie Napoleon. Großherzogin von Baden. Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland. 1789—1860. Mannheim 1976

¹³⁾ Marc Hillel: L'occupation française en Allemagne. 1945—1949. Paris 1983

Anmerkungen

Meinem Freund Dr. Hans Jakob Wörner, Neuenburg, bin ich für seine Hilfe beim Abfassen dieses Beitrages sehr zu Dank verpflichtet.

¹⁾ Fritz Schülin u. a.: Haltingen. 767—1967. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte. Haltingen 1967, S. 44. — Hier und im folgenden stützen wir uns auf die gründliche Arbeit von Fritz Schülin

Schon mit dem ersten Eintritte, könnte man sagen, findet sich der Fremde in Freiburg wohl und heimisch; und sogar auf durchziehende Feinde machte der erste Anblick der Stadt gewöhnlich den besten Eindruck. Man erinnert sich noch häufig, schon im Jahre 1797, als Moreau auf seinem berühmten Rückzuge durch Freiburg kam, von den, obwohl erbitterten flüchtigen Truppen, den fast unwillkürlichen Ausruf der Überraschung gehört zu haben:
Quelle jolie petite ville!

Heinrich Schreiber, Freiburg im Breisgau und seine Umgebungen, Geschichte und Beschreibung, Freiburg in der Herderschen Kunst- und Buchhandlung, 1825

Bewährtes partnerschaftliches Miteinander

Landrat Dr. Emil Schill, Freiburg

Die Anfänge enger Wechselbeziehungen zwischen Freiburg und seinem Umland gehen zurück bis in die Stadtgründung, die in die Regentenzeit des Zähringer Grafen Bertold III. fällt. Ihn bezeichnet der „Rotulus Sanpetrinus“ als *Advocatus noster*. Diese Aussage bezieht sich auf das ganze Herrschaftsgebiet. Seit dem Jahre 1093 ist die Klosterkirche der Benediktinermönche, die vom Kloster Hirsau gekommen waren, die Grablege der Grafen von Zähringen.

Wie schon die Zähringer Freiburg und die ganze Region als eine geopolitische, kulturelle und wirtschaftliche Einheit betrachteten, so blieb dies auch nach dem Aussterben dieses Geschlechts im Verlaufe der Jahrhunderte bis hin zur Gegenwart. Und daran wird sich auch in der Zukunft nichts ändern. Der 1973 im Zuge der Kreisreform gebildete Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald mit seinen über 200.000 Einwohnern umsäumt die Stadt Freiburg, die jetzt 180.000 Einwohner zählt. Fast 100 km lang erstreckt sich die gemeinsame „Kreisgrenze“, vom Glottertal im Norden sich nach Süden hinziehend, über das Dreisamtal bis auf die Höhen des Schauinsland. Im Süden tangiert sie Weinanbaugelände des Batzenbergs und der Vorbergzone des Schwarzwaldes. Im Westen verläuft sie über die Lößhalden des Tunibergs und von dort nordwärts durch die Marchregion bis an die Kreisgrenze des Nachbarkreises Emmendingen.

Hand in Hand — Stadt und Land

Symbol für die engen wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen der Stadt Freiburg und seinem Umland ist der Freiburger Wochenmarkt, wo sich im Schatten des Münsters „Unserer Lieben Frauen“ ein reger Handel,

hauptsächlich mit Landprodukten, vollzieht. Zum Colorit des Stadtbildes von Freiburg gehören die Weinfeste ebenso wie die auf Sonderkulturen wie Obst und Gemüse spezialisierten Landwirte aus der March und vom Kaiserstuhl, aber auch die Handkäse-Verkäufer beispielsweise aus Hofgrund am Schauinsland.

Neue Züchtungen standortverträglicher Obstsorten im Lehr- und Versuchsgarten Freiburg-Opfingen, der von der „Beratungsstelle für Obst- und Gartenbau“ des Landratsamtes betrieben wird, verbessern seit vielen Jahren das Angebot des großen „Obstgartens am Oberrhein“. Das Rheintalklima schafft dabei günstige Voraussetzungen für „von der Sonne verwöhntes“ Qualitätsobst ebenso wie für den Weinbau am Kaiserstuhl, im Breisgau und im Markgräflerland.

Von großer Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung und Energieversorgung der Stadt und des Landkreises ist der Rheinhafen in Breisach, in dem jährlich rund 700.000 t Wirtschaftsgüter — vor allem Kohle, Öl und Kraftstoffe — umgeschlagen werden. Unter den deutschen Rheinhäfen steht er im Güterumschlag am Oberrhein hinter Mannheim, Karlsruhe und Kehl an vierter Stelle. In der Rheinhafen-GmbH halten die öffentlichen Hände zwei Drittel des Stammkapitals, davon die Stadt Freiburg 11,3% und der Landkreis 23%.

Traditionell eng sind zwischen Stadt und Landkreis auch die Beziehungen im Fremdenverkehr. Mit über 7 Millionen Übernachtungen pro Jahr ist der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald bekanntlich der größte Fremdenverkehrskreis in Baden-Württemberg. Mehr als die Hälfte der 50 Kreisgemeinden führen ein staatliches Fremdenverkehrsprädi- kat als Heilbad, heilklimatischer

Kurort, Kneippkurort, Luftkurort und Erholungsort. Freiburg seinerseits ist ebenfalls stark auf den Fremdenverkehr hin orientiert. Stadt und Landkreis ergänzen sich sinnvoll. Das Naherholungsangebot des Landkreises ist vielfältig: Wälder, Berge, Täler, Thermen, der Wein und eine gute Gastronomie unmittelbar „vor den Toren der Stadt“. Beliebt sind in den Wintermonaten die nah erreichbaren Wintersportgebiete. Im Sommer laden die Höhen des Schwarzwaldes zum Wandern, die Bergseen wie Schluchsee und Titisee zum Segeln und zum Baden ein.

Dem Bedürfnis nach aktueller und umfassender Information für Bürger und Touristen kommt in Kürze ein Auskunfts-Counter des Landkreises in den Räumen des Städtischen Verkehrsamtes entgegen.

Eine wichtige Rolle spielen die Verkehrsbeziehungen zwischen der Stadt und dem Landkreis. Alle großen Verkehrslinien führen entweder nach Freiburg oder — wie die Autobahn — nahe an der Stadt vorbei. Seit seiner Gründung liegt Freiburg im Schnittpunkt der Handelsstraßen in west-östlicher und in nord-südlicher Richtung. Vor allem seit dem 19. Jahrhundert hat sich Freiburg mehr und mehr zu einem Oberzentrum für die Oberrheinregion zwischen Offenburg und Basel entwickelt.

Um die Verbesserung der heutigen Verkehrsbeziehungen auf Schiene und Straße bemüht sich im Großraum Freiburg angesichts ständig wachsenden Verkehrs eine Nahverkehrskommission, bestehend aus Vertretern verschiedener Verkehrsträger sowie der Stadt Freiburg und der beiden Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen. Während seit 1. Januar 1984 die kreisrelevanten Binnenverkehre in eigener Zuständigkeit bearbeitet werden, werden Problemlösungen des die Kreisgrenzen überschreitenden Verkehrs aufgrund einer 1983 getroffenen öffentlich-rechtlichen Vereinbarung von der „Nahverkehrskommission für den Stadtkreis Freiburg und die Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen“ angestrebt.

Nahziel ist die Schaffung eines Verkehrs- und Tarifverbunds im Bereich des öffentlichen Personennahverkehrs für den Großraum Freiburg.

Nach Freiburg als Oberzentrum — Sitz zahlreicher Behörden, einer Universität und einer Musikhochschule, mehrerer Fachhochschulen, Berufs- und Berufsfachschulen, Standort vieler Industrie- und Gewerbebetriebe sowie Handelsgeschäfte — pendeln aus dem Umland Woche für Woche täglich rund 50.000 Personen. Sie tragen damit in erheblichem Umfang zur Stärkung der Wirtschaftskraft der Stadt bei. Arbeiten in der Stadt und Wohnen auf dem Lande ist für viele zu einer unverzichtbaren Lebensphilosophie geworden. Die landschaftlichen Vorzüge vieler Landkreisgemeinden, eine gute Wohnqualität und die sehr ausgeprägt entwickelte Infrastruktur des Stadtumlandes erfreuen sich einer hohen Wertschätzung.

Von lebenswichtiger Notwendigkeit für die Bevölkerung der Stadt Freiburg ist die Wasserversorgung. Sie wird sichergestellt durch die Tiefbrunnen im Dreisamtal und das große Wasserwerk bei Bad Krozingen-Hausen. Täglich werden aus diesen Brunnen 40.000 bis 50.000 cbm Wasser gefördert.

Zusammenarbeit auf kulturellem und sozialem Gebiet

Zahlreiche kulturelle und soziale Einrichtungen werden gemeinsam von der Stadt Freiburg und dem Landkreis betrieben.

Obenan ist da die Kreisbildstelle für die Stadt und den Landkreis zu nennen, die als eine der modernsten Mediotheken der Bundesrepublik über ein großes Repertoire an Bild- und Tonträgern (Filme, Diaserien, Tonbänder, Videokassetten) verfügt und damit vor allem Schulen, Weiterbildungseinrichtungen und Vereine bedient.

Im Berufsschulzentrum in der Bissierstraße sind neben der Gewerbeschule die Landwirtschaftlichen und Hauswirtschaftlichen Schulen untergebracht. Das Schulzentrum wurde

1979 mit finanzieller Beteiligung des Landkreises errichtet.

Im gymnasialen Bereich verwirklichte der Landkreis ein großzügiges Neu- und Erweiterungsprogramm zur Entlastung der städtischen Gymnasien. So entstanden in den 70er Jahren neue Gymnasien in Kirchzarten und Gundelfingen. Damit wurde ein bis dahin bestehendes Bildungsgefälle zwischen der Stadt und dem Landkreis beseitigt. Kinder peripherer Stadtteile besuchen Schulen im Landkreis und umgekehrt, ohne daß sich im Unterrichtsangebot ein qualitativer Unterschied ergibt.

Und schließlich werden in der Sonderschule für Sprachbehinderte, die in der Lortzingschule untergebracht ist und in der Sonderschule für Geistigbehinderte in Freiburg-Günterstal Kinder aus dem Stadt- und dem Landkreis unterrichtet. In beiden Fällen erweist sich das Miteinander von Stadt und Land aus schulischen Gründen als sinnvoll.

Um der Sache willen als gut zu bezeichnen ist die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Kreis auch auf dem Gebiete der Weiterbildung. Die Volkshochschule Freiburg unterhält in zwei Gemeindenkreisen Außenstellen. Gemeinsam mit der Jugendmusikschule Freiburg und dem Kreis Emmendingen finden alljährlich die Regionalwettbewerbe „Jugend musiziert“ statt, die die Voraussetzungen bilden für die Landeswettbewerbe und den Bundeswettbewerb. Hoch einzuschätzen ist auch die gute Zusammenarbeit zwischen der in Freiburg beheimateten Staatlichen Musikhochschule und den sieben im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald tätigen Jugendmusikschulen.

Als Beweis dafür, daß der Landkreis die hohe Kulturleistung des Freiburger Stadttheaters für die Region gebührend einzuschätzen weiß, möge die Tatsache gelten, daß sich der Kreis seit dem Zweiten Weltkrieg Jahr für Jahr mit einem Zuschuß aus Mitteln des Kreishaushaltes am Theater beteiligt. Von ursprünglich 10.000 DM wurde dieser Zuschuß auf inzwischen 60.000 DM

pro Jahr erhöht. Das Interesse der Landkreisbevölkerung an Opern-, Operetten- und Dramenaufführungen schlägt sich nicht unerheblich in den steigenden Besucherzahlen des Freiburger Theaters nieder.

Auf sozialem Gebiet erweist sich die gemeinsame Trägerschaft bei den Kommunen, beim Altenpflege- und beim Übergangshaus Freiburg-Landwasser als gut und zweckmäßig. In der Federführung des Diakoniekrankenhauses werden 110 pflegebedürftige ältere Menschen im Altenpflegeheim betreut. Das Übergangshaus mit Werkstätten beherbergt 25 bis 30 psychisch kranke Menschen, denen durch die Betreuung im Heim der Wiedereinstieg ins berufliche Leben ermöglicht werden soll. Beide Einrichtungen werden aufgrund einer Vertragsvereinbarung zu je einem Drittel von Personen aus dem Landkreis und zu zwei Dritteln von Personen aus der Stadt Freiburg belegt.

Die Wahrnehmung und Abstimmung der eigenen Interessen vollzieht sich aber auch in politischen Gremien wie dem Regionalverband Südlicher Oberrhein und grenzüberschreitend in der Cimab, der Interessengemeinschaft Mittleres Elsaß-Breisgau, in der rechtsrheinisch neben den beiden Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen die Stadt Freiburg und zahlreiche Kreisgemeinden auf kommunaler Ebene raumordnende Planungen, Umweltprobleme wie die Rhein- und Grundwasserversalzung am Oberrhein, die Betreibung von Kernkraftwerken und das Waldsterben, ferner Grenzgängerfragen, die Sicherung von Arbeitsplätzen, die Verbesserung der Verkehrsbeziehungen sowie die kulturelle und touristische Zusammenarbeit über den Rhein hinweg diskutiert und Problemlösungen gesucht werden.

Im Bereich des Umweltschutzes sind die mittel- und langfristige Müllbeseitigung ein Problem, das gemeinsamer Überlegungen und Anstrengungen bedarf. Der Vollständigkeit halber zu nennen ist auch die Abwasserbeseitigung, die dank gemeinsamer Anstrengun-

gen des Landkreises und seiner Gemeinden mit der Stadt bei hohen Investitionskosten im „Abwasserverband Breisgauer Bucht“ eine befriedigende Lösung gefunden hat. Sie ist als modell- und beispielhaft für ganz Baden-Württemberg anzusehen.

Als überaus nützlich hat sich die kommunale Datenverarbeitung im Regionalen Rechenzentrum Südlicher Oberrhein für die Kommunen und Landkreise erwiesen. In vielen Bereichen konnte die Effizienz der Verwaltungsarbeit durch eine Rationalisierung und Standardisierung der Programme im Bereich des Einwohner-, Finanz-, Gebühren- und Personalwesens gesteigert, aber auch andere Aufgabenbereiche kommunaler öffentlicher Verwaltungen kostengünstiger im Interesse des steuerzahlenden Bürgers gestaltet werden.

Als kostengünstiger erweist sich auch die verwaltungsmäßige Wahrnehmung der landkreisbezogenen Abwicklung des Lastenausgleichs durch die Stadtverwaltung und die Arbeit des Versicherungsamtes für beide

Kreise durch das Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald.

Und schließlich verdient die Zusammenarbeit der Freiburger Feuerwehr mit dem Landkreis lobende Erwähnung. Bewährt hat sich auf diesem Gebiet die zentrale Funkalarmierung bei der „Brandwache“, die bei Brand- und Katastrophenfällen einen raschen gezielten Einsatz der Wehren und der Rettungseinheiten gewährleistet. Von der gemeinsam zu bauenden Atemschutz-Übungsstrecke erwarten wir für unsere Wehren im Landkreis einen verbesserten Ausbildungsstandard.

Aus den Darlegungen ergibt sich, daß in der Vergangenheit zwischen der Stadt und dem Landkreis viele Probleme auf allen Gebieten gemeinsam angegangen und gelöst werden konnten. Das partnerschaftliche Miteinander hat sich in vielfältiger Weise bewährt. Die engen Wechselbeziehungen in der Zukunft weiter auszubauen, ist uns im Interesse der 380.000 Bürger, die in der Stadt Freiburg und im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald leben, zum Wohle beider ein besonderes Anliegen.

Das Erzbistum Freiburg

Albert Bissinger, Freiburg

Die durch Napoleon verursachte Säkularisation und die auf ihn zurückgehende Neuordnung der deutschen Länder in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jh. hatten die Strukturen der Kirche in Deutschland weitgehend zerstört. Mit dem Besitz der geistlichen Fürstentümer sollten die weltlichen Fürsten für das an Frankreich verlorene linksrheinische Gebiet entschädigt werden. Durch die Gunst des Franzosenkaisers konnte Carl Friedrich, Markgraf und seit 1803 Kurfürst von Baden, sein Land von 1803—1810 über das vierfache vergrößern. 1771 war ihm durch Erbvertrag schon die Baden-Badener Markgrafschaft zugefallen. 1806 wurde Baden am Ende des alten Reiches zum Großherzogtum erhoben. Der Wiener Kongreß (1815), der nach den Napoleonischen Kriegen Bilanz über Europa zog, beließ das Großherzogtum Baden, das nach der Konzeption Napoleons eine Pufferzone zwischen Frankreich und Süddeutschland sein sollte, auf der Landkarte. Der Kongreß stellte jedoch die geistlichen Fürstentümer nicht wieder her. So lag die ganze Bistumsorganisation in Deutschland völlig darnieder. Die neuen Staaten in Deutschland, zumeist auch von protestantischen Fürsten regiert (außer Bayern), wollten es in ihrem Territorium nur mit einem katholischen, in ihrem Land residierenden, Bischof zu tun haben. Im Jahre 1815 waren nur noch fünf deutsche Bischofsstühle besetzt.

Nach Zustandekommen des neuen Landes Baden versuchten die Großherzöge auch die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen. Immerhin war da noch der ehemalige Kurfürst von Mainz, aber noch Bischof (seit 1800) von Konstanz, gleichzeitig Primas des Rhein. Bundes und Metropolit für die Bistumsreste auf badischem Gebiet, Karl Theodor von

Dalberg, der als Erzbischof von Regensburg dort residierte. Das Bistum Worms, zu dem die Dekanate Heidelberg, Waibstadt und Weinheim gehörten, war 1801 aufgehoben worden. 1814 wurde der schweizerische, 1817 der württembergische und bayerische Anteil vom Bistum Konstanz losgelöst. Der badische Anteil sollte in einem neu zu schaffenden „Landesbistum“ aufgehen. Die anderen Teile des Großherzogtums gehörten einst zu Straßburg, Speyer, Würzburg und Mainz (dann Regensburg). In Bruchsal, der ehemaligen Residenz des Speyerer Bischofs, war noch bis zum 24. 11. 1827 ein Generalvikariat. Die alten Markgrafschaften gehörten größtenteils zum Bistum Speyer, das sich bis zur Oos erstreckte. Der letzte Bischof des alten Speyerer Bistums, Wilderich von Walderdorff, war 1810 gestorben. Eine Zeitlang gab es für die ehemals straßburgischen Dekanate ein Vikariat in Ettenheim. Bei der katholischen Kirche mit ihrer Bindung an den Papst gestalteten sich die Verhandlungen schwieriger als etwa bezüglich einer badischen evangelischen Landeskirche. Sie konnten aber unter dem dritten Großherzog Ludwig, dem dritten Sohn Carl Friedrichs, zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden. Die mit Rom verhandelnden Regierungen vertraten das sogenannte „Staatskirchentum“, eine Auffassung, die dem Landesherrn weitgehende Befugnisse über die Kirchen zubilligte. Maria Therasias Sohn Joseph II. war ein profiliert Verfechter dieser Auffassung gewesen. In Baden führte diese Idee von der Macht des Staates über die Kirche später zum badischen Kirchenstreit und Kulturkampf. Von 1868 bis 1882 blieb deshalb der neugeschaffene Bischofsstuhl unbesetzt. Die Staaten, die mit Rom verhandelten, anerkannten zwar die päpstlichen Bullen, die

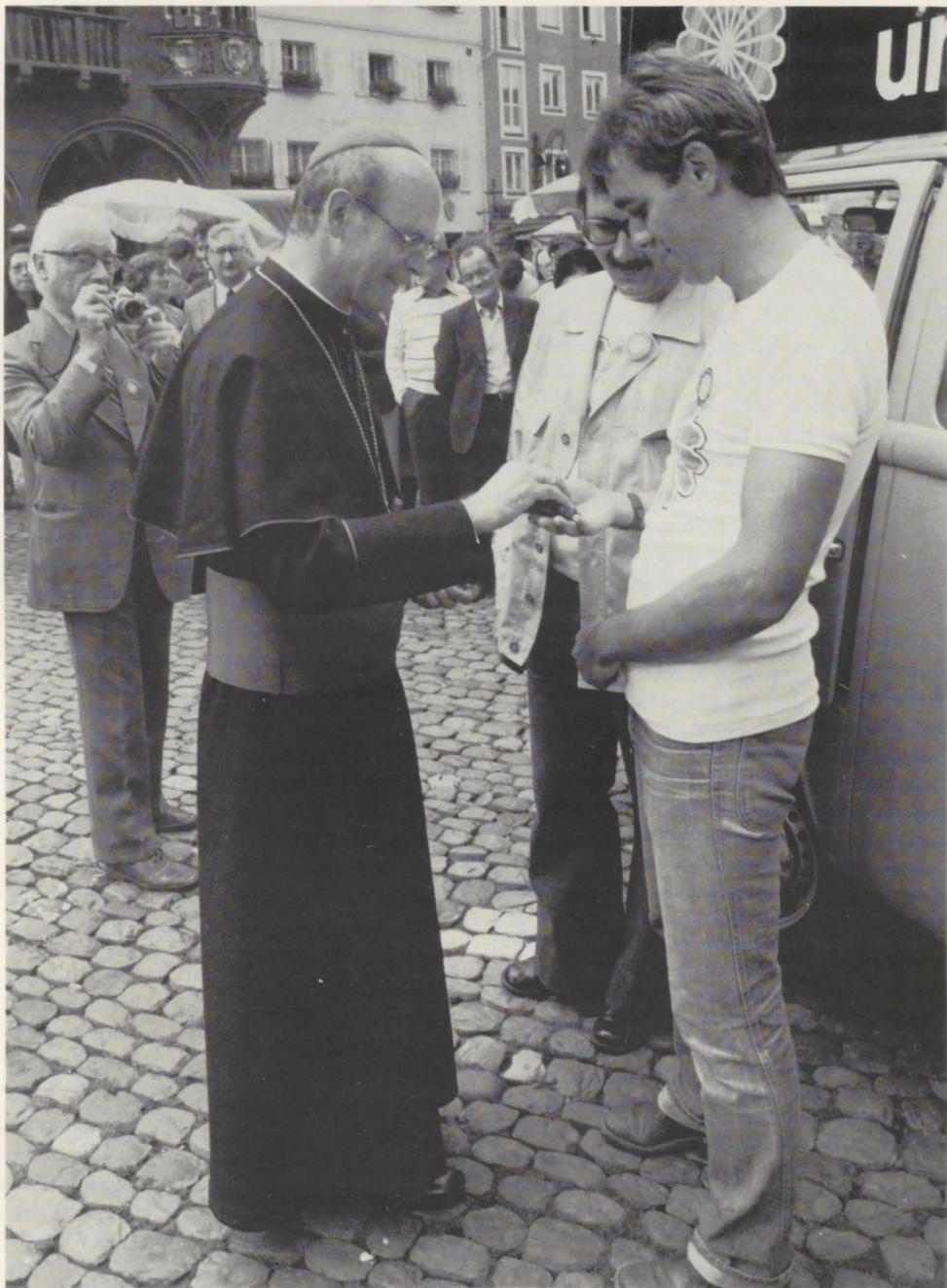
die neue kirchliche Organisation schufen, betonten aber kraft landesherrlicher Autorität die volle Staatsaufsicht über die Kirche. Sie publizierten 1830 gleichlautende „Landesherrliche Verordnungen betr. die Ausübung der verfassungsmäßigen Schutz- und Aufsichtsrechte über die Katholische Kirche“. Bei den Verhandlungen mit Rom mußte natürlich auch ein Bischofssitz für das neu zu schaffende Landesbistum vorgeschlagen werden. Es bot sich Bruchsal als ehemalige Residenz eines Bischofs an. Der Großherzog und seine Minister wollten den Bischof in der Nähe haben. Sehr stark wurde Rastatt in Betracht gezogen, aber auch Ettlingen, das Karlsruhe am nächsten lag. Mit Recht, so wurde damals befunden, gibt es nur eine Kirche in Baden, die würdig ist, Kathedrale zu werden: Das herrliche Münster zu Freiburg im Breisgau. Und so wurde diese alte vorderösterreichische Stadt, fernab von der Residenz des Großherzogs, zum Sitz des neuen Bistums bestimmt. Die beiden hohenzollerischen Fürstentümer, die lieber zum badischen Bistum wollten als zum württembergischen, favorisierten Freiburg. Freiburgs Pfarrkirche, die eine wohlhabende und fromme Bürgerschaft erbaut hatte, wurde eine der schönsten Bischofskirchen Deutschlands.

Das Gebiet unseres Landesbistums wurde mit der päpstlichen Zirkumskriptionsbulle „Provida solersque“ vom 16. August 1821 umschrieben. Das Dokument wurde durch Fundationserlaß Großherzog Ludwigs am 16. Oktober 1827 zusammen mit der Ergänzungsbulle „Ad Dominici gregis custodiam“ vom 11. April 1827 staatlicherseits angenommen. Das Landesbistum sollte den Metropolitansitz für das wiedererrichtete Bistum Mainz und die neuerrichteten Bistümer Rotenburg, Limburg und Fulda in einer „Oberrheinischen Kirchenprovinz“ innehaben. Von den damals 41 Dekanaten stammten 23 aus dem alten Konstanzer Bistum, 3 aus dem Bistum Straßburg, 6 aus dem Bistum Speyer, 3 aus dem ehemaligen Bistum Worms, 4 aus

dem Bistum Würzburg und 2 aus dem Bistum Regensburg (früher Mainz). Insgesamt wurden 810 Pfarreien und Pfarrkuratien nach einer „Statistischen Darstellung des Erzbisthums Freiburg“, erschienen 1828, gezählt.

Der erste Freiburger Erzbischof wurde Bernhard Boll, Professor und Münsterpfarrer in Freiburg, geboren am 7. 6. 1756 in Stuttgart. Er war vor deren Aufhebung Konventuale der Zisterzienserabtei Salem gewesen. Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, geboren am 4. 11. 1774 in Dresden, unter Fürstbischof von Dalberg Generalvikar in Konstanz und nach dessen Tod 1817 zum Bistumsverweser (Kapitularvikar) gewählt, wäre wohl als erster Kandidat für den erzbischöflichen Stuhl in Frage gekommen. Aus unterschiedlichen Gründen war er weder in Karlsruhe noch in Rom genehm. Der Papst hatte ihn auch nicht als Kapitularvikar anerkannt. Etwa hundert Jahre nach seinem Tod (1860) erfuhren manche seiner Anliegen auf dem zweiten Vatikanischen Konzil eine späte Würdigung. Bernhard Boll wurde am 21. Oktober 1827 in Gegenwart von Großherzog Ludwig in der Universitätskirche zu Freiburg zum Bischof konsekriert, danach feierlich zum Münster geleitet und als erster Erzbischof von Freiburg inthronisiert. Die Bischofsweihe erteilte der Kölner Erzbischof Graf von Spiegel. So konnte die Erzdiözese 1977 ihr 150jähriges Bestehen feiern.

Der Wiederaufbau der Kirchenorganisation im Deutschland des 19. Jh. wurde um den Preis der Anerkennung der Staatshoheit über die Kirche erkaufte. Böse Konflikte zwischen Kirche und Staat wurden damit grundgelegt. In Baden ging dem sogenannten „Kulturkampf“ der badische Kirchenkampf voraus, auf dessen Höhepunkt im Mai 1854 sogar der greise Erzbischof Hermann von Vicari verhaftet und in seinem Palais arretiert wurde. Es ging dem mutigen Erzbischof um die alleinige Zuständigkeit der Kirche in der Besetzung der Pfarreien, in der Bildung des Priesternachwuchses, im Religionsunterricht



Erzbischof Dr. Oskar Saier auf dem Katholikentag 1978 in Freiburg
(Bild- und Filmstelle der Erzdiözese Freiburg, Foto: Christoph Hoppe, Freiburg)

und in der Verwaltung des Kirchenvermögens. All dies beanspruchte für sich die Staatsgewalt. Die französischen Katholiken schenken dem Bekennerbischof aus Bewunderung einen Bischofsstab, der gelegentlich heute noch von den Erzbischöfen benutzt wird. Die erzwungene Sedisvakanz von 1868—1882, während der Bistumsverweser Weihbischof Lothar von Kübel die Erzdiözese verwaltete, wurde schon erwähnt. Eigentlich zog sich die Konfrontation zwischen Staat und Kirche, wenn auch seit den achtziger Jahren des 19. Jh. langsam abklingend, doch bis zum Ende des ersten Weltkrieges hin. Die Kulturkampfmaßnahmen bewirkten in Deutschland eine stärkere Hinwendung der Katholiken zum Papst. Sie ließen auch die Zentrumsparterie entstehen, die in Baden sich zuerst „Katholische Volkspartei“ nannte.

Vier Katholikentage (früher Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands) fanden innerhalb des ersten Jahrhunderts des Bestehens der Erzdiözese in ihr statt, nämlich 1859, 1875 und 1888 in Freiburg; 1902 in Mannheim. Sie übten eine starke Integrationskraft auf die katholischen Gläubigen aus und waren Ausdruck und zugleich Stärkung der im 19. Jh. entstandenen katholischen Laienbewegung, die voll hinter der Kirchenleitung stand. 1858 waren es Franz Josef von Buß und Adolf Kolping, die der Veranstaltung ihr Gepräge gaben. 1875 standen Probleme der Industriearbeiter im Mittelpunkt. Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler aus Mainz hielt die Hauptrede. Auch 1888 war die soziale Frage in christlicher Schau das Hauptthema.

Nachdem schon unter den Erzbischöfen Johann Christian Roos (1886—1896) und Thomas Nörber (1898—1920) eine Konsolidierung des kirchlichen Lebens erreicht werden konnte, war das nun durch den Schutz der Kirchenartikel der Weimarer Verfassung unter Erzbischof Carl Fritz (1920—1931) in freier Entfaltung um so mehr möglich. Die Kirchen wurden Körperschaften des öffentli-

chen Rechtes. Mit dieser verfassungsmäßigen Verankerung unterblieb einerseits die von manchen befürwortete Trennung von Kirche und Staat, erhielten die Kirchen andererseits in einem bisher nicht gekannten Ausmaß den ihnen für ihre Aufgaben notwendigen Freiheitsraum. Wegweisend für die Aufbauarbeit war die vom 6.—9. September 1921 in Freiburg stattfindende Diözesansynode, die erste seit Errichtung der Erzdiözese. Es konnte sich reiches religiöses Leben in Freiheit entfalten. Ordensniederlassungen konnten wieder gegründet werden. Das katholische Vereinswesen blühte auf. Einen Höhepunkt der zwanziger Jahre bildete der Freiburger Katholikentag von 1929. Sein Thema „Rettet die christliche Familie“ ist heute noch von brennender Aktualität. Der damalige Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., trug auf der Schlußkundgebung die katholische Lehre über Familie, Kirche und Staat in einer programmatischen Rede vor. Dieser fünfte Katholikentag in der Freiburger Diözese war eine machtvolle Demonstration der Stärke des damaligen Katholizismus.

Aber auch bei uns wurde, ähnlich wie auch in den anderen deutschen Ländern, der Wunsch nach einer konkordatären Festschreibung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche immer drängender. Das am 19. 10. 1859 einmal zustandgekommene Konkordat, von den Ständekammern abgelehnt, wurde damals vom Papst wieder annulliert. Es hatte versucht zu vermitteln. Jetzt stand dem Staat ein anderer Partner gegenüber. Mit dem neuen Erzbischof Dr. Conrad Gröber (1932—1948), zuvor Bischof von Meißen und vorher Domkapitular in Freiburg, dem Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im badischen Landtag Prälat Dr. Ernst Föhr und Kardinalstaatssekretär Pacelli konnten Konkordatsverhandlungen zu einem Abschluß gebracht werden. Unter dramatischen Begleitumständen konnte am Vorabend vor der Machtergreifung Hitlers 1932 noch das badische Konkordat im Landtag ra-



Bischofsweihe von Prof. Dr. Paul Wehrle am 5. Juli 1981 durch Erzbischof Dr. Oskar Saier. Mitkonsekratoren waren rechts vom Erzbischof der Bischof von Eichstätt Dr. Alois Brems, links Weihbischof Dr. Karl Gnädinger

(Bild- und Filmstelle der Erzdiözese Freiburg, Foto: Christoph Hoppe, Freiburg)

tifiziert werden. Zu Anfang der Hitlerära wollte der dynamische Erzbischof, nun vertraut mit den Problemen, der Kirche in Deutschland zu einem Reichskonkordat verhelfen. Er fungierte als Verbindungsmann zwischen Rom und Berlin und hoffte, in dieser Zeit mit den Nationalsozialisten einen modus vivendi zu finden. Allerdings war er bereit, um die Arbeit der Kirche in ihren zahlreichen Verbänden, Organisationen und Aktivitäten abzusichern, den politischen Katholizismus zu opfern. Am 20. 7. 1933 wurde das Reichskonkordat in der Vatikanstadt unterschrieben und am 10. 9. 1933 ratifiziert

und in Kraft gesetzt. Nur sollte das totalitäre System die Vereinbarungen bald einseitig brechen. Ab 1935 ungefähr wurde sich Erzbischof Dr. Gröber über die christentumsfeindliche Grundeinstellung Hitlers klar. Er wurde zu einem entschiedenen Gegner der braunen Machthaber und bekämpfte sie, besonders während der Jahre des schrecklichen 2. Weltkrieges in Wort und Schrift. Am 27. November 1944 wurde Gröbers Palais am Münsterplatz zusammen mit einem Großteil der Altstadt Freiburgs ein Opfer der Bomben. Der Erzbischof mußte in das weniger getroffene Ordinariat umziehen. Der Zu-



Links: Erzbischöfliches Ordinariat, erbaut unter Erzbischof Dr. Thomas Nörber von Rainmund Jeblinger (1903–1906)
(Foto: Bissinger)

sammenbruch 1945 teilte die weitgestreckte Erzdiözese in eine französische und amerikanische Besatzungszone auf. Bei den Besatzungsmächten war der Erzbischof als einzig verbliebene Autorität anerkannt. Er konnte auch Fundamente für den kirchlichen und staatlichen Wiederaufbau legen.

Nach Erzbischof Gröbers Tod am 14. 2. 1948 wählte das Domkapitel erstmals gemäß den Bestimmungen des 1932 abgeschlossenen badischen Konkordats den bisherigen Konviktsdirektor und Domkapitular Dr. Wendelin Rauch zum Nachfolger. Zuvor war Rauch Freiburger Diözesanpriester, Professor für Moraltheologie am Mainzer Priesterseminar gewesen. Gerade zur Zeit des Nationalsozialismus hatte Rauch unerschrocken katholische Ethik und Moral in seinen Vorlesungen und Schriften vorgetra-

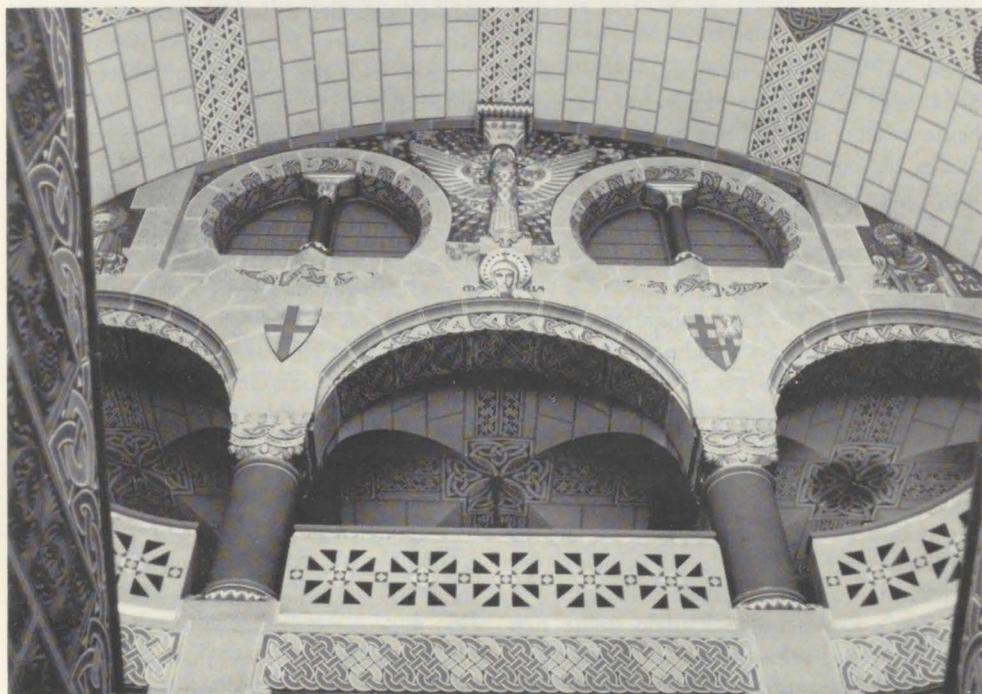
gen. Die Bomben von 1944 zerstörten ihm im Andlaw-Haus (Herrenstraße) das Manuskript eines umfassenden Werkes über katholische Sittenlehre. Am 28. Oktober 1948 wurde Erzbischof Rauch vom Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Frings zum Bischof geweiht und als Erzbischof inthronisiert. Weihbischof war schon seit 1924 Dr. Wilhelm Burger, unter Rauch auch Generalvikar. Rauch ging es vor allem darum, nicht nur materiell die Kriegsschäden zu beheben, etwa im Wiederaufbau der zerstörten Kirchen, Gemeindehäuser und Kindergärten — es war eine bedrückende Zahl zu verzeichnen —, sondern vor allem spirituelle Wiederaufbauarbeit einzuleiten. Lebendiger christlicher Glaube und überzeugend gelebte christliche Sittlichkeit waren die ersten und obersten Anliegen dieses Erzbischofs. Unermüdlich besuchte er die Pfarreien der weitgestreckten Diözese vom Bodensee bis zum Main. Die oberhirtlichen Entscheidungen fielen Rauch — im Gegensatz zu Gröber — nicht leicht. Nächtelang brannte oft die Lampe seines Zimmers im Ordinariatsgebäude, wo er wie sein Vorgänger auch wohnte. In die Zeit Rauchs als Freiburger Erzbischof fiel auch die Bildung des Landes Baden-Württemberg, welcher Vorgang im Diözesanklerus Zustimmung und Ablehnung auslöste. Das badische Konkordat wurde durch die Landesverfassung übernommen. Nach nicht ganz sechs Jahren im höchsten Amt der Erzdiözese nahm der Tod Erzbischof Wendelin Rauch den Hirtenstab aus der Hand.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Weihbischof (seit 1952) Dr. Eugen Seiterich, zuvor ordentlicher Professor für Fundamentaltheologie an der Freiburger Universität, davor langjähriger Seminarprofessor in St. Peter. Seiterich setzte die Linie Rauchs fort, dem er auch in einer bewahrenden Grundeinstellung innerlich nahe stand. Dabei war Seiterich durchaus offen für die theologischen und gesellschaftlichen Probleme, wie sie sich in den fünfziger Jahren abzeichneten.

Gerne beriet sich der neue Erzbischof auch mit Priestern fernab von Freiburg, die ihm geistig nahestanden, und entwickelte mit ihnen Konzeptionen für eine zeitnahe Verkündigung und Seelsorge. Ein früher Heimgang am 3. März 1958 ließ Erzbischof Seiterich keine Zeit mehr, Ansätze fortzuführen.

Eine längere Amtszeit war dem Nachfolger Erzbischof Dr. Hermann Schäufele beschieden, der auch wieder (seit 1955) zuerst Weihbischof seines Vorgängers gewesen war. Er wurde von Papst Pius XII., den Schäufele überaus verehrte und als Leitbild betrachtete, durch Bulle vom 14. 6. 1958 zum Erzbischof von Freiburg und Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz ernannt und am 16. September d. J. inthronisiert. Erzbischof Schäufele war geprägt vom Studium als Germaniker in Rom (auch Gröber und Rauch waren Germaniker gewesen). In Rom beeindruckte ihn tief der damalige Kardinal-

staatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., auf dessen Wort und Schrift sich der Erzbischof gerade während der ersten Jahre seiner Amtszeit gerne berief. Für Erzbischof Schäufele war die Mahnung 2 Tim 1,14 „Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt!“ unaufgebare Verpflichtung, wie sein späterer Weihbischof und Nachfolger Dr. Oskar Saier es einmal charakterisierte. Erzbischof Schäufele war nach Vikarsjahren Religionslehrer, Studentenseelsorger, Direktor des Collegium Borromaeum, Offizial und Domkapitular gewesen. Schäufele bestellte den verdienten ehemaligen Zentrumsolitiker und damaligen Pfarrer von St. Johann in Freiburg Prälat Dr. Ernst Föhr zu seinem Generalvikar. Sein Amtsnachfolger wurde 1969 Domkapitular Prälat Dr. Robert Schlund, später auch als Domdekan Schlund, der diese wichtigste



Treppenhaus des Ordinariatsgebäudes, ausgemalt von Franz Schillinger

(Foto: Bissinger)



Weibbischof Wolfgang Kirchgässner

Funktion des Generalvikars auch unter Schäufeles Nachfolger Erzbischof Saier bis heute ausübt und die Geschicke der Erzdiözese so entscheidend mitbestimmt, war lange Jahre Repetitor und Konviktsdirektor des Collegium Borromaeum gewesen. Er ist mit dem Werdegang der Diözesanpriester aufs engste vertraut.

Zusammen mit seinem langjährigen Weibbischof Dr. h. c. Karl Gnädinger (seit 12. 1. 1961, zuvor langjähriger Münsterpfarrer in Konstanz) war Erzbischof Schäufele einer der Konzilsväter des II. Vatikanischen Konzils 1962–1965. Nach seinen eigenen Worten sind „Konzilien im Lebensgang der Kirche immer Ereignisse, in denen das Selbstverständnis der Kirche und ihr Stehen in der Geschichte sich sammelt für ihre Aufgaben in der Zeit“. Erzbischof Schäufele stellte sich dem Auftrag des Bischofs-Kollegiums unter dem Nachfolger Petri, dessen Verantwortung für die Gesamtkirche das Konzil so

deutlich proklamiert hatte. Schäufele wurde Mitglied der „Kongregation für die Bischöfe“ in der päpstlichen Kurie und in der nun konstitutionalisierten Deutschen Bischofskonferenz, Mitglied der Kommission für gesellschaftliche und sozial-caritative Fragen. Erzbischof Schäufele war durchaus offen für die Notwendigkeiten moderner Seelsorge. Unter ihm erfolgte zweimal eine Neuordnung der Dekanate und die Einteilung der langgestreckten Erzdiözese in neun Regionen mit Regionaldekanen an der Spitze. Der jetzige Weibbischof (seit 1980) und Dompropst Wolfgang Kirchgässner erwarb sich als Leiter der Stabsstelle Diözesane Planung im Erzb. Ordinariat große Verdienste um diese Neugliederung. Schäufele blieben in der nachkonziliaren Zeit, die Polarisierungen auch unter dem Klerus bis hin zu Amtsaufgaben mit sich brachte, Enttäuschungen nicht erspart. Sie trafen ihn als tieffrommen Priester sehr schwer. Am 26. 6. 1977, mitten im Jubiläumsjahr der Erzdiözese beim Beten des Rosenkranzes in der Kirche seines Urlaubsortes, wurde Erzbischof Schäufele von seinem Oberhirtenamt abberufen.

Das Domkapitel wählte Weibbischof Dompropst Karl Gnädinger zum Kapitelsvikar. Beim Neujahrsempfang 1978 bedauerte der damalige Dekan des Kapitels Breisach-Endingen Wolfgang Kirchgässner, daß der bei den Gläubigen und dem Klerus so beliebte Weibbischof, dessen Wort die Herzen aufschließt, nicht ein paar Jahre jünger sei, damit er der künftige Oberhirte sein könnte. Erzbischof wurde nach langer Sedisvakanz Dr. Oskar Saier, der als Regens des Priesterseminars 1972 dem Freiburger Erzbischof als zweiter Weibbischof beigegeben worden war, damals ein Novum in der Diözesangeschichte. Saier hatte in München kanonisches Recht studiert und als Wissenschaftlicher Assistent am Kanonistischen Institut der Universität München bei Professor Mörsdorf promoviert. Am 7. 3. 1978 erwählt, von Papst Paul VI. am 15. 3. zum Erzbischof von Frei-

burg und Metropolen der Oberrhein. Kirchenprovinz ernannt, wurde Dr. Oskar Saier am 3. Mai 1978 feierlich in sein Amt eingeführt. Die erste große Aufgabe die dem damals eben sechsendvierzigjährigen Erzbischof zufiel, war das Präsidium des 85. Deutschen Katholikentages in Freiburg i. Br. Das Motto dieses großen Treffens war nach einem Jeremiawort „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“. Zu unserer Situation „zwischen Hoffnung und Angst“ sprachen so prominente Redner wie der Bischof von Aachen, Prof. Dr. Klaus Hemmerle und Staatsminister Prof. Dr. Hans Maier, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Beide Redner sind gebürtige Freiburger. Unvergessen bleibt, wie Klaus Hemmerle den Münsterturm, der den Feuersturm vom 27. November 1944 unversehrt überdauerte, als prophetisches Zeichen christlicher Hoffnung in der Eröffnungsansprache zeichnete. Ganz überraschend war in Freiburg auch ein „junger Katholikentag“, auf dem die Jugend deutlich präsent war.

Schon auf dem Katholikentag wurde deutlich, daß der junge Erzbischof das Gespräch sucht — und zuhören kann. Diese Linie hat Dr. Saier bis heute beibehalten. Er versteht sein Amt als Dienst, zu dem er sich nicht gedrängt hat. Bescheidenheit und Schlichtheit prägen das äußere Bild dieses Oberhirten, dem es aber ein Herzensanliegen ist, Begegnungen „draußen“ in der Erzdiözese zu suchen, nicht nur mit Priestern und Laien im kirchlichen Dienst, sondern auch mit Menschen am Arbeitsplatz. Dr. Saier ist Vorsitzender der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz. Wie allen Bischöfen ist dem Erzbischof der Priestermangel eine drückende Sorge, obwohl gerade in den letzten Jahren Freiburg mehr Priesterweihen hatte als andere deutsche Diözesen und das Collegium Borromaeum wieder „voll“ ist. Erzbischof Saier sorgt sich zutiefst um die Jugend als Zukunft unseres Volkes und unserer Kirche. Dr. Paul Wehrle wurde 1981

zweiter Weihbischof nach der Emeritierung von Dr. Karl Gnädinger. Er wurde Bischofsvikar für Jugendfragen; als ehemaliger Professor für Pastoral in Eichstätt ist er sicherlich hierfür kompetent und auch vom Lebensalter her jungen Menschen nahestehend. Weihbischof und Dompropst Wolfgang Kirchgässner ist Bischofsvikar für die zahlreichen Ordensleute in der Erzdiözese und Vorsitzender des Diözesancaritasverbandes. Zum Schluß dieser „Diözesankurzgeschichte“ noch einige statistische Angaben: Bei der Entstehung der Erzdiözese wurde 1828 eine Katholikenzahl von 833.741 registriert. 1933 wurden in einer Volkszählung 1.477.313 Katholiken in der Erzdiözese gezählt. Am 31. 12. 1982 zählte das Referat Statistik des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz 2.270.224 Katholiken in der Erzdiözese Freiburg. Neben dem Bevölkerungszuwachs schlägt sich hier der Zuzug katholischer Heimatvertriebener nach dem 2. Weltkrieg nieder. Er war auch mit Grund für die Errichtung neuer Seelsorgestellen. Pfarreien und Kuratien waren es 1936 = 965; heute sind es 1.085. Allerdings müssen zur Zeit 275 meist kleinere Pfarreien von Nachbarpfarrern mitbetreut werden.

Literatur

- Josef Bader, Badische Landesgeschichte, Freiburg 1836
 Realschematismus der Erzdiözese Freiburg, Freiburg i. Br. 1863
 Das Erzbistum Freiburg in seiner Regierung und seinen Seelsorgestellen, Freiburg i. Br. 1910
 Wilhelm Burger, Das Erzbistum Freiburg, Freiburg i. Br. 1927
 Handbuch des Erzbistums Freiburg I. Bd., Freiburg 1939
 Das Erzbistum Freiburg 1827—1977, Freiburg 1977 (darin ein Beitrag des Verfassers)
 Albert F. X. Bissinger, Ein Katholikentag mit Herz — in Freiburger Almanach 1978, Freiburg 1978
 Hermann Schäufele †, Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben, Freiburg 1979
 Erwin Keller, Conrad Gröber 1872—1948, Freiburg 1981

Vor dem Freiburger Münsterturm

*I mags chubm sage, wie s mer z Muet isch, nei,
un cha s vor Stuune schier nit usebringe:
Wenn i des Münster alueg, bini chlei,
das herlig Münster usem rote Stei. —
Was isch me für en Erdemensch, e gringe!
Ne Heimweh chunnt mi a zu alle Dinge.*

*Wenn i des Münster alueg, bini groß
un cha me mitem Turm in Himmel schwinge:
Stand i au dunten uf der lute Stroß
hör i im Gräms doch d Engel singe!
Ne guete Wille cha gar vil verzwinge —
So trait me, Zwerg un Ris, sii Erdelos.*

Hedwig Salm

*(In: S lebig Wort, Alemannische
Anthologie, Muuettersproch-Gesellschaft
Freiburg, 1978)*

Aufgaben und Probleme der Freiburger Münsterbauhütte

25 Jahre Restaurierung am Hauptturm

Wolfgang Jakob, Freiburg

Die Erbauer der großen mittelalterlichen Dome und Kathedralen errichteten ihre Gotteshäuser wohl in dem Bewußtsein, daß ihr Bauwerk für die Ewigkeit bestimmt ist. Stein als Baumaterial galt als Inbegriff solidester Bauweise.

Doch überall auf der Welt zeigt sich nun, daß der Zahn der Zeit auch den Stein anagt, ihn zerstören kann. Natürliche Verwitterung, hervorgerufen durch Wind, Regen, starke Temperaturunterschiede etc. sowie zu schwer oder zu leicht angelegte Bauteile, rostende Eisenteile oder in Bewegung geratene Untergründe, um nur einige Ursachen zu nennen, beanspruchen den Stein. Naturkatastrophen und Kriege haben die Baudenkmäler ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen. Erst unser Jahrhundert hat eine neue Gefahrenquelle geschaffen: den Steinzerfall auf Grund aggressiver chemischer Prozesse.

Gründe für den Steinzerfall

Auch das Freiburger Münster ist von diesen Gefahren bedroht. Die Luftverschmutzung setzt dem Sandstein stark zu und läßt ihn zerfallen. Forschungen vom Mineralogischen Institut der Universität Freiburg und Untersuchungen von Dr. Rönicke „Über die zerstörende Wirkung der Luftverunreinigung am Freiburger Münster“ haben eindeutig ergeben, daß das Schwefeldioxid die Hauptursache für die chemische Zerstörung des Sandsteines ist. Das Schwefeldioxid stammt aus der Verbrennung der durch Schwefelverbindungen verunreinigten Brennstoffe. Es

dringt in den Stein ein und wird durch Feuchtigkeitsaufnahme zu schwefliger bzw. Schwefelsäure verwandelt. Der Kalkanteil des Sandsteins — obwohl nur 3 bis 7% — wird durch die Säure zu Gips umgebildet. Das größere Volumen des Gipses sprengt den Sandstein auf und bewirkt ein Absanden bzw. Verkrusten der Oberfläche. Frosteinwirkung kann nun zusätzlich zerstörend eingreifen. Ölheizungen, Kohlekraftwerke und in geringerem Umfang der Autoverkehr sind die Verursacher. Die Turmrestaurierung der letzten 25 Jahre hat gezeigt, daß im Bereich der Sterngalerie zwischen 20 und 50 m über dem Münsterplatz die größten Schäden auftraten. (Abb. 1, Abb. 2) Dieser Bereich liegt etwa auf der Höhe der das Münster umgebenden Schornsteine. Ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung war in den 70er Jahren die Umstellung der Heizungen von Öl auf Gas beim Münster selbst und im näheren Bereich des Münsters sowohl bei den großen Warenhäusern als auch bei den Wohnhäusern. Es gibt bis heute noch kein chemisches Mittel, das den angegriffenen Sandstein *dauerhaft* schützt, zumal die verschiedenen Sandsteinsorten am Münster unterschiedlich reagieren. Verschiedene kleinere Versuche auch mit Steinersatzmittel (Mörtel) am Münster sind im Gange; sie werden beobachtet, doch kann ein Ergebnis erst Jahre bzw. Jahrzehnte später beurteilt werden.

Das Sandsteinmaterial

Am Turm des Freiburger Münsters finden sich vorwiegend 4 Sandsteinsorten, die beim



Abb. 1: Prophet am nordöstlichen Dreikantpfeiler in 50 m Höhe: Das Gesicht ist bereits zerstört, die ganze Figur mußte mit Drahtgeflecht gesichert werden, da Teile abzufallen drohten

Bau verwendet wurden. Der quadratische Unterbau des Turmes bis in Höhe des Zifferblattes ist weitgehend aus Sandstein von den Brüchen am Lorettoberg gearbeitet. Der Wechsel von rotem zu gelbem Stein ist typisch für dieses Material. Den „Berglerstein“, wie wir ihn nennen, erkennt man heute auch gut an den vielen kleinen Rissen, die meist gegen die natürliche waagerechte Schichtung des Steins verlaufen. Diese Risse — entstanden durch Verwerfung bei der Rheintalsenkung vor Tausenden von Jahren — waren wohl schon zur Bauzeit als feinste Haarrisse vorhanden, weswegen die Steinmetze im Mittelalter dieses Material nur im Verband und nur als Quadersteine verwendeten. Die um den Turmkörper herführenden Kaffgesimse sind aus Heimbacher Sandstein. Die Brüche von Heimbach bei Emmendingen lieferten jahrhundertlang Material für den

Münsterbau. Am Turm besteht das Oktogon bis zum Pyramidenansatz aus diesem Sandstein. Es zeichnet sich durch verschiedene Körnungen aus. Grobkörniges Material würde für großzügige Architekturteile verwendet, feinkörniges für filigrane Zierate. Aus diesen Steinbrüchen konnten große Blöcke gewonnen werden, die für Wasserspeier, Figurenbaldachine, Konsolen etc. Verwendung fanden.

Die Pyramide des Hauptturms besteht zum größten Teil aus Tennenbacher Sandstein. Lediglich die Krabben (Kantenblumen) sind wiederum aus Heimbacher Material gearbeitet. Die Steinbrüche in Tennenbach und Heimbach gehören geologisch gesehen dem gleichen Höhenzug an. Sie weisen von daher fast gleiche Strukturen auf. Bei beiden ist der Quarzanteil sehr hoch, was ihre zum Teil gute Qualität noch heute ausmacht. Der Tennenbacher Sandstein ist ursprünglich heller. Die heute sichtbare einheitliche Patina am Turm läßt nicht vermuten, daß der Turm zu seiner Bauzeit durch die verschiedenen Steinsorten im Ton viel stärker akzentuiert war. Dies verdeutlichen auch die Figuren. Alle Figuren sind bis auf wenige Ausnahmen aus dem rötlich-braunen Sandstein aus Allmendsberg gehauen. Das aus derselben Gegend wie die anderen stammende Material ist feinkörnig und weich und ließ sich sehr gut bearbeiten.

Die Bauhütte kann heute nicht mehr auf das Ursprungsmaterial zurückgreifen, da alle genannten Steinbrüche stilliegen oder schon vor längerer Zeit aufgegeben wurden. Das neue Material, das heute zur Restaurierung verarbeitet wird, entstammt dem Schwarzwälder Buntsandstein. Aus Brüchen bei Freudenstadt und Seedorf (bei Schramberg) wurde und wird der jetzige Sandstein gewonnen. Der hohe Quarzanteil des heutigen Materials bewirkt, daß Wasser nur sehr langsam und auch nur 1 bis 2 cm tief in den Stein eindringt. Für die Pfosten der Oktogonfenster wurde auch Sandstein aus dem Maintal herangezogen. Das für die Restaurierung



Abb. 2: Kopf des Propheten Moses am Dreikantpfeiler Südost aus der Zeit um 1300. Die fortschreitende Verwitterung (Risse) verlangte eine Sicherung mit Draht



Abb. 3: Das Holzgerüst am Münsterturm im Jahr 1919. 300 m³ Holz waren für das Gerüst notwendig

verwendete neue Material wird vom Mineralogischen Institut laufend untersucht, denn nur bestes Material aus gesundem Kernfelsen garantiert eine erneute Haltbarkeit für mehrere Generationen.

Bearbeitung und Versetztechnik

Die mittelalterlichen Steinmetze kannten zur Bearbeitung des Steines noch keine Maschinen. Jeder Stein am Turm wurde von Hand geschlagen, sobald er aus dem Bruch kam. Die letzte, sichtbare Oberflächenbearbeitung geschah mit der „Glatfläche“, einem beidhändig geführten Hiebwerkzeug. Am ganzen Turm findet man diese einheitliche Bearbeitung der gotischen Zeit. Alle Steine sind sauber und exakt gearbeitet. Die vor der „Glatfläche“ benutzten Werkzeuge sind transparent noch zu erkennen, dies verleiht den Steinen an sich und den Wandflächen eine lebendige Struktur.

Der eigentliche Turmkörper ist bis zur Stern-galerie zweischalig mit Quadern aufgemauert, d. h., der innere Kern der Mauer besteht aus Abfall- und Füllmaterial, das mit Kalk vergossen wurde, unterbrochen von sogenannten Bindern, die tiefer in das Mauerwerk einbinden. Vielfach sind die Kalkmörtelfugen an der Außenkante der Quader mit dünnen Gneisplättchen belegt, die ein Auswaschen der Fugen verhinderten. Bei freistehenden Teilen wie Säulen, Fialen (schlanke, spitzzulaufende Türmchen), Fenstermaßwerken, Kreuzblumen etc. wurden die Fugen mit flüssigem Blei vergossen.

Die Restaurierung des Hauptturmes

Seit der Gründung des Münsterbauvereins 1890 war die Sanierung des Hauptturmes ein dringendes Anliegen. Unter Münsterbaumeister Kempf wurde ab 1913 mit der Aufrüstung des Turmes ab der Plattform begonnen und bis zur Helmspitze hochgeführt. (Abb. 3) Geplant war eine vollständige Restaurierung des Turms. Der 1. Weltkrieg und

die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse in den Nachkriegsjahren verhinderten jedoch eine umfassende Sanierung. 1922 mußte das gewaltige Holzgerüst wieder entfernt werden. Die große Kreuzblume, viele Krabben und einige Maßwerke an der Pyramide waren erneuert worden. Viele Flickstellen wurden ausgebessert. Der untere Teil des Turmes konnte jedoch nicht weiter restauriert werden.

Die wirtschaftliche Not zwang zu einer drastischen Reduzierung der Hüttenbelegschaft von ca. 24 Mitarbeitern zwischen 1913 bis 1922 auf knapp 2–4 Mann. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges verhinderte erneut die geplante Weiterrestaurierung am Hauptturm. Nach dem Krieg war die Bauhütte bei 5 bis 8 Mann zu klein, um diese umfangreiche Aufgabe wieder aufzunehmen.

Im Jahr 1954 ereignete sich ein Vorfall, der den Zustand des Turmes drastisch vor Augen führte: Am 29. Mai löste sich ein ca. 10 kg schwerer Steinbrocken vom Turmunterbau und fiel auf einen Verkaufsstand, wo er zerschellte. Zum Glück wurde niemand verletzt. Es handelte sich um einen „Berglerstein“, dessen Risse nun derartige Gefahren hervorriefen.

Oberbaurat Ohnmacht, Leiter des Erzbischöflichen Bauamtes und seit 1956 Vorstand des Münsterbauamtes, legte anlässlich einer Begehung der Stern-galerie im Jahr 1956 ein Gutachten vor, aus dem hervorgeht, „daß die Steine des Turmquadermauerwerks teilweise stark abblättern und sich sogar auflösen, und daß insbesondere die Stern-galerie, deren Maßwerkbrüstung stark verwittert und vielfach schon aufgespalten ist, sich in einem haltlosen, nicht mehr zu verantwortenden Zustand befindet“. (Geschäftsbericht des Münsterbauvereins 1956.) Dieses Gutachten war letztlich ausschlaggebend zu Vorkehrungen, den Hauptturm endlich zu restaurieren. (Abb. 4)

Die Bauhütte arbeitete zu diesem Zeitpunkt mit einer Belegschaft von 8 Mann am nördlichen Hahnenturm. Die neue große Aufgabe



Abb. 4: Maßwerk an der Ostseite der Stern galerie. Deutlich erkennbar sind die Verkrustungen und Absandungen (rechts oben). Die Maßwerks-nase droht in Längsrichtung abzuspalten

veranlaßte den Münsterbauverein, die Bauhütte neu zu organisieren, zu vergrößern und ihre technische Ausrüstung auf einen den neuen Erfordernissen entsprechenden Stand zu bringen. Auf Vorschlag von Oberbaurat Ohnmacht wurde ein neues Stahlrohrgerüst angeschafft. Im März 1957 begann die Bauhütte, anfangs unter Anleitung eines Gerüstbauers, später dann mit eigenen Leuten, die Südseite des Turmes bis zur Stern galerie einzurüsten. Das Raster system des Gerüsts ermöglichte ein zügiges Aufstellen und viele Variationsmöglichkeiten. Holzgerüste, wie sie bis dahin üblich waren, bedurften beim Aufschlagen eines Zimmer-

manns, hatten ein viel höheres Eigengewicht, boten dem Wind mehr Widerstand und waren nicht so langlebig. Noch bis zu seiner Fertigstellung 1961 war der nördliche Hahnen turm mit einem Holzgerüst versehen.

Trotz der nun vom Gerüst aus deutlich sichtbaren Schäden am Hauptturm, entschloß man sich 1959 unter der Leitung des neuen Münsterarchitekten und späteren Münsterbaumeisters Paul Booz, den nördlichen Hahnen turm auf Grund seines schlechten baulichen Zustandes und wegen des sich verschlechternden Zustandes des Holzgerüsts zuerst fertig zu stellen und am Turm nur beschränkt zu arbeiten. Ein im Frühjahr 1957



Abb. 5: Blick in die heutige Werkstatt: Im Vordergrund ist ein Stück eines Maßwerkes für die Pyramide des Hauptturmes in Arbeit. Die an einigen Stellen sichtbaren Blechrohre sind Bestandteile der Absauganlage

an der Südseite des Hauptturmes errichteter Bauzaun schloß eine weitere Gefährdung der Passanten von eventuell abstürzenden Steinteilen aus.

Eine neue Werkstatt in dem ehemaligen Steinmagazin des Münsterbauvereins auf seinem Anwesen in der Schoferstraße konnte

1960 bezogen werden. Für 13 Steinmetze war nun Platz geschaffen. Jeder Arbeitsplatz erhielt eine vorschriftsmäßige Absaugvorrichtung, so daß der quarzhaltige Sandsteinstaub zu 98% abgesaugt wird und die Steinmetze vor der gefährlichen Staublung geschützt sind. (Abb. 5) Ein Gabelstapler, eine

elektrische Seilwinde und ein Kompressor für grobe Steinmetzarbeiten am Bau wurden angeschafft. Die neuen technischen Errungenschaften und die von 8 auf 13 Mann vergrößerte Belegschaft erlaubten die Fertigstellung des nördlichen Hahnenturmes schon 1961.

Die Eingerüstung der Südseite des Hauptturmes bot zwischenzeitlich die Möglichkeit, das Münster mit einem neuen Glockengeläut zu versorgen, da im Jahr 1942 ein Großteil der Glocken zu Rüstungszwecken abgegeben werden mußte. 1959 wurden 15 neue Glocken mit Hilfe der Bauhütte nach dem Ausbau erneuerungsbedürftiger Teile an der Schallöffnung (Drillingswimperg) versetzt. Die steinmetzmäßige Restaurierung begann 1958 an der SO-Ecke in Höhe der Stern galerie mit dem Abnehmen zerstörter Partien und figürlicher Plastiken und deren Auswechslung durch neu geschlagene Steine. Verwitterte Quader im Mauerwerk wurden bis auf den gesunden Kern ausgespitzt und im Verband durch Verzahnung der unterschiedlich tiefen neuen Quader verblendet. Nach Fertigstellung des nördlichen Hahnenturmes im November 1961 konnten alle Kräfte auf den Hauptturm konzentriert werden. Das Ende der Arbeiten am Hahnenturm und die ersten Arbeiten am Hauptturm dokumentiert eindrucksvoll der vielfach preisgekrönte Film „Bauhütte 63“ von dem Filmregisseur Wolf Hart.

1963 mußte ein Teil der Werkleute wieder vom Hauptturm abgezogen werden, nach dem immer häufiger — besonders nach den Wintermonaten — auch von anderen Bauteilen des Münsters Steinstücke unterschiedlicher Größe herunterfielen und die Passanten auf dem Münsterplatz gefährdeten. So entschloß man sich, das ganze Münster — also Langhaus, Seitenschiff, Chor — nach losen Steinen abzusuchen. Damit waren mehrere Steinmetze ein Jahr beschäftigt.

Zu diesem Zweck wurde das Gerüst an der Südseite des Turmes bis auf die obere Gale-

rie verlängert und auch die Pyramide mit einem leichteren Gerüst bis zur Kreuzblume in 116 m Höhe eingerüstet. (Abb. 6) Mit einem speziellen Fahrkorb wurde die Pyramide innen und außen untersucht. 20 Jahre nach der Bombardierung Freiburgs im November 1944 konnte man nun sehen, inwieweit die Pyramide darunter gelitten hatte: Die Pyramide war verschüttelt worden, d.h., Fugen waren offen und einzelne Maßwerke zeigten Risse; der Verband und die Statik waren jedoch in Ordnung ebenso die erst 40 Jahre alte Kreuzblume. Man entschloß sich daraufhin, einzelne zerstörte Maßwerkteile und Krabben auszuwechseln, wozu das Gerüst bis Mai 1966 um die Pyramide wanderte.

Nach den Sicherungsarbeiten und dem Einbau einer Bischofsgruft unter dem Hochchor 1964, zu dem auch ein Teil der Werkleute abgegeben wurde, konnte die Bauhütte ihr volles Potential am Hauptturm einsetzen. An der Süd-, Südost- und Ostseite mußten die großen Wimperge über den Oktogonfenstern erneuert werden. Besonders die Krabben und die Doppelkreuzblumen (Gesamthöhe: 2 m, Breite: 1 m) waren stark verwittert. 3 Propheten am südöstlichen und 2 Propheten am südwestlichen Dreikantpfeiler mußten abgenommen und von Bildhauer Vögele neu geschlagen werden. Anstelle des 3. Propheten befand sich an der Südwest-Ecke eine barocke Nepomuk-Figur, die ebenfalls geborgen werden mußte. Der seit 1953 an der Bauhütte tätige Münsterwerkmeister und Bildhauer Sepp Jakob schuf für diese Stelle nach eigenem Entwurf 1963 eine Johannesfigur einschließlich des darunter vorkragenden Wasserspeier.

Die Mittelpartie des Turmkörpers auf der Südseite konnte ab 1967 abgerüstet und die Ostseite eingerüstet werden. Nach Fertigstellung der Ostseite und des Turmunterbaues einschließlich der Turmstrebpfeiler auf der Südseite, konnten 1970 die Westseite eingerüstet werden. Münsterbaumeister Klaus Geis war nun verantwortlicher Leiter der

Bauhütte, nachdem Paul Booz 1970 plötzlich verstorben war.

Bei der Abnahme des alten Zifferblattes entdeckte man mehrere Reste alter aufgemalter Zifferblätter. Das am besten erhaltene und älteste war um 1500 entstanden und wurde rekonstruiert. Von kunsthistorischem Interesse war die Feststellung, daß die dreiteilige Marienkrönung im Giebel über dem Hauptportal gleichzeitig mit dem aufgehenden Mauerwerk versetzt wurde, demnach um 1280 entstanden ist. Die Marienkrönung und die sie flankierenden Engel wurden neu in Stein geschlagen. Einlaßspuren am Giebel und alte Stiche belegten, daß der Giebel ursprünglich mit Krabben und einer Doppelkreuzblume geschmückt war. Sie wurden daher wieder rekonstruiert und in den noch vorhandenen Kanal eingesetzt.

Im Sommer 1973 wurde als letzte Seite des Turmes die Nordseite bis in Höhe des oberen Umganges eingerüstet, 80 m über dem Münsterplatz, und die Mittelpartie bis zur Sterngalerie bis 1976 fertiggestellt.

Als letzte große Bauaufgabe am Hauptturm erwies sich das Treppentürmchen für den Besucherverkehr. In der gesamten Höhe von 45 m mußte es abgebaut, neu geschlagen und wieder aufgebaut werden. Nur die oberste Pyramide des Aufgangs, die im Mittelalter nie ausgeführt war und erst 1886 aufgesetzt wurde, konnte wiederverwendet werden. Um den Sockel des Treppenturmes wurden 3 starke Metallbänder eingezogen und am Turmkörper festgemacht, da sich dort Setzrisse zeigten, die nach Ansicht der Bauhütte aber schon zur Bauzeit entstanden sind.

Nach der Fertigstellung des Treppenturmes und dem Turmunterbau an der Nordseite konnte der Münsterturm im Sommer 1982 endgültig vom Gerüst befreit werden. Das neue Programm konnte begonnen werden: Die Sanierung der Langhaus-Strebepfeiler.

Während der 25jährigen Turmrestauration mußten von den 48 Großplastiken 38 neu in Stein geschlagen werden, darunter alle 11 Propheten. Die Sterngalerie allein umfaßte

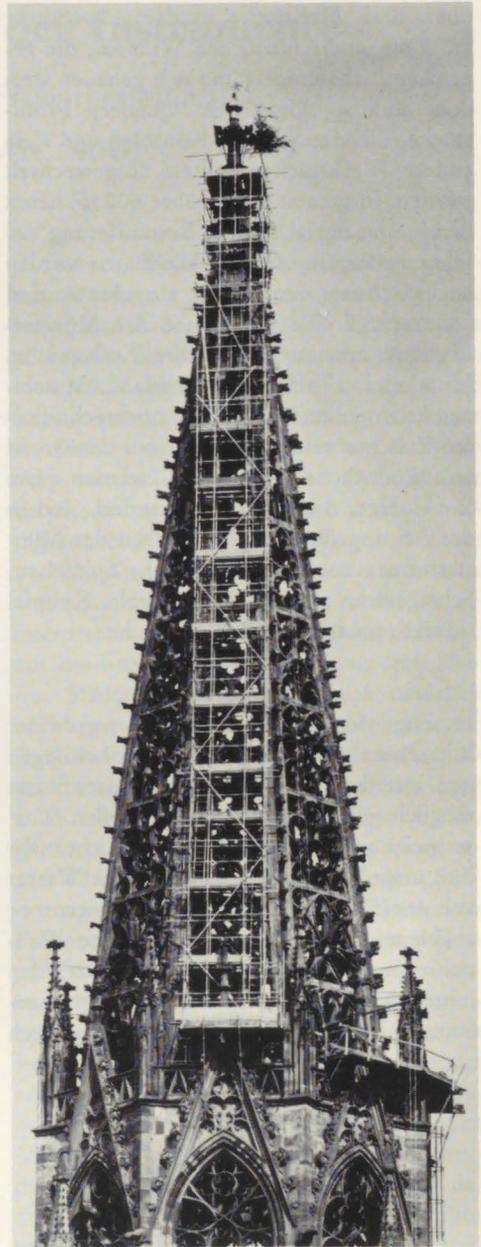


Abb. 6: Die Westseite der Pyramide ist zu Sicherungsarbeiten eingerüstet (1963)

über 80 m Maßwerke in der Abwicklung z.T. mit unterschiedlichen Winkeln, die gezeichnet, schabloniert und neu gehauen werden mußten. Unzählige Quader, Profilstücke, Blendmaßwerke, Konsolen und viele andere Werkstücke mußten ausgewechselt werden. Insgesamt waren über 600 m³ neues Sandsteinmaterial für die Restaurierung des Hauptturmes von Nöten. Alle Fugen wurden nachgeschaut, wenn nötig ausgekratzt und neu verfügt. Die Steinmetze der Münsterbauhütte arbeiteten, wie ihre Kollegen im Mittelalter, alle Stücke von Hand. Maschinen konnten auch in unserer hochtechnisierten Zeit nur sehr beschränkt bei der Arbeit an Werkstücken eingesetzt werden. Die Werkzeuge, die verwendet wurden, sind in der Art dieselben wie zur Bauzeit des Münsterturmes vor ca. 700 Jahren: Spitzseisen, Schlageisen, Zahneisen, Fäustel, Knüpfel (Holzhammer) und die Glattfläche.

Im Zuge der Turmrestaurierung wurde der Blitzschutz verbessert, elektrische Leitungen neu installiert und das Regenwasser wenn möglich gefaßt. So haben die großen Wasserspeier an den Dreikantpfeilern nicht mehr ihre ursprüngliche Funktion, da das Wasser von der Plattform in einem neuen Regenrohr abgeleitet wird. Eine abgeschlossene Wendeltreppe für den Besucherverkehr durch den mittelalterlichen Glockenstuhl wurde eingebaut, eine neue Brandmeldeanlage im ganzen

Münster installiert, der Personenaufzug im nördlichen Treppenturm modernisiert.

Neben der Turmrestaurierung war die Bauhütte vor allem in den 70er Jahren bei anderen Arbeiten tätig. So mußten im Zuge der Glasfensterrestaurierung laufend Gerüste im Münster auf- und abgebaut werden, die Sanierung des mittelalterlichen Dachstuhles über dem Mittelschiff erforderte ebenfalls Hilfeleistungen. Bei den Gewölbeschäden im Mittelschiff ab 1976 wie auch bei Fundamentuntersuchungen wurde die Bauhütte tätig.

Die große Aufgabe der Hauptturmrestaurierung war nur möglich durch finanzielle Zuschüsse seitens der Denkmalpflege Baden-Württemberg, der Erzdiözese Freiburg und der Stadt Freiburg. Einen nicht geringen Anteil an der Beschaffung der Geldmittel trugen die Mitglieder des Münsterbauvereins bei, die durch Spender, Stiftungen und Vermächtnisse für die Erhaltung des Münsters sorgten. Einige Namen großzügiger und verdienstvoller Spenden sind am Hauptturm in Stein gehauen. Die Namen aller an der 25jährigen Turmrestaurierung beteiligten Steinmetze wurden auf einem Quader in Stein geschlagen. Als Würdigung der Arbeit der Bauhütte und als zeitliche Aussage wurde auf einer Steinplatte auf der Plattform das Sonett „Der Münsterturm“ von Reinhold Schneider eingehauen. Damit hatte die Turmrestaurierung ihren Abschluß gefunden.

Vier Königinnen der Instrumente

Das Orgelwerk im Freiburger Münster

Karl Ludwig Nicol, Freiburg

Genau ein halbes Jahrhundert gibt es die bei Organisten und Touristen, bei Orgelmusikern und -liebhabern in aller Welt beliebten und geschätzten Orgelkonzerte im Freiburger Münster: im letzten Sommer konnten sie ihr 50jähriges Bestehen feiern. Die 1933 begründete Konzertreihe gilt laut Statistik als die bestbesuchte derartige Veranstaltungsserie auf dem europäischen Kontinent. Bei allen Konzerten zusammen — in vier Jahren konnten sie nicht stattfinden — wurden rund 300 000 Zuhörer gezählt. Und noch ein Rekord: für diese Konzerte steht seit 1965 eine in ihrer Art einmalige Anlage von vier Orgeln zur Verfügung. Beides gehört seit nahezu zwei Jahrzehnten unzertrennlich zusammen: das vielfältig einsetzbare Orgel-Quartett und die Konzerte mit ihrem durch die mannigfachen Raumklangmöglichkeiten bedingten ganz spezifischen Charakter.

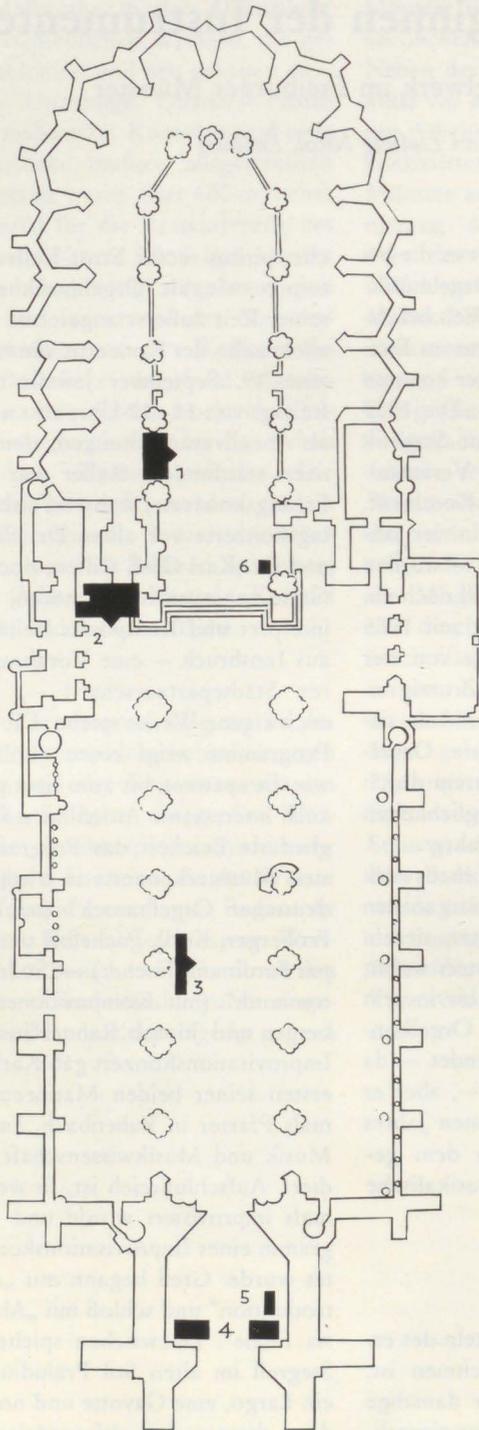
Und beides ist das Werk — ein Lebenswerk — des früheren Freiburger Domorganisten Monsignore Prof. Dr. Carl Winter, der in nächster Nachbarschaft des Münsters wohnt und den Klang „seiner“ Orgeln bis in sein Haus hören kann. Er hat zwar die Orgelkonzertreihe nicht unmittelbar begründet — da er erst 1934 nach Freiburg kam —, aber er hat sie nach dem Versuch des ersten Jahres fest etabliert, ausgebaut und zu dem gemacht, was sie heute sind: eine musikalische Attraktion für fern und nah.

50 Jahre Münsterorgelkonzerte

Wie den erhaltenen Programmzetteln des ersten Konzertjahrganges zu entnehmen ist, hatte zwar die Gesamtleitung der damalige Domorganist Weitzel, doch war der eigentli-

che spiritus rector Ernst Kaller, als Orgelinterpret wie als Orgelmusikerausgeber zu seiner Zeit äußerst angesehen. Er übernahm allein zehn der Konzerte, die vom 14. Juli bis zum 19. September jeweils dienstags und freitags von 11—12 Uhr, also nicht wie heute als Abendveranstaltungen, sondern als Matineen stattfanden. Kaller war Organist der Freitagskonzerte, während sich in die Dienstagskonzerte vor allem Dr. Eugen Beichert und Dr. Karl Greß teilten, doch waren auch Gäste von auswärts zu hören, so der Orgelinterpret und Komponist Reinhard Schwarz aus Innsbruck — eine Vorahnung der späteren Städtepartnerschaft! —, der natürlich auch eigene Werke spielte. Die Mehrheit der Programme zeigt einen ähnlichen Aufbau wie die späteren bis zum heutigen Tag. Aber auch interessante Ausnahmen finden sich. So gliederte Beichert das Programm seines ersten Münsterkonzerts in zwei Teile: „Süddeutscher Orgelbarock“ (mit Werken von Froberger, Kerll, Pachelbel und Johann Caspar Ferdinand Fischer) — „Süddeutsche Neuroromantik“ (mit Kompositionen von Rheinberger und Joseph Renner jun.). Ein reines Improvisationskonzert gab Karl Greß bei der ersten seiner beiden Matineen. Er war damals Pfarrer in Bubenbach, hatte aber auch Musik und Musikwissenschaft in Wien studiert. Aufschlußreich ist, in welcher Art damals improvisiert wurde und wie das Programm eines Improvisationskonzertes gestaltet wurde. Greß begann mit „Aufklang, Introduction“ und schloß mit „Abklang, Fantasia finale“. Dazwischen spielte er aus dem Stegreif im alten Stil Präludium und Fuge, ein Largo, eine Gavotte und noch eine Fuge, dann dienten drei altfranzösische Lieder als

Grundriß
des Münsters



1. Chororgel
2. Marienorgel
3. Langschifforgel
4. Michaelorgel
5. Spieltisch
6. Hauptspieltisch

Themen kleiner Phantasien und ein Marienlied als Variationsthema.

1935 wurden die Konzerte vom Vormittag auf den Abend verlegt, was gleich im ersten Jahr eine Zunahme der Besucherzahl um 1120 zur Folge hatte. Seither beginnen die Münsterorgelkonzerte um 20.15 Uhr. 1936 konnten nur zwei Konzerte stattfinden, da die Orgeln umgebaut wurden. (Auf die Geschichte der Orgeln wird später in diesem Artikel eingegangen.) Im Jahr 1939 ging man dazu über, nur ein einziges Konzert pro Woche zu veranstalten und zwar, jeweils am Sonntagabend. Hatte man im Gründungsjahr insgesamt 2363 Besucher der Münsterorgelkonzerte gezählt, so waren es 1939 bereits 3870. Eine steil aufsteigende Kurve führte 1942 zu 6350 Zuhörern in acht Konzerten und 1943 zu 7660 in sieben. Im vorletzten Kriegsjahr 1944 kam es nur noch zu drei Konzerten. Das letzte vor Kriegsende war am 16. August 1944. Dann mußte die Reihe wegen der bedrohlichen Nähe der Front abgebrochen werden.

Nachdem 1945 wegen der Zerstörungen im Münster überhaupt kein Orgelkonzert möglich war, kam es 1946 mit einem Konzert zu einem ersten neuen Versuch. Die Kriegsauswirkungen machten sich spürbar: es kamen „nur“ 650 Zuhörer. 1952 gab es dann schon sieben Konzerte mit insgesamt 3330 Besuchern, 1954 dann zehn mit zusammen 5420 Zuhörern. 1963 war die Zahl der Konzerte auf elf gestiegen und die der Besucher auf 9100. Dazwischen hatte es wieder eine Unterbrechung gegeben: im Jahr 1955 — wegen Renovierung des Münsters. 1957 war man dazu übergegangen, die Orgelkonzerte jeweils am Dienstagabend zu veranstalten, eine Einrichtung, die seither zur sommerlichen Tradition wurde.

Zu einer größeren Pause kam es in den Jahren 1964 und 1965. Da in dieser Zeit die gesamte Orgelanlage um- bzw. neugebaut wurde, waren keine Konzerte möglich. Im November 1965 konnte dann die grandiose neue Orgelanlage im Münster eingeweiht

werden. Vier Festkonzerte mit prominenten Gastorganisten gaben Gelegenheit, die musikalische Sensation des Freiburger Münsters in ihren verschiedenen Möglichkeiten kennen und bewundern zu lernen. Im folgenden Jahr fanden zum erstenmal nach dem Krieg zwölf Orgelkonzerte statt, die von 8500 Zuhörern besucht wurden. Im Jahr darauf stieg die Zahl der Konzerte auf dreizehn und die der Besucher auf 8850. 1970 waren es dann schon vierzehn Konzerte, wozu aus Anlaß von Freiburgs 850jährigem Stadtjubiläum noch ein Sonderkonzert mit dem französischen Startrompeter Maurice André und dem Freiburger Organisten Hans Musch kam. Die Veranstaltung erreichte die Rekordbesucherzahl von 2750 Zuhörern! 1972 gab es erstmals die Anzahl von fünfzehn Konzerten (die bis heute geblieben ist). Gleichzeitig wurde die Schwelle der Zehntausend überschritten: die Statistik wies die stolze Zahl von 10 400 Besuchern auf. Zwei Jahre später erhöhte sie sich weiter auf 11 700, im Jahr darauf machte sie einen weiteren, noch größeren Sprung auf 14 000 und 1977 wurde mit 16 200 Zuhörern die bisherige Höchstzahl erreicht. Immerhin waren es 1982 noch 13 300 Besucher.

Mekka der Organistenprominenz

Wer zählt die Organisten, nennt die Namen, die als Gäste hier zusammenkamen? Dank der Attraktion seiner großartigen Orgelanlage im Münster wurde Freiburg zu einem wahren Mekka der internationalen Organistenprominenz. Es dürfte kaum einen führenden Orgelinterpreten der Welt geben, der im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte nicht im Münster gastiert hätte. Aus aller Herren Länder, in denen die Kunst des Orgelspiels gepflegt wird, kamen Anfragen und Angebote an Domorganist Carl Winter, der geradezu so etwas wie Wartelisten aufstellen mußte. Jeder wollte auch einmal auf dieser phantastischen Orgelanlage spielen und wer in den Genuß gekommen war, hatte dadurch den

Wunsch bekommen, möglichst bald wieder im Freiburger Münster gastieren zu dürfen. Als Organisator wie als Programmgestalter und -koordinator war Domorganist Carl Winter stets darauf bedacht, innerhalb eines Jahreszyklus Vertreter möglichst vieler verschiedener Länder zu verpflichten. Dementsprechend bat er die ausländischen Gastorganisten, möglichst auch Musik ihres Heimatlandes in ihren Programmvorschlag mitaufzunehmen. Auf diese Weise wurden die Vortragsfolgen der Konzerte international farbig und informativ. Im übrigen bürgerte sich nach dem Einbau der neuen Orgelanlage eine naheliegende Reihenfolge ein: Der Organist beginnt an der Langschifforgel im „Schwalbennest“, die besonders für alte Musik (mit Ausnahme französischer Barockmusik) bis einschließlich Bach geeignet ist. Das ergibt ganz von selber auch eine gewisse chronologische Folge des Programms. Der Organist kann dann auf die Marienorgel, das größte (viermanualige) Instrument der Anlage, „umsteigen“, wo Musik des französischen Barock oder der ganzen Folgezeit bis zur Gegenwart am besten zu realisieren ist. Endstation ist dann in der Regel der Hauptspieltisch im Chorraum. Von hier aus sind sämtliche vier Orgeln — mit Ausnahme des Rückpositivs der Langschifforgel — spielbar und natürlich auch kombinierbar. Den Aufstieg zur hochgelegenen Marienorgel (zu der im Gegensatz zur Langschifforgel kein Aufzug führt) ersparen sich Organisten nicht selten. Umgekehrt gab es auch schon zweimal den Fall, daß ein Gast den Hauptspieltisch mied: Im Jubiläumsjahr 1983 lehnte es der niederländische Altmeister Albert de Klerk entschieden ab, von einem Spieltisch aus mehrere Orgeln zu spielen (Jahre zuvor hatte er es allerdings noch getan) und schon früher hatte Daniel Chorzempa als Spezialist für historische Orgeln die mechanische Marienorgel den elektronischen Raffinessen des Hauptspieltisches vorgezogen.

Damit sind wir bei den Orgeln, denen die beliebten Konzerte zu verdanken sind, ange-

langt. Um die neue Anlage richtig würdigen zu können, ist es nötig, die fast 500jährige Geschichte der Freiburger Münsterorgeln kennenzulernen. In ihren wechselvollen Schicksalen stellt sie eine gewisse Parallele zur Geschichte der Münsterorgelkonzerte dar — allerdings zeitlich fast ums Zehnfache ausgedehnt.

Die Geschichte der Münsterorgeln

Bereits 1492, ganze 21 Jahre vor der Einweihung des Münsters — an dem ja freilich beinahe drei Jahrhunderte lang gebaut wurde — tauchten in den Münsterrechnungen Angaben über Erneuerungsarbeiten an einer Orgel auf. Dieses Instrument befand sich an der Stelle der heutigen Langschifforgel, also an der nördlichen Hochschiffwand. Leider haben sich keinerlei Mitteilungen über die Disposition der ältesten Münsterorgel und die Gestaltung ihres Prospektes (der von außen sichtbaren und einen Teil des Gehäuses bildenden Orgelpfeifen) erhalten. Ein Jahrhundert darauf, im Jahr 1594, wurde in den Urkunden eine kleinere Orgel im oberen Chor erwähnt. Vermutlich handelte es sich dabei lediglich um ein Positiv (eine kleine, stehende — also nicht tragbare — pedallose Orgel mit wenigen Registern). Ein paar Jahre später berichteten Aufzeichnungen von einer dritten Orgel. Sie stand auf dem Lettner, der ursprünglich das Langschiff vom Hochchor abschloß und 1790 auf die Süd- und Nordseite des Querschiffs verteilt wurde. So besaß das Freiburger Münster also schon sehr früh drei an verschiedenen Stellen plazierte Orgeln, die als Grundstock für die heutige vierteilige Orgelanlage betrachtet werden.

Von den drei Instrumenten hatte die Langschifforgel die bewegteste Geschichte. Von ihr haben sich bis heute nur die Marienstatue von 1545 über dem Prospekt und die Orgelkanzel mit dem sogenannten „Roraffen“ erhalten, einer Spielfigur mit Trompete und beweglichem Arm, die vom Spieltisch aus auf mechanische Weise betätigt werden kann.

Sie wurde 1530 durch Sixt von Staufen geschaffen, von dem auch die herrliche Schutzmantelmadonna im Münster stammt. Figuren wie der „Roraffe“ fanden im Orgelbau der Barockzeit neben dem Zimbelstern (einem Kranz von Glöckchen oder kleinen Schellen, der vom Spieltisch aus gleichzeitig mit einem Stern, Flügel- oder Sonnenrad in Bewegung gesetzt wurde) häufig Verwendung. Als „Affe“ bezeichnete man damals eine mechanisch reagierende Spielfigur und mit „Ror“ ist die rohrförmige Naturtrompete gemeint. Gewöhnlich gibt der Organist im Münster vom Spieltisch der Langschifforgel aus den Auftakt zum Konzert, indem er den „Roraf-fen“ seine Trompete zu einer unhörbaren Eröffnungsfanfare heben und an den Mund setzen läßt. Im Volksmund hat sich für die Langschifforgel die Bezeichnung „Schwalbennestorgel“ eingebürgert, da sie mit ihrer Kanzel wie ein Schwalbennest gleichsam an die Wand „geklebt“ ist. Über die Disposition (den klanglichen Aufbau) und die Anlage dieser ältesten Münsterorgel fehlt leider jede Angabe.

Genauere Unterlagen sind erst von der zweiten an dieser Stelle errichteten Orgel vorhanden. Erbauer des als „magnum opus“ bezeichneten Orgelwerks war 1545 Meister Jörg Ebert von Ravensburg. Der Vertrag und ein Schaubild befinden sich noch heute in der Universitätsbibliothek Freiburg. Es handelte sich um eine Orgel mit beweglichen Flügeln. Waren die Flügel geschlossen, so konnte man auf der Schauseite die Brustbilder von zwei Männern mit Talaren sehen. An der Brüstung der Orgelkanzel befanden sich die Wappen Österreichs und des österreichischen Kaiserhauses, umgeben von der Ordenskette des Goldenen Vlieses. Darunter stand die Inschrift „Hostem quid styrium fugat, organa quid pede sternit? Virtus Davidis Christi parae Mariae O.Z.“ (Was verscheucht den höllischen Geist, was vernichtet seine Werke? Es ist die Macht Davids und der Gottesgebälerin Maria.) Diese Zeilen deuten auf Davids Harfenspiel hin, mit dem

er Sauls Schwermut verscheuchte, und auf die Figur der Gottesmutter mit der Mond-sichel zu ihren Füßen, die für diese Orgel geschaffen wurde. Das Instrument hatte 18 Register (gleichartig konstruierte, klingende vollständige Pfeifenreihen, die durch einen Registerzug ein- und auszuschalten sind und entweder von einem Manual — einer Tastenreihe für die Hände — oder vom Pedal — einer dem Manual entsprechenden Klaviatur für die Füße — aus gespielt werden). Die Disposition dieser zweiten Orgel ist recht anschaulich bezeichnet:

Manual: principal, octavon, dreifach Zimbeln, hindersatz trummeten, fabertön, verdeckte Flöten.

Pedal: Vogelsang, hertrummen, principal, ein Octav diefer, dann das manual, item, ein gewaltigen hindersatz, trummeten, ein verdegts hörnlin.

Positiv: ein liebliches flötlein, zimbeln, ein hörnlin und ein mixtürlin.

Die zweite Schwalbennestorgel hatte bedeutend länger Bestand als die erste: sie blieb bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, abgesehen von mehrfachen Reparaturen und dem Einbau einer vox humana als weiterem Register im Jahr 1763. Ein 1704 gemachter Vorschlag, das Schwalbennest an die Wand unter der Michael-Empore (unter dem Turm) zu versetzen, konnte glücklicherweise wegen der zu hohen Kosten nicht verwirklicht werden.

Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts war dann aber die Orgel in einen solchen Zustand gekommen, daß der Chronist fand, sie schände den ehrwürdigen Tempel. Daraufhin wurde das Instrument 1817 vom Waldkirchner Orgelbauer Mathias Martin für mehr als 2000 Gulden gründlich instandgesetzt, wobei auch das Gehäuse, das äußerlich dem heutigen sehr ähnlich sah, erneuert werden mußte. Ein Sachverständiger bezeichnete das Instrument mit seinen rund 500 Pfeifen damals als ein „sehr altes, klanglich vorzügliches Werk von nicht gerade großem Um-

fang, aber von ganz eigentümlich solider Bauart, das sich seinerzeit als ein Kunstwerk ersten Ranges ausgezeichnet haben mag“. J. Marmon äußert in seinem Buch „Unserer Lieben Frauen Münster“ die Annahme, J. Silbermann habe Ende des 18. Jahrhunderts die Langschifforgel umgebaut und erneuert. Leider ist diese Behauptung urkundlich nicht zu belegen. Allerdings fällt es orgelgeschichtlich auf, daß trotz der damaligen regen Orgelbautätigkeit offenbar nie ein Orgelbaumeister vom Format eines Silbermann, Stieffel oder Riepp für das Freiburger Münster geholt wurde, obgleich doch Silbermann in Freiburgs nächster Umgebung (wie etwa St. Blasien, Ettenheimmünster oder Riegel) Orgeln gebaut hatte.

Bedauerlicherweise war die kostspielige große Reparatur durch Martin der Langschifforgel ganz und gar nicht bekommen. Zwei Jahrzehnte später bezeichnete man die ganze Reparatur als „ein Machwerk durch Zerschneiden der Principale 4' und 2' und der Mixturen, welches das schöne Kunstwerk zum Teil vernichtet hatte“. Dazu kam noch schlechter Mechanismus. Und so war schon 1838 eine weitere Instandsetzung unumgänglich. Da bei dieser Gelegenheit auch mehrere Register ausgewechselt wurden, blieb von der ursprünglichen Orgel nicht mehr viel erhalten. Trotz allem war auch bei dieser Reparatur das Ergebnis ziemlich unzulänglich.

Schließlich kam 1854 der Plan einer völlig neuen Orgel auf, die 37 Register auf drei Manualen und Pedal haben sollte. Im Zusammenhang damit wurde auch erwogen, das neue Instrument an einem andern Platz als das alte aufzustellen. Man dachte dabei an die Empore an der Südseite des Querschiffes. Obwohl 1863 gemeinsam mit der Freiburger Stadtverwaltung ein Orgelbauverein gegründet worden war, reichten die verfügbaren finanziellen Mittel nicht zur Realisierung des Projektes aus. Doch dann wurde es geradezu romanhaft: 1867 kam ein musikliebender, wohlhabender Engländer, John

Sutton of Horwood Park, nach Freiburg, erfuhr von der Misere und stiftete nicht weniger als 3000 Taler für eine neue Langschifforgel! Der großzügige Spender kümmerte sich auch persönlich um die Ausführung des Vorhabens und beauftragte den Brüsseler Orgelbauer Hoekhois mit der Herstellung einer Orgel, die 26 Register auf zwei Manualen mit insgesamt 1500 Pfeifen hatte. Doch wieder war Pech mit im Spiel: Gerade als die Langschifforgel aufgebaut wurde, ging man daran, die Farbschicht, mit der im 18. Jahrhundert der Sandstein im Münsterinneren übermalt worden war, wieder zu beseitigen. Durch die Ummengen von Staub, die dabei aufkamen, wurde die Mechanik der Orgel beträchtlich in Mitleidenschaft gezogen.

1870 wurden zwei Entwürfe für einen Neubau gemacht. Der zweite, der ein klingendes Rückpositiv (ein Positiv im Rücken des Organisten) vorsah, konnte erst 1965 beim Einbau der jetzigen Orgelanlage verwirklicht werden. Die damalige Lösung fiel aufs neue unbefriedigend aus. Der Klang des neuen Instrumentes war zwar durchaus gut, aber die Mechanik ließ recht zu wünschen übrig. Wieder war eine Instandsetzung nötig. Diesmal versuchte sich der Orgelbauer Forell daran, doch trotz des ansehnlichen Preises von 325 Gulden war das Ergebnis der Orgelinspektion im Jahr 1875 keineswegs befriedigend. Schon damals sprach man dem neuen Werk keine lange Lebenserwartung zu und ein halbes Jahrhundert später, im Jahr 1929, war es dann endgültig so weit, daß man wieder einmal an eine neue Orgel denken mußte. Als 1935 die Hauptorgel auf die Nordempore des Querschiffes verlegt wurde, lebte die Langschifforgel in ihrer alten äußeren Form wieder auf; die Disposition mit vierzehn klingenden Registern und fünf Transpositionen war allerdings völlig neu.

Bedeutend weniger kompliziert verlief die Geschichte der andern Münsterorgeln, die sich im oberen Chor und auf dem Lettner, der früher den unteren Chor abschloß, befanden. In den Chroniken finden sie erst ge-

gen Ende des 16. Jahrhunderts Erwähnung. Liturgische Gründe legen aber nahe, daß sie schon früher vorhanden waren; denn zur Zeit des Mittelalters standen gewöhnlich Portative oder sonstige kleine Orgeln auf dem Lettner, wo häufig der Chor bei seinen Gesängen Aufstellung nahm. Die offensichtlich kleinere Orgel, die sich im Freiburger Münster dort befand, wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts von einem Waldshuter Orgelbauer durch ein größeres Instrument zum Preis von 1724 Gulden ersetzt. Nicht lange danach tauchte die Idee auf, den Lettner abzubauen und die Orgel zu verlegen. Dazu kam es aber erst achtzig Jahre später.

Im großen und ganzen unverändert geblieben war die kleinere Orgel, die an einem heute nicht mehr mit Gewißheit festzustellenden Platz im Chorraum stand. Eine größere Chororgel wird erst 1811 erwähnt. Sie wurde 1830 für 1350 Gulden im gotischen Stil gebaut und hatte 16 klingende Register auf einem Manual und Pedal. Fünfzig Jahre später wurde sie durch die Ludwigsburger Firma Walcker durch ein neues Instrument mit 33 klingenden Registern auf zwei Manualen ersetzt. Anstelle des alten mechanischen Spieltisches baute die Freiburger Orgelfirma Welte & Söhne 1929 einen elektropneumatischen ein. Als Domorganist Carl Winter 1963 an die Neugestaltung der Münsterorgelanlage ging, erwies es sich wegen der starken technischen Mängel an den Windladen dieses Instruments als notwendig, an dessen Stelle ein neues Werk (mit 25 Registern auf zwei Manualen und Pedal) zu setzen, das nicht mehr wie sein Vorgänger an der Südseite des Chors, sondern im gegenüberliegenden Bogen des Chorumganges plazierte wurde.

Akustische und architektonische Problematik

Die Frage des bestmöglichen Standorts einer Orgel im Freiburger Münster war seit eh und je ein schwieriges Problem, über das man sich mehr als vier Jahrhunderte lang Gedan-

ken gemacht hat. Da in gotischen Kirchen regelrechte Emporen fehlen, ist schon rein architektonisch kein eigentlicher Platz für sie miteingerechnet. Die beiden Emporen im Querschiff des Freiburger Münsters wurden ja erst Ende des 18. Jahrhunderts aus den Resten des früheren, zwischen oberem Chor und Langschiff eingebauten Lettners errichtet. Die langgestreckten gotischen Kirchenräume mit Orgelklang zu füllen, war akustisch schwierig und im Mittelalter wegen der dazu noch nicht genügend weit entwickelten Orgeltechnik nicht möglich. Man mußte sich daher eben mit Teilwerken behelfen, die allerdings zur Klangfüllung des Raums nicht ausreichten. Da die Nordwand des Mittelschiffs der akustisch günstigste Platz ist, war dort von Anfang an bis heute eine Orgel untergebracht.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts führte die Namenstagsfeier des Großherzogs von Baden im Freiburger Münster zu der Überlegung, die dazumal noch kleinere Langschifforgel an die Wand über dem Hauptportal zu verlegen. Man hatte damals über dem Haupteingang ein großes Gerüst aufgebaut, auf dem der Chor samt einem großen Orchester Aufstellung fand. Die klangliche Wirkung erwies sich aber als wenig günstig und so kam man — wie schon ein Jahrhundert zuvor — wieder von dieser Idee ab. Dafür erwog man dann 1850 eine Aufstellung auf der Südempore in der Vierung, gegenüber der Empore, auf der die Sänger des Domchors ihren Platz hatten. An Geldmangel scheiterte aber dieses Projekt.

1929 versuchte man dann, das Problem der Klangfüllung des Langschiffs durch eine umfangreiche Vergrößerung der Schwalbennestorgel auf 58 Register — was orgeltechnisch ja inzwischen möglich war — zu lösen in Verbindung mit dem Einbau eines Hochdruck- und Fernwerkes auf der St. Michael-Empore über dem Haupteingang. Doch auch durch diese Neuerung war das akustische Problem der Münsterorgelanlage nicht befriedigend zu erledigen, da die Klangwir-

kung der so wesentlich verstärkten Schwalbennestorgel für das schmale Mittelschiff zu kräftig und zu hart war, ganz abgesehen davon, daß die Architektur des Münsters dadurch beeinträchtigt worden wäre. Eine Verlegung auf die Nordempore der Vierung war nicht möglich, da die Orgel neben dem Chor keinen Platz mehr hatte und eine Vergrößerung dieser Empore wiederum aus architektonischen Gründen nicht in Betracht kam.

Daß dann 1936 dieses Vorhaben doch durchgeführt wurde, kam daher, daß inzwischen ein Personenaufzug zum Münsterturm eingebaut worden war, so daß der mittlerweile angewachsene Domchor samt der Domkapelle auf die St.-Michael-Empore umziehen konnte. Die neuere Kirchenmusikbewegung machte es erforderlich, daß der Chor die Möglichkeit haben mußte, auch mit Orgelbegleitung zu singen. Dadurch wie durch die damals unbefriedigende Langschifforgellösung mußten von neuem Überlegungen zu einer sowohl praktisch als auch akustisch und ästhetisch optimalen Orgelanlage angestellt werden. Das Ziel war eine Anlage, durch die ebenso die Begleitung des Domchors auf der St.-Michael-Empore wie des Gemeindegesangs gewährleistet war. Besonders aber ging es darum, die vertrackte Akustik des Münsters mit seinen verschiedenen, aufgeteilten Räumen in den Griff zu bekommen, also sowohl den oberen Chor mit dem Kapellenkranz und das Querschiff mit der Kuppel klanglich befriedigend zu versorgen wie das hohe, langgestreckte und schmale Mittelschiff samt den beiden niedrigeren Seitenschiffen. Dabei durften weder der architektonische Gesamteindruck des Raumes noch die prachtvollen Fenster durch einen allzu auffallenden Prospekt gestört werden.

Die verschiedenen Vorschläge berücksichtigen entweder nur die architektonische oder die ästhetische Seite des Problems, ließen aber die akustischen und die musikalisch

praktischen Aspekte außer acht. Daher war die Idee nicht zu verwirklichen, die bisherige Langschifforgel auf die St.-Michael-Empore zu verlegen, wo nun der Chor seinen Platz hatte. Dadurch hätte man allerdings eine bedeutende Vereinfachung der Orgelanlage erreicht, aber weder die klanglichen noch die musikalisch praktischen Notwendigkeiten wären berücksichtigt worden. Zwar hätte sich eine starke Klangwirkung auf St.-Michael ergeben, doch wegen der beträchtlichen Höhe dieser Empore, die achtzehn Meter über dem Fußboden liegt, wäre nur im hinteren Teil des Langschiffs eine führende und füllende Klangwirkung für den Gemeindegesang erzielt worden, während man weiter vorn mit einem wesentlichen Klangabfall zu rechnen gehabt hätte. Auch eine Verteilung des Langschifforgelwerkes auf die St.-Michael-Empore und die eine Empore des Querschiffs war indiskutabel, da es für den Zusammenklang aller Teile der Orgelanlage unumgänglich nötig war, daß jeder einzelne Teil einen eigenen, in sich geschlossenen Orgelklangkörper bildete. Man entschloß sich deshalb 1936, die Hauptorgel auf der Nordempore des Querschiffs aufzubauen. Der Prospekt der Langschifforgel wurde wie im vorigen Jahrhundert gestaltet, das Instrument bekam eine neue Disposition von 14 Registern und fünf Transmissionen; denn die bisherige Orgeltiefe (1,20 Meter) durfte nicht vergrößert werden.

Die 1927 von Freiburg ausgehende Orgelbewegung hatte zu grundlegend neuen Ansichten in bezug auf die Orgeltechnik wie die Mensurierung, die Intonation und den Aufbau der Disposition geführt. Da diese Erkenntnisse beim ersten großen Neubau im Jahr 1929 noch nicht berücksichtigt werden konnten, wurde es nun notwendig, alle Münsterorgeln darauf einzustellen. Es mußten daher jetzt Firmen ausgesucht werden, die lange genug in der mechanischen Orgelbauweise erfahren waren und den neuen Erfordernissen gerecht werden konnten.

Der Neubau der Orgelanlage

Beim Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 waren mehr als tausend Orgelpfeifen beschädigt worden, außerdem Windladen und die Kabelanlage. Der von Domorganist Carl Winter initiierte und 1963–65 durchgeführte letzte Neubau der Orgelanlage konnte im großen und ganzen vom Plan und von der Aufstellung der Werke ausgehen; denn aufgrund der langen Erfahrung wußte man, daß sich weder aus akustischen noch aus architektonischen Gründen eine bessere Plazierung der Orgeln finden ließ. Die Modifikationen, die an der Aufstellung vorgenommen wurden, wirkten sich allerdings sehr positiv aus: die Verlegung der Chororgel in den gegenüberliegenden nördlichen Bogen des Chorumgangs und die Wahl der Ostseite des Querschiffs für den Standort der Hauptorgel (der Marienorgel). Domorganist Winter beschrieb die klangliche und liturgische Funktion der von ihm bis ins Letzte durchdachten neuen vierteiligen Orgelanlage folgendermaßen: „Die Chororgel dient in erster Linie der Begleitung der Schola und für die Zwischenspiele bei den Choralämtern und Vespern und füllt klanglich den oberen Chor. Die Marienorgel hat die Aufgabe, klanglich das Hauptkontingent zu stellen und erreicht durch die neue Aufstellung an der Ostwand des Querschiffes eine günstige Abstrahlung und gute klangliche Wirkung in das Langschiff. Der Schwalbennestorgel fällt die Aufgabe zu, das Langschiff mit seinen hohen und schmalen Maßen klanglich zu füllen und die klangliche Verbindung mit dem Orgelwerk auf der St.-Michael-Empore herzustellen.

Durch diese Anlage wird erreicht, daß alle Teile des Münsters ein feierlicher und majestätischer Klang erfüllt. In ihrem Aufbau ist sie so gestaltet, daß jedes Werk in sich ein geschlossenes klangliches Ganzes mit einem bestimmten individuellen Klangcharakter bildet. Dadurch ergibt sich einmal die Möglichkeit, jede Orgel einzeln zu spielen und ferner

durch die günstige akustische Wirkung des Münsters klanglich die einzelnen Orgeln ohne gegenseitige Störung miteinander zu verbinden, zumal keines der vier Werke durch ein historisches Klangwerk aus früherer Zeit gekennzeichnet ist. Die durch die Entfernung bedingte Verzögerung des Tones kommt nur für den Organisten in Betracht und nur dann, wenn er das von ihm entfernteste Werk einzeln spielt, während beim Spiel der Gesamtanlage der Organist nur den Klang der Marienorgel und Chororgel hört, der Klang der weiter entfernten Orgel aber verdeckt wird. Für den Zuhörer in der Mitte des Münsters ergibt sich jedoch ein einheitlicher klanglicher Eindruck!“

Der technische Aufbau dieser vierteiligen Anlage ist getragen von einer stilgerechten orgeltechnischen Durchführung: sowohl Schleifladen und mechanische Traktur (die Verbindung von der Taste zum Ventil in der Windlade) mit Ausnahme der Michaelorgel als auch eine elektrische Steuerung sämtlicher Orgeln durch eine Schwachstromanlage. Diese Doppeltraktur ist kompromißlos bei der Marienorgel und Langschifforgel durchgeführt und ermöglicht eine mechanische wie elektrische Spielweise. Gespielt wird die Gesamtanlage, wie jedes einzelne Werk (mit Ausnahme des Positivs der Langschifforgel), von einem viermanualigen elektrischen Hauptspieltisch mit acht amerikanischen Setzerkombinationen im oberen Chor, erstellt von der Firma Eisenschmid in München. Außer diesem Hauptspieltisch hat jede Orgel, mit Ausnahme der Chororgel, ihren eigenen Spieltisch, die Michaelorgel über dem Haupteingang einen elektrischen Spieltisch, die Langschifforgel einen mechanischen Spieltisch und mechanische Registerzüge, ebenso die Marienorgel mit sechs freien mechanischen Kombinationen. Die Chororgel ist bis jetzt ohne eigenen Spieltisch, aber so konstruiert, daß später unterhalb des Positivs eine mechanische Traktur und ein Spieltisch eingebaut werden können. Die elektrische Steuerung der Gesamtanlage



Ansicht der Chororgel (ca. 1860–1927)

geschieht mittels Gleichrichter und dem zugehörigen Koppelschrank für jedes Orgelwerk durch fünf achtzigadrigte Kabel in einer Länge von ca. 750 Meter. Mit 134 klingenden Registern umfassen die vier Orgeln 10 185 Pfeifen. Die größte Pfeife ist 6,40 m lang, die kleinste 15,6 cm (einschließlich Pfeifenfuß).

Die Chororgel

1880 hatte die Firma Walcker auf einer extra dafür erbauten Empore im ersten Bogen des unteren Chors eine Orgel mit 33 Registern

und 2137 Pfeifen im romantischen Klangcharakter des 19. Jahrhunderts installiert. Durch den tiefen Aufbau von mehr als vier Meter war die Klangabstrahlung des Instruments aber schlecht. Vor allem wurde der Klang des zweiten Manuals vom Chorumgang stark geschluckt. Als die Orgelbaufirma Rieger aus Schwarzach (Vorarlberg) 1963/64 den notwendig gewordenen Neubau durchführte, wurden die klanglichen Mängel dadurch behoben, daß man die neue Orgel im gegenüberliegenden Bogen des Chorumgangs errichtete und es mit einem Positiv über dem Chorgestühl versah. Die

Gestaltung des Projektes und die technische Durchführung erforderten ein hohes Maß von Anpassung an die architektonischen und praktischen Aspekte, was durch die Platzbeschränkung ziemlich erschwert wurde. Der schmale obere Chor durfte durch das Nureichenholzgehäuse nicht beeinträchtigt werden. Um das Positiv unterzubringen, mußte man daher einen Teil der Chorwand abnehmen und die beiden Fialen versetzen. Wegen des Chorgestühls mit seiner beschränkten Platzzahl konnte hier kein mechanischer Spieltisch eingebaut werden. Die Traktur ist daher elektrisch und die Chororgel mit dem gegenüberliegenden Hauptspieltisch verbunden. Dank der günstigeren Platzierung war nun eine bessere Klangabstrahlung gesichert. Statt 33 Register wie früher reichten nun 25 aus für diese Orgel, die vor allem als Begleitinstrument für liturgische Zwecke bei Choralämtern und Vespern dient, daneben aber auch als Soloinstrument für Triospiel verwendet werden kann. Insgesamt verfügt die Chororgel über 1726 Pfeifen. Der neue Standort des Instruments wirkt sich ebenso vorteilhaft für den Klang als Einzelteil der Gesamtanlage aus, dessen Register bis ins Mittelschiff deutlich zu vernehmen sind, wie auch in Verbindung mit der benachbarten Marienorgel, mit der ein hervorragendes Zusammenspiel möglich ist, und schließlich als Echowerk durch seine Fernwirkung im Langschiff.

Die Marienorgel

Die Hauptorgel der gesamten Anlage wurde zu Ehren Unserer Lieben Frau, der das Freiburger Münster geweiht ist, Marienorgel benannt. Sie entstand 1965 als letzter Teil des Orgelkomplexes und bildet mit ihren 61 Registern (4912 Pfeifen) auf vier Manualen und Pedal den größten Klangkörper des Gesamtwerkes. Die Bauausführung hatte — wie bei der Chororgel — die Firma Rieger. Hier war die Problematik der äußeren wie der technischen Gestaltung noch schwieriger als

bei der Chororgel. Wegen der ungünstigen Abstrahlung nach dem Langschiff und die Klangverzerrung durch die Kuppel erwies sich der 1936 gewählte Standort auf der Nordempore des Querschiffs als ungünstig. Man baute daher die neue Orgel mit einem Gerüst von 22 Eisenträgern an der anschließenden Ostwand auf, wofür Jakob Schmid aus Zürich einen gewagten und kühnen asymmetrischen Zinnprospekt entwarf. Das Gehäuse aus Natureiche, für das man fünfzehn Kubikmeter Holz verarbeitete, wurde von der Freiburger Firma Unmüßig & Co. hergestellt. Der Aufbau besteht aus neun Türmen mit einer Höhe von 13 m, einer Breite von 7 m und einer Tiefe von 1,50—2,35 m. Für die Gestaltung des Prospektes hatten zwei Aspekte entscheidende Bedeutung. Zum einen war ein klarer Aufbau der Werke wichtig, die auf vier Manualen und Pedal spielbar sind: I. Manual — Hauptwerk, II. Manual — Positiv — III. Manual — Schwellwerk und IV. Manual — Brustwerk sowie als fünftes Werk das Pedal. Der Aufbau wurde folgendermaßen gestaltet: das Positiv mit zwei Türmen kam unterhalb des in der Mitte des Prospektes untergebrachten Spieltisches an die Wand, daran anschließend folgte das Hauptwerk mit zwei Türmen auf der rechten Seite, das Brustwerk wurde unmittelbar über dem Spieltisch (vor der Brust des Spielers bzw. in der „Brust“ der Orgel) plaziert, darüber mit drei Türmen das Schwellwerk (das Werk, das in Schwellkästen aufgestellt ist, die zur Regulierung der Lautstärke durch Jalousien geöffnet oder geschlossen werden können) und links des Spieltisches die beiden Pedaltürme. Der zweite Gesichtspunkt betraf die schräge Abstrahlung, durch die erreicht wurde, daß der größte Teil des Klanges nicht die gegenüberliegende Wand trifft, sondern direkt ins Langschiff abstrahlen kann. Diese Wirkung wird durch das Holzgehäuse noch verstärkt. Insgesamt ist durch diesen flächenmäßigen Aufbau für die gesamte Marienorgel eine große Abstrahlungsfläche erzielt worden. Bei

Hauptorgel (Langschifforgel
von 1929–35)



der Aufstellung dieses Instrumentenkomplexes mußte auch der relativ starke Nachhall im Münster, der rund sechs Sekunden bei leerer Kirche beträgt, berücksichtigt werden. Die Orgelwerke wurden daher in einem stabilen, hinten und oben geschlossenen Gehäuse untergebracht; dadurch wird der Klang gebündelt und direkt zum Zuhörer abgestrahlt.

Die Langschifforgel

Dieser älteste Teil der gesamten Münsterorgelanlage war im Lauf von vier Jahrhunderten mehrfach — und meist ungünstig — umgestaltet worden, bis er in den Jahren 1870–74 die heutige Gestaltung des Prospekts bekam. Von den zwei Entwürfen, die damals vorlagen, mußte man sich für den

kleineren entscheiden, da man durch den Tod des Stifters während des Baues finanziell in Schwierigkeiten gekommen war. 1965 konnte man nun auf den größeren Entwurf zurückkommen und das bisher nur mit stummen Pfeifen besetzte Rückpositiv mit klingenden Registern bestücken. Die Ausführung des Neubaus wurde der im rein mechanischen Orgelbau langjährig erfahrenen, international bekannten Firma Markussen & Söhne in Apenrade (Dänemark) übertragen. Sowohl historische als auch orgeltechnische Gründe sprachen dafür, wieder einen mechanischen Spieltisch — anstelle des 1929 einge-

bauten elektro-pneumatischen — zu erstellen. Um ihn unterbringen zu können, mußte allerdings das Gehäuse um 80 cm gehoben werden. Mit Ausnahme der unteren Oktave zweier Register, deren Pfeifen aus Kupfer sind, bestehen alle Pfeifen dieser Orgel aus Zinn. Die Disposition und die Mensuren (Maßverhältnisse der Rohrweite zur Rohrlänge) der 21 Register mit ihren insgesamt 1615 Pfeifen wurden im Hinblick darauf gestaltet, daß sie der Klangstärke entsprechen, die für diese Orgel in Betracht kommt. Durch die ausgezeichnete Intonation und die Gegebenheit des akustisch günstigsten Plat-



Michaelorgel. Umbau der Anlage mit Prospekt der Langschifforgel

zes innerhalb der ganzen Anlage erzielt die Langschifforgel die beste Klangwirkung der Register und die größte Deutlichkeit bei polyphonem Spiel.

Die Michaelorgel

Der jüngste Teil der Gesamtorgeanlage steht auf der Turmkapellenempore, die dem heiligen Michael geweiht ist, weshalb das Instrument nach ihm benannt wurde. Hier traf sich im Mittelalter die Zunft der Bergleute, die im nahegelegenen Silberbergwerk arbeitete, zu Gottesdiensten und Besprechungen. Nachdem 1929 zunächst ein Fernwerk und ein Hochdruckwerk (mit einem Winddruck von über 200 mm zur Steigerung der Klangstärke) auf dieser Empore eingebaut worden war, änderte man diesen Teil der Orgelanlage in eine Begleitorgel für Choraufführungen um (wobei ein großer Teil der vorhandenen Pfeifen verwendet werden konnte), als der Domchor von der Nordempore des Querschiffs auf die Michaelorgel überwechselte. Beim Neubau 1963–65 baute die Firma Gebr. Späth aus Ennetach hier eine zweimanualige Orgel ein, die zwar den alten Prospekt (der einen Teil der alten Langschifforgel von 1929 bildet) beibehielt, aber eine neue Disposition und neue Pfeifen aufwies. Das Werk ist rechts und links vom Turmfenster untergebracht und hat eine elektrische Langschifforgel mit Ausnahme des Positivs zu spielen. Eine eingebaute Crescendowalze gibt überdies die Möglichkeit, bei Bedarf sogar noch die Marienorgel zur Michael- und Langschifforgel miteinzubeziehen. Die Michaelorgel verfügt über 27 Register mit insgesamt 1872 Pfeifen auf zwei Manualen (Hauptwerk und Schwellwerk) sowie Pedal.

Der Hauptspieltisch

Die komplizierte und weitläufige Anlage, wohl einmalig in gotischen Kathedralen, verfolgt das Ziel, den 27 m hohen, 100 m langen und 11 m schmalen Kirchenraum klanglich

zu füllen, wobei die vier Orgeln je nach Wunsch einzeln oder zusammen gespielt werden können. Da es sich um eine umfassende neue Anlage ohne historische Teilwerke handelt, war die Idee ebenso möglich wie berechtigt, einen Hauptspieltisch einzurichten, von dem aus sämtliche Werke einzeln oder in beliebigen Kombinationen gespielt werden können. Als in jeder Hinsicht bester Standort empfahl sich der Platz direkt an der Chorschranke im unteren Chor. Hier war man in nächster Nähe (etwa 8–10 m entfernt) der zwei meistgespielten Instrumente, der Marien- und der Chororgel, die das klangliche Hauptkontingent der Anlage bieten. Überdies läßt sich von dieser Stelle aus der Ablauf der liturgischen Handlung am besten verfolgen und der Kontakt zum Gemeindegesang ist bestmöglich.

Für den Bau dieses komplizierten zentralen Spieltisches war eine Spezialfirma (Gebrüder Eisenschmid in München) nötig. Äußerlich ist er mit seinen vier Manualen allerdings durchaus übersichtlich gestaltet und ästhetisch dem Chorgestühl angepaßt. Die Anordnung der 152 Registerwippen, mit denen die gewünschten Pfeifenreihen jeweils zum Spiel eingeschaltet werden können, ist in ihrer Gruppierung nach den einzelnen Orgeln klar und deutlich. Links befinden sich in vier übereinanderliegenden Reihen die Registerwippen für die vier Werke der Marienorgel, den entsprechenden Manualen gemäß angeordnet, und — ganz außen — für das Pedal. Rechts sind die drei oberen Reihen für die Chororgel und weiter nach rechts anschließend für die Michaelorgel bestimmt, während die unterste Reihe für das erste Manual (Hauptwerk) und das Pedal der Langschifforgel ist. Da die Register nur erklingen, wenn die Anstellerwippen in die entsprechende Stellung gebracht sind, kann man die Register von nicht gespielten Orgeln bereits für später einstellen.

Eine wesentliche Vereinfachung des Hauptspieltisches ergab sich durch den Verzicht auf die übliche Art der freien Kombinationen



als Einzelzüge über den Wippen zugunsten von acht amerikanischen Setzerkombinationen, umfangreichen technischen Vorrichtungen, die in fünf Setzerschränken hinter dem Spieltisch untergebracht sind und die Handregister ergänzen. Diese Anlage erforderte einen hohen Aufwand an elektrischen Schaltungen. Es waren nicht weniger als rund 9500 m Leitungsdraht und 8500 Kontaktstellen nötig, die 1680 Magneten steuern mit einer Spannung von 14—16 Volt. Durch Kapselung in Bakelit oder in Kästen mit Glasver-

schluß sind sie vor äußeren Einflüssen geschützt. Eine Schwachstromanlage stellt die elektrische Verbindung zwischen den vier Orgeln her. Ihre Länge beträgt mehr als 750 m achtzigadriger Kabel. Für Plus- und Minusleitungen unterschiedlicher Stärke wurden außerdem noch etwa 500 m Kupferdraht verwendet. Drei Umschaltkästen besorgen die elektrische Steuerung. Von ihnen werden die Windladenrelais, die Schleifen der Register und die einzelnen Töne mit Gleichstrom von 16 Volt Spannung bedient.

Für gleichstarke Stromabgabe sorgen drei Transformatorengleichrichter, auf die einzelnen Orgeln verteilt. Wegen der Länge der Anlage und der Betätigung von rund 700 Kammrelais mit 4–6 Kontakten aus Gold- und Silberbelag käme es ohne diese Einrichtung zu einem zu hohen Stromabfall.

Am Hauptspieltisch können die verschiedenen Orgeln der Anlage folgendermaßen ge-

spielt werden: die Marienorgel auf den Manualen I–IV, die Chororgel auf I und II, die Langschifforgel auf I und die Michaelorgel auf II und III. In der Vielgestaltigkeit der einzelnen Werke und in der Einmaligkeit der Anlage, in seiner klanglichen wie technischen Ausführung gilt das Orgelwerk im Freiburger Münster als eine der bedeutendsten Schöpfungen der Orgelbaukunst unserer Zeit.



Das Grabdenkmal des Generals von Rodt im Freiburger Münster

Ingeborg Krummer-Schroth, Freiburg

Am 21. März 1743 verstarb in Freiburg Franz, Christoph, Joseph von Rodt im Alter von 73 Jahren. Er wurde 1671 als Sohn des Rudolph Dietrich von Rodt zu Bußmannshausen und Orsenhausen (bei Laupheim) geboren, war wie sein Vater und Großvater ehrenamtlich Erbtruchseß des Stiftes Kempten und wurde 1728 kaiserlicher Feldmarschall-Leutnant und Kommandant der Festung Breisach.¹⁾ Aus dem Entwurf für seine Grabinschrift (s. Anhang) geht hervor, daß er noch gegen die Türken gekämpft hat, so daß man annehmen kann, daß er jung die militärische Laufbahn einschlug. Unter den Kaisern Leopold I. († 1705), Joseph II. († 1711) und Karl VI. († 1740) kämpfte er vor allem gegen Frankreich. Als er 1728 das Kommando über die — neben Freiburg — wichtigste Festung am Oberrhein übertragen bekam, war Friede. Aber schon 1733 im Polnischen Erbfolgekrieg wurde Breisach gefährdet.²⁾ Es kam jedoch zu keiner Belagerung, weil der Prinz Eugen für verstärkte Schanzen und verstärkte Besatzung der Festung gesorgt hatte. Von Rodt bekam keine Gelegenheit sich als Verteidiger auszuzeichnen. Aber er mußte noch erleben, daß Maria Theresia die ihm anvertraute Befestigung schleifen ließ. Sie gab am 4. Juli 1741 den Befehl dazu, damit nicht wiederum um Breisach blutige Kämpfe geführt werden mußten. So mußte der siebzigjährige General Rodt die Zerstörung der Festungswerke kommandieren. Er zog dann nach Freiburg, wo er starb. Seine Gemahlin Maria Theresia geb. von Sickingen (aus der mittelhheinischen Linie) überlebte ihn um 13 Jahre. Sie starb am 9. 11. 1756 in Konstanz bei einem ihrer Söhne, vermutlich

bei Franz Konrad Kasimir (1706—75), der seit 1750 Bischof von Konstanz war und 1756 Kardinal wurde.

Dieser Franz Konrad hatte im Namen seiner vier Brüder das Grabdenkmal bei dem Freiburger Bildhauer Johann Christian Wentzinger in Auftrag gegeben. Am 14. Juli 1743 wurde der Vertrag („Accord“) gemacht, der im Freiherrlich Hornsteinischen Archiv zu Orsenhausen erhalten ist. Dort befindet sich auch eine Quittung Wentzingers über eine Teilzahlung von 350 Gulden, die das Datum 31. Mai 1745 trägt.

„Zu wissen Seye hiermit. Demnach von seihen/der Hochfreyherrl. General' Rodtischen Erbschaft/ beschlossen worden, des Seel. Verstorbenen Herrn/ General Feldzeugmeisters Freyherren v. Rodt/ Excellenz ein Grab- oder Denckmahl von dißländisch/ fein gehauener Stein-Arbeit verferthigen zu lassen,/ zu disem ende auch Herr Wentzinger ein projekt/ aufgezeichnet; Alß ist darüber nachstehender/accord verabredet und getroffen, verspricht/ demnach Herr Wentzinger/ 1º nach solch Seinem gemachten Riss oder entwurff/ das Epithaphium oder Denckmahl von denen rei = /nest dißländischen Steinen mit bestem fleiß gear = /beitehet, das Brustbild von Alabaster, nembl./ das Gesicht matt und das Gewand Glantz Poliert/ zu hauen, alle Zubehörde, gerüst, eisen, bley,/ und waß noch etwann erforderlich, auch die / arbeits-leute auf Seine kosten zu verschaffen,/ das Epithaphium an das angewiesene Orth auf = /zustellen, die aufschriefft einzu hauen, und zu - /vergolden, mit einem worth alles in Voll = /kommen stand zu bringen, wogegen —



Grabmal General Rodt, Münster Freiburg

(Photo: Röbcke, Freiburg)

2. do die Hochfreyherrl. Rodtsche Erbschaft Ihme —/Herren Wentzinger Ein Tausend Fünf-/ Hundert Gulden Rheinl. die helfte bey = / anfang, die übrige helfte nach völliger ver = / ferthig- und aufstellung des Epitaphiy zu be = / zahlen, sich hiermit verbinden; zu wessen/ uhrkundt und beiderseithiger versicherung Zwey/ gleichlauthende accords-Exemplaria außgefer = / thiget — und Jedem Contrahierenden Theil —/ eines zugestellet worden; also beschehen und accordiert. Freyburg den 14. July 1743
 Teilquittung vom 31. Mai 1745 —
 Original wie oben

l.c. Frantz Conrad Freyh. v. Rodt
 nahmens gesambter Hh. Brüder
 Johann Christian Wentzinger
 Statuarius

Bescheine daß von Ihro freyherl. gnaden Herren/ baron von Secing, auf an weisung frey gnaden/ Herren oberst von Rodt dreyhundert fünfzig / gulden sage — 350 fl. Endpfangen den 31 ten May 1745
 Ch. Wentzinger

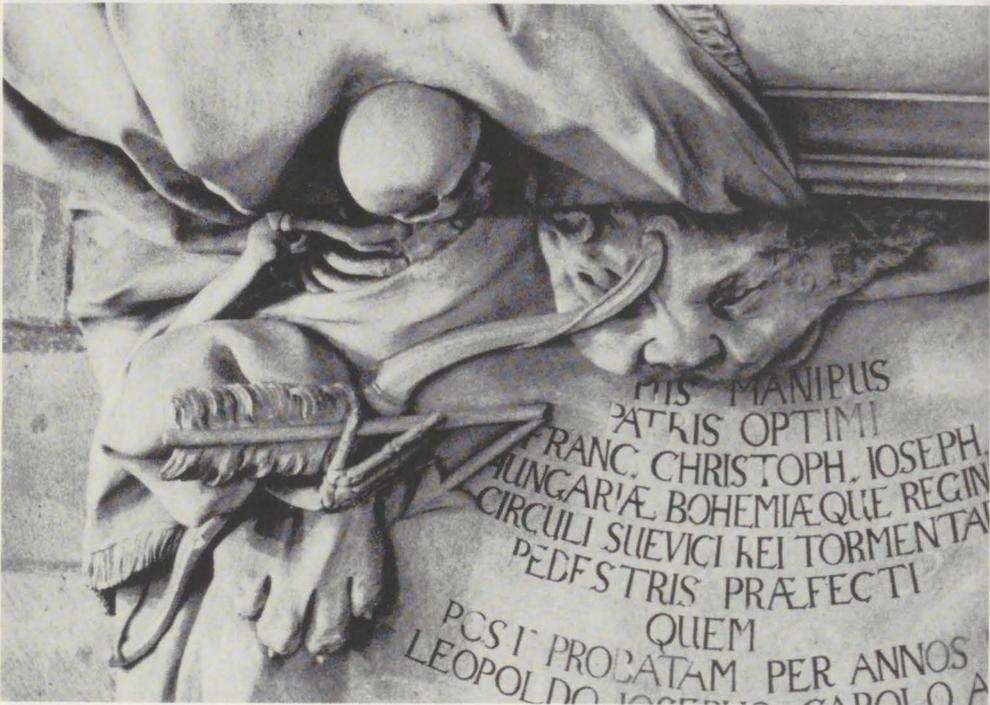
Aus diesem Vertrag geht hervor, daß Wentzinger vor dem Accord schon einen „Riss oder Entwurff“, also eine Zeichnung für das „Epithaphium“ gemacht hatte, an die er sich bei der Ausführung halten sollte. Das „Denckmahl“ sollte aus disländischem, also einheimischen Stein gehauen werden, nur für das Porträtmedaillon wurde Alabaster vorgehen, und zwar für das Gesicht matt belassen, für das Gewand poliert (es wurde aber nur in Kalkstein ausgeführt). Wentzinger muß selbst für Gerüst, Materialien und Arbeiter zahlen. Dazu bekommt er eine Vorauszahlung der Hälfte des ausgemachten Honorars, das insgesamt 1500 Gulden betragen soll. Die 2. Hälfte soll der Bildhauer nach der Aufstellung des fertigen Werkes erhalten. Wann diese endgültige Auszahlung und Vollendung des Grabmals erfolgte, wissen wir nicht. Nur scheint Wentzinger bis dahin nicht ganz mit dem Vorschuß ausgekom-

men zu sein, da er nochmals 1745 eine Teilzahlung erhielt, die er am 31. Mai 1745 quittierte (s. nebenstehend). Doch muß das Grabmal damals fast oder ganz vollendet gewesen sein, da der Bildhauer im gleichen Jahr 1745 schon die Tonfiguren für den Ölberg in Staufen ausführte.³⁾

Wentzinger errichtete das Denkmal an der romanischen Mauer auf der rechten Seite des Münsterchors, wo eine schmale Fläche für das über 10 m hohe Monument zur Verfügung stand. Dennoch überschneidet es ein Fenster und verdeckt zum Teil eine romanische Wandnische. Es besteht aus einem flachen hohen Sockel von grobkörnigem roten Sandstein und einem mächtigen reichen Aufbau aus feinkörnigem Kalkstein.⁴⁾ Über den Sockel hängt ein außerordentlich lebendig gemeißeltes Löwenfell (als Symbol für tote Macht oder Kraft) mit der Lederseite nach außen. Darauf breitet sich die Inschrift aus, die laut Vertrag vergoldet werden sollte, heute aber schwarz ausgemalte eingeritzte Buchstaben zeigt. Sie lautet:

PIIS MANIBUS
 PATRIS OPTIMI
 FRANC / CHRISTOPH. JOSEPH.L.B.DE
 RODT MAGNAE
 HUNGARIAE BOHEMIAEQUE
 REGINAE MARIAE THERESIAE . . .
 CIRCULI SUEVICI REI
 TORMENTARIAE AC LEGIONIS
 PEDESTRIS PRAEFFECTI
 QUEM
 POST PROBATAM PER ANNOS LIV
 LEOPOLDO.JOSEPHO.CAROLO AAA
 FIDEM ET BELLICAM
 FORTITUDINEM.
 XII CALEND! APRIL.MDCCXLIII
 FATA SUSTULERUNT!
 FILII QUATOR SUPERSTITES
 MONUMENTUM

Zu dieser Inschrift gibt es im Hornsteinschen Archiv in Orsenhausen einen Entwurf (s. Anhang), der etwas ausführlicher ist. Nach



Tod am Rodt-Denkmal

(Aufnahme: Bilderverlag, Freiburg)

mündlicher Mitteilung Dr. F. Hefeles an Prof. Werner Noack, dessen Notizen ich dankbar verwende, ist die Handschrift des Entwurfes die des Freiburger Archivars Maldoner.

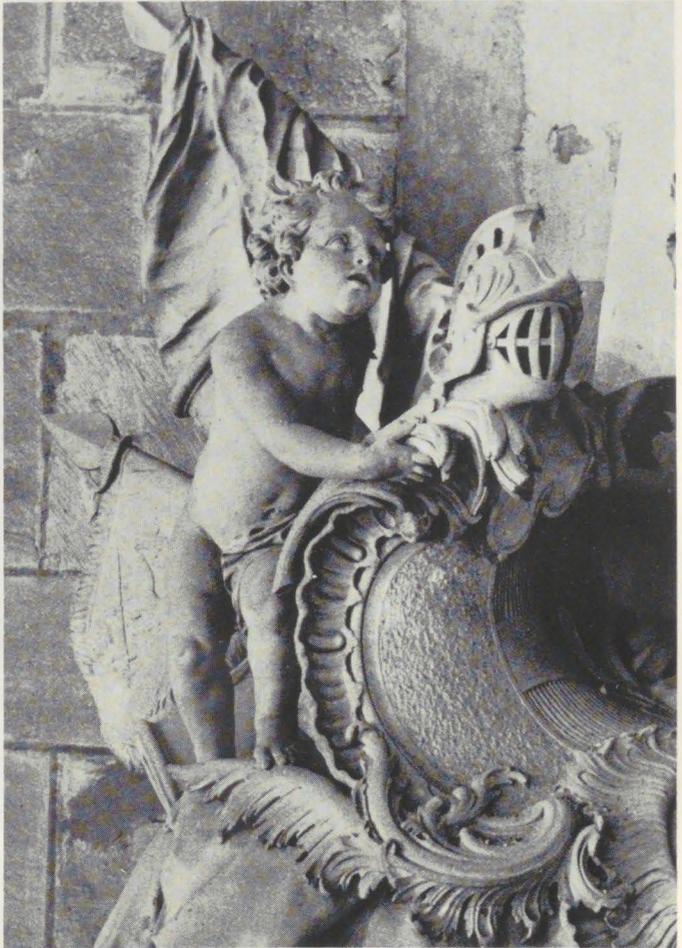
Unter der Inschrift sind die Tatzen und der Schwanz des Löwenfells kunstvoll und witzig zusammengebunden zu einem originellen Ornament. Der Löwenkopf ist wie eine Konsole unter dem vorgewölbten barocken Sarg sichtbar. Daneben ist das fransenbesetzte Bahrtuch z.T. eingequetscht, das die linke Ecke des Sarges umhüllt. Zwischen den Falten erscheint der Oberkörper eines Skelettes als Symbol des Todes. Es hält in der rechten Knochenhand einen abgespannten Bogen und einen großen gefiederten gebrochenen Pfeil. Ein weiteres Sinnbild des Todes ist die Fledermausmaske, an der rechten hintersten Ecke des Sarges, sie hält in ihrem Maul das Löwenfell fest.

Über dem Bahrtuch auf dem linken Teil des Sarges, hält ein Putto das Wappen der Familie Rodt in reicher Rokokorahmung mit Helmzier. Der kräftige, lockenköpfige Bursche schaut kläglich herüber zu der Kriegsgöttin Bellona (oder Minverva), die mitten auf dem Sarg sitzt. Sie jammert über den Tod des Helden und wischt sich mit einem großen Tuch die Tränen ab. Die schlanke Gestalt sitzt auf einer Trommel, sie trägt einen verzierten Harnisch mit rosettenförmigem Brustschutz aus dessen oberem Rand das feingefältelte Hemd hervorschaut. Der Unterkörper und Rücken ist von einem Mantel verdeckt, dessen Enden die Kriegsgöttin vor dem linken Oberschenkel gerafft festhält. Ihre schöne Hand mit den zierlich gespreizten Fingern und die kräftigen Beine mit den wohlgeformten Füßen zeigen etwas von der körperlichen Schönheit der kriegerischen Frau, die zugleich eine elegante Dame des

Rokoko ist. Auch ihr vorgebeugter Hals und das Antlitz mit dem runden Kinn, einem vollen sinnlichen Mund und einer feinen Nase sind keineswegs Züge einer harten Kämpferin. Ihre Haare sind ganz unter einem schlangenbegrönten Prunkhelm verborgen. Die Arme kommen aus den Falten der halblangen Ärmel mit weicher Rundung heraus. Im rechten Arm hält sie eine Lanze, die auf einem Köcher mit gefiederten Pfeilen aufsteht. Dahinter lehnt ein Rundschild an der Wand.

Rechts neben Bellona sitzt mit schräg angezogenen Füßen eine weitere Frau. Ihr weiter Rock fällt in breiten großzügigen Falten schräg über die Beine. Die nackten Füße mit hübschen Zehen schauen darunter hervor. Über einem engen kleinen Mieder erscheinen ihre vollen weiblichen Formen umspielt von den feinen geschwungenen Falten des Brusttuches und der Ärmel. Aus dem weiten Ausschnitt ist der Kopf zur Seite gebogen und ihre linke Wange liegt in der aufgestützten

Putto mit Rot-Wappen
(Aufnahme: Bilderverlag, Freiburg)





Bellona oder Minerva
(Aufnahme: Bilderverlag, Freiburg)

Hand. Ein kleines Doppelkinn, ein sanfter Mund und ein zierliches Näschen werden im Profil in der Höhlung der Hand sichtbar. Von der hohen runden Stirn fällt das lockige Haar in feinen Strähnen über Nacken und Rücken. Hinter dieser Frau, die nicht als trauernde Gattin, sondern als die Symbolisierung einer Tugend, wohl die in der Inschrift erwähnte Treue (Fides) oder die Patria darstellt, sind Fahnen, ein geborstenes Kanonenrohr und eine Munitionskiste angeordnet. Auch hinter dem Putto mit dem Wappenschild hängen eine Fahne mit knitterigem

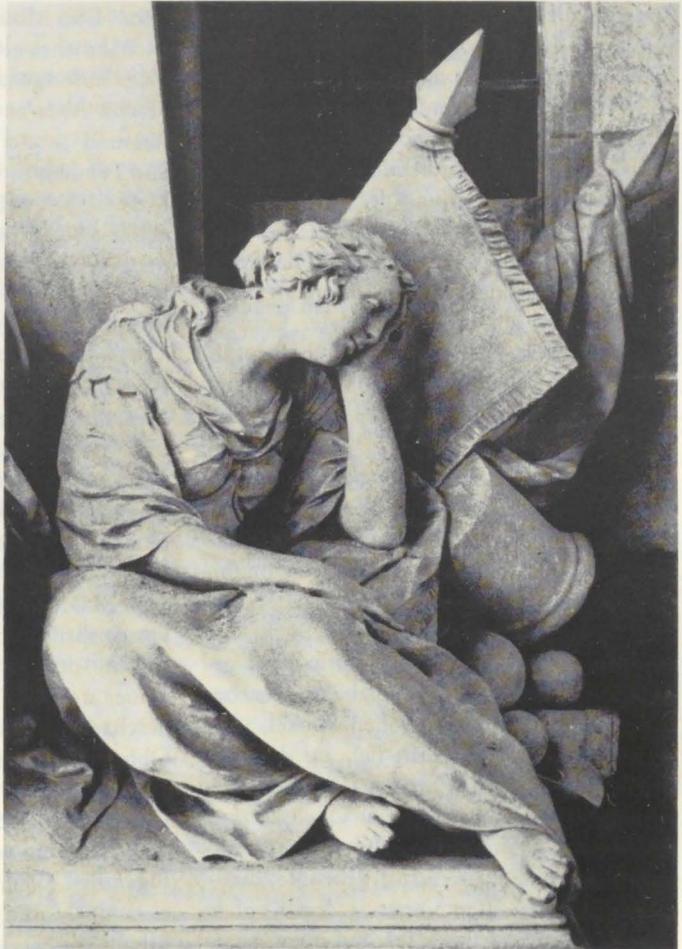
Fahnentuch und eine Standarte mit dem österreichischen Doppeladler.

Zwischen den Kriegssymbolen erhebt sich ein Obelisk. Er gilt seit dem Altertum als Sinnbild der Ewigkeit. Auf seinem oberen Teil ist in ovalem Medaillon des Relief-Porträt des Generals Rodt in Harnisch und Allongeperrücke angebracht. Das energische, aber auch genüßlich-gemütliche Gesicht ist vermutlich nach einem Miniaturporträt gemeißelt. Es wird umrahmt von Palmzweigen — Sinnbildern des Ruhmes — an denen die vier Wappen seiner Eltern und Großeltern

als „Ahnenprobe“ hängen, um seine noble Familie zu bezeugen.⁵⁾ Über dem Porträtmedaillon schwebt Fama, der geflügelte Genius des Ruhmes, der in der Rechten einen Lorbeerkrantz über das Haupt des Kriegers hält. Diese Fama oder Nike (= Victoria, die Siegesgöttin) hat in unserem Jahrhundert (meines Wissens im letzten Krieg) ihre großen prächtigen Schwingen und den rechten Fuß verloren. Auf dem Photo von Röbbcke (Abb. 1), das hier abgebildet ist, ist beides noch erhalten. Auch sie ist eine schlanke, sehr schöne Frauengestalt, vor deren fast

nacktem Körper nur ein Halbbrock schwingvoll gebauscht weit nach hinten weht. Ihre linke Brust und Schulter werden von dem Tuch zum Teil verdeckt, das breit über den Hals der Trompete herabfällt. Die dicht ringelten Locken sind am Hinterkopf zusammengebunden. Auch ihr rundlicher Kopf mit den aufgeblasenen Backen hat feine Gesichtszüge. Die hohe Anbringung dieser wunderbar schwebenden Figur läßt ihre Schönheit kaum erkennen. Über ihr ist die Spitze des Obelisken mit einem prunkvollen Federhelm bekrönt.

Trauernde Fides oder Patria
(Aufnahme: Bilderverlag, Freiburg)



Den barocken Aufbau des Grabmals hat Wentzinger den Vorbildern des französischen Pompe funèbre entnommen, die er in Paris an Grabdenkmälern im Original und durch Kupferstich-Abbildungen kennenlernte, als er dort 1735—37 arbeitete. Seit der Zeit Ludwigs XIV. war es in Frankreich üblich, vornehme Grabmäler wie das Rodt-Denkmal aufzubauen:

Über hohem Sockel, meist mit der Inschrift, den barock ausladenden Sarg, darüber ein Obelisk, seitlich Personifikationen der Tugenden, Skelette als Todessymbole, zuweilen Fama oder auch der Engel des Jüngsten Gerichts mit der Trompete. Hier seien nur zwei Beispiele zum Vergleich herangezogen.

Erstens: die Zeichnung eines Grabmalentwurfs, die B. Picart nach einem Modell des Bildhauers Collignon angefertigt hat. (Heute im Museum d. Schönen Künste in Kopenhagen.)⁶⁾ Hier sind neben Sockel, Obelisk, Sarkophag mit daraufsitzenen Figuren des Glaubens (mit Kelch) und der aufblickenden Hoffnung verwandte Motive. Zudem schwebt ein Genius oder Engel mit dem ovalen Porträtmedaillon eines Ehepaares vor dem Obelisk. Für wen und ob der Entwurf des Lothringers Collignon ausgeführt wurde, ist unbekannt. Leider wurden in der französischen Revolution viele Grabmäler des Adels zerstört.

Zweitens: ein Kupferstich nach einem Grabmal für Louis Herzog von Melun, den Dumont 1725/26 in Marmor und Bronze ausführte.⁷⁾ Das Denkmal stand in der Dominikanerkirche von Lille und wurde später zerstört. Aber es wurde durch die Stiche bekannt, die Wentzinger vielleicht in Paris gesehen hat. Auch das Grabmal des Herzogs von Melun hatte einen hohen Sockel, über den ein Tuch mit Inschrift fiel, aus dem unten ein Totenkopf herausah. Über dem Sarkophag saßen neben einem Obelisk zwei weibliche Gestalten, rechts wohl die Hoffnung, links eine trauernd vorgebeugte, die — ähnlich wie bei Wentzinger — den Kopf in die Hand stützt. Hinter ihr und oben neben

dem Obelisk sind Fahnen angeordnet. Seitlich schweben Skelette in großen Vorhangdraperien.

Diese zwei Beispiele mögen andeuten, woher Wentzinger seine Komposition und die Einzelmotive nahm. Solche Einzelheiten, wie die verschlungenen Löwentatzen, die Maskeron am Sarg, die realistische Erscheinung der Skelette kommen in der französischen Plastik viel vor. Auch der Gewandstil der Gestalten und ihre Typen sind von der Skulptur beeinflusst, die Wentzinger in Paris und Versailles sehen konnte. Zum Beispiel haben die Frauengestalten, mit seitlich schräg über die Beine fließenden Gewändern, ihre Vorbilder in der Kapelle in Versailles und im Invalidendom. Die Motive, die der junge Künstler nachahmenswert fand, hat er vermutlich in Skizzen festgehalten und mit nach Hause gebracht. Aber er verwendete sie dann souverän und setzte sie mit großer Leichtigkeit und Feinheit in Plastik um. Er beherrscht die Meißelkunst völlig und vermag die Verschiedenheit von Körpern und Gewändern, Gliedern und Antlitzen meisterlich auszudrücken.

Leider ist uns die Entwurfsskizze, die dem Vertrag für das Grabmal zugrunde lag, nicht erhalten. Aber ein Tonmodell, das sich in Meersburg befindet, darf als plastisches Modell von der Hand Wentzingers angesehen werden.⁸⁾ Das Modell aus gebranntem roten Ton h. 75, br. 44, t. 3—11 cm befindet sich jetzt im Rathaus von Meersburg. Von 1801 bis 1929 war es am Grabstein des Franz Joseph Maldoner (1743—1801), Kaplan der Sebastiansbruderschaft in Meersburg angebracht, der an der nördlichen Friedhofsmauer steht. Da das Tonrelief im Freien sehr beschädigt wurde, hat man es nun in besserer Obhut. Es paßte ja auch weder der Darstellung noch der Person nach an Maldoners Grab. Wie Maldoner in den Besitz des Modells kam und warum er es in sein Grab einfügen ließ, bleibt noch fraglich. Weitzel, der es entdeckt und im „Schauinland“ 1929 veröffentlicht hat, vermutet, daß es aus dem Be-

sitz der Fürstbischöfe Franz Konrad und Maximilian von Rodt in den Besitz Maldoners kam. Franz Konrad ließ im Auftrag der Brüder den Vertrag mit Wentzinger machen, er hatte wohl die Entwurfszeichnung und wahrscheinlich auch das Tonmodell des Bildhauers dazu bei sich. Nach seinem Tod 1775 gelangte beides an den Bruder Maximilian Christoph, der nach ihm Fürstbischof von Konstanz wurde und ebenfalls in Meersburg residierte. Dieser starb 1800 als Letzter seines Geschlechts. In welchem Verhältnis der Kaplan Maldoner zu seinem Bischof stand, ist leider noch nicht erforscht und daher nicht sicher, wie Maldoner zu dem Modell kam. Nur scheint seine Familie besondere Beziehungen zu den von Rodts gehabt zu haben. Wie oben schon erwähnt, hat Dr. F. Hefele festgestellt, daß die Handschrift des Entwurfs für die ausführliche Grabinschrift des Generals diejenige des Leonhard Leopold Maldoner war (1695—1765). Er war vorderösterreichischer Hofgerichtssekretär, lebte bis um 1740 in Freiburg und dann als fürstbischöflich-baslerischer Archivar in Pruntrut, wo er auch gestorben ist. In Freiburg hat er das Stadtarchiv geordnet und Studien zur Stadtgeschichte geschrieben.⁹⁾ Vielleicht läßt sich aus seinem Nachlaß noch Klarheit über die Beziehungen von ihm zu den Rodts, zu Wentzinger und zu dem Kaplan Maldoner gewinnen. Der Kaplan muß das Werk Wentzingers geschätzt haben, da er es in sein Grabmal einfügen ließ (es ist wohl kaum von jemand anderem dafür bestimmt worden). Daß das ausgeführte Grabmal in Freiburg geachtet wurde, beweist ein Stich des Freiburger Kupferstechers und Ma-

lers Peter Mayer von 1768, der es genau abbildete und mit dem Vermerk versah „Christ. Wenz.inv. et fecit“.¹⁰⁾

Anmerkungen

¹⁾ Totenbuch der Münsterpfarre Freiburg 1720—1779 S. 266. Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch III. Heidelberg 1919, S. 550 (die dort angegebenen Daten stimmen nicht genau)

²⁾ Haselier, Günther, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein. 2. Bd. Breisach 1971 S. 28 ff.

³⁾ Münzel, Gustav, Beiträge zu Christian Wentzinger. In: Zeitschrift für bildende Kunst N. F. 33, 1922, S. 80 ff.

Geiges, Leif, Der Staufener Ölberg. In „Staufen und der obere Breisgau“. Karlsruhe 1967 S. 56—61

⁴⁾ Der gut zu bearbeitende Kalk-Sandstein stammt von den Brüchen in Pfaffenweiler. Die genauen Maße sind: 10,10 m h vom Boden bis zum Helm, Sockel 3,2 h.; 2,20 br. — größte Breite des Ganzen ca. 2,85 m

Diese Angaben verdanke ich der freundlichen Hilfe von Herrn Freikowski, Münsterbauverein Freiburg.

⁵⁾ Kindler v. Knobloch a. a. O. und Weitzel in „Schauinsland“ 54./55. Jg. 1929 S. 39 mit genauer Angabe der Wappen

⁶⁾ Souchal, Franc, French Sculpture, 1. Bd. Oxford 1977 S. 358

Serrant, A. Le Tombeau du Marquis de Vaubrun. In „Gazette des beaux Arts“ Cinqieme periode, Nr. 17 10^e annee 1928 I. sem. S. 161

⁷⁾ Souchal a. a. O. S. 277 Nr. 27

⁸⁾ Weitzel, Rudolf, Ein Entwurf Wentzingers zum Grabdenkmal von Rodt im Münster zu Freiburg. In „Schauinsland“ 54./55. Jg. 1929 S. 38 f.

⁹⁾ Weitzel a. a. O. S. 38

¹⁰⁾ Morath Rudolf, Peter Mayer 1718—1800, der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler. Freiburg 1982 S. 116 Abb. 289

Anhang

Entwurf der Inschrift für das Grabdenkmal (verkürzt ausgeführt) Original im Frh. Hornsteinschen Archiv, Orsenhausen

Die Kenntnis dieser Archivalie und den Originaltext des Akkords verdanke ich den Forschungen von Prof. Dr. Werner Noack und seiner Frau Dr. Ellen Noack-Heuck, deren Nachlaß mir überlassen wurde

Sta Viator et vide,
Magnus Heros parvo clauditur Tumulo.
Excell: mus ac perillustris Dominus, D. Franc: Christ: Jos. L:B: de Rodt. Mariae Theresiae Reginae
Hung: et Boem: et Incltyi Circuli Suevici Sumus Rei Tormentariae ac Legionis Pedestris Praefecty
in vita nuper (semper) Victor, nunc Mortis Victima.
vixit annis LXXIII
Pie Sibi, Devote Religioni, fideliter Deo.
Militavit Strenue annis LIV
Sub Augustißimus Caesaribus Leopoldo, Josepho, Carolo
pro Fide, Patria, Imperio.
pugnavit contra Gallum acriter, contra Turcam fortiter,
in castris Gladio, in Fortalitiis Praesidio.
Dux idem, et Gubernator utrobique gloriosus,
In Praelio cecidit nunquam, in acie stetit Semper, solifato Saccabit, XXI Martiy M. D. CC; XLIII
Vade Viator
et ad hunc Lapidem, quem IV. Filiorum Pietas charo Patri posuit; bene precare
ut requiescat in Pace.

Betrachtungen über das, was man am Freiburger Münster nicht sieht.

Charles W. Fabry, Esslingen

Was für die Württemberger das Ulmer Münster ist, das ist für die Badener das Freiburger Münster. Beide sind repräsentative Kirchenbauten aus einer Zeit vor sechshundert Jahren, als diese noch Ansehen und geistige Macht veranschaulichen sollten. Ihre Größe und Schönheit sollten den Bürger beeindrucken und in seinem Glauben bestärken. Auch heute noch stehen wir bewundernd vor diesen monumentalen Hallen, die von Meistern geschaffen wurden, denen nur Stein und Holz als Bauwerkstoff zur Verfügung stand. Den Baukundigen allerdings erfaßt eine gewisse Besorgnis hinsichtlich ihrer Sicherheit gegenüber den Natur-Einflüssen, wie Wind, Regen und Erdbeben und auch der Menschen in ihrem Zerstörungswahn durch Bomben und Luftminen. Wenn auch das Haus all diesen Einflüssen in den Jahrhunderten widerstanden und seine Standfestigkeit bewiesen hat, so sind dennoch Schwachstellen vorhanden, die dem Betrachter äußerlich kaum auffallen werden, aber den Fachleuten besondere Aufmerksamkeit abverlangen und nach der Sicherheit fragen lassen, die heut in unserer Zeit durch gewisse Mindestanforderungen definiert ist. Die Frage ist, wie weit sind die Beanspruchungen von der Höchstgrenze entfernt, die das Gebäude in seinen Einzel-Elementen ertragen kann?

Es fällt nicht auf, aber es ist so, die Wände stehen schief. Auf beiden Seiten haben sich Innen- und Außenwände an ihren Oberkanten bis 20 Zentimeter nach außen geneigt, wie in Abbildung 3 übertrieben dargestellt. Das Erkennen dieser Tatsache war für die Betreuer dieses Hauses, die für seine Pflege

und Erhaltung verantwortlich sind, zwei Fragen auf, nämlich: wie entstand dieses Phänomen und welchen Einfluß hat es auf die Sicherheit des Baues.

Da das Lot schon seit Jahrhunderten das Hauptinstrument des Baumeisters zur Errichtung standhafter Wände ist, so ist sicher, daß auch hier die Wände ursprünglich senkrecht standen. Da wir Heutigen beim Bau des Münsters nicht zugegen waren, so sind wir auf Vermutungen angewiesen, deren Wahrscheinlichkeit wir mit der uns heute zur Verfügung stehenden Methodik der Statik mehr oder minder gut begründen können.

Es erscheint zunächst naheliegend, daß die großen Gewölbe durch ihren Seitenschub, mit dem sie sich an den Wänden abstützen, diese Kippung verursacht hätten. Aber dem widerspricht eine Feststellung, die man an den Pfeilern der Außenwände gemacht hat. Von denen steht nämlich nur der Teil schief, der bis zu einer Höhe von 16 Metern reicht, während die darauf stehenden Fialen senkrecht stehen. Dies ist zunächst einmal der Beweis dafür, daß beide Teile zu verschiedenen Zeiten gebaut worden sind, denn sonst würden auch diese schief stehen. Es sind nur die Teile (Bild 2), die bis zur Galerie des Pultdaches reichen, die über den breiten Spitzbogen-Fenstern verläuft.

Für eine statische Betrachtung stellt sich ein Pfeiler so dar, wie in der Skizze (Bild 1) gezeichnet. Zum Pfeiler gehören auch die Wandteile unter- und oberhalb der Fensteröffnung, weil sie die Bewegung nach außen mitgemacht haben. In der Seitenansicht erkennt man, daß der dem Auge sichtbare Teil

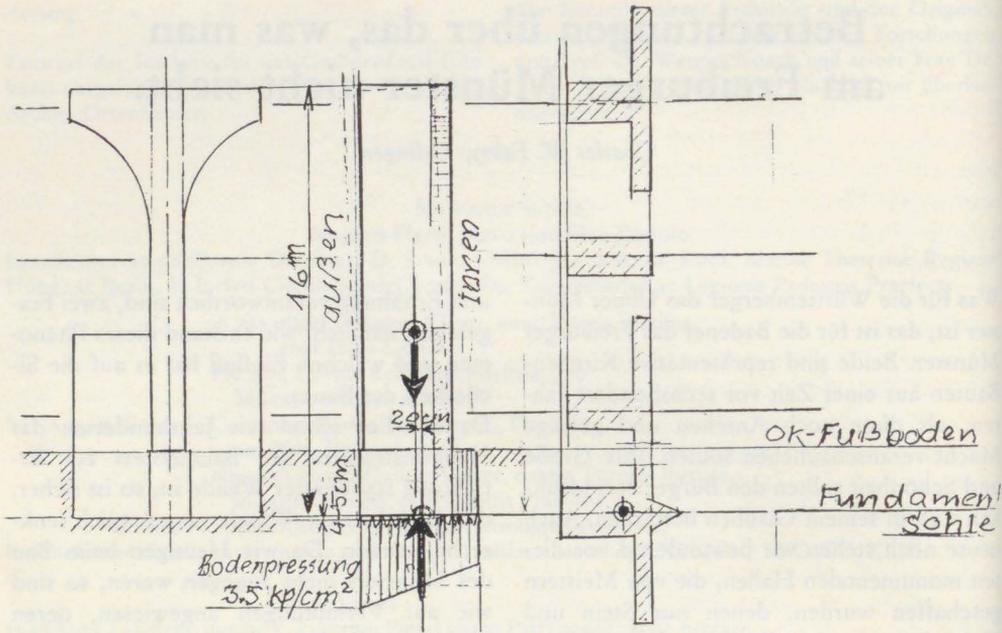


Abb. 1 Statisches Bild eines Außenpfeilers mit der Querschnitts-Verteilung der Höhe nach (rechts) und der Bodendruck-Verteilung an der Fundament-Sohle infolge der Schwerpunkts-Verlagerung nach außen (Mitte)

gegenüber dem Fundamentblock versetzt ist. Die rechts herausgezeichneten Querschnitte lassen erkennen, wie sich diese in den verschiedenen Höhenlagen verändern. Ihre Grundform ist T-förmig. Aber das Fehlen des oberen T-Balkens im mittleren Bereich hat zur Folge, daß sich der Schwerpunkt des 260 Tonnen schweren Pfeiler-Kolosses gegenüber dem Schwerpunkt der Fundament-Sohle um rund 20 Zentimeter verlagert hat. Und dies hatte zur Folge, daß die Bodenpressung an der Außenseite anstieg. Rechnerisch ergibt sich hier ein Wert von 3,5 Kilopond pro Quadratcentimeter.

Solche Zahlenwerte standen sicherlich den damaligen Baumeistern noch nicht zur Verfügung. Heute lesen wir die für die verschiedenen Bodenarten erträglichen Belastungen aus Tabellen ab, die jedem Studenten zugänglich sind. Für den hier vorhandenen festgelagerten scharfen Sand werden 5 Kilopond pro Quadratcentimeter angegeben, aller-

dings mit der Einschränkung, daß Wassergehalt im Boden dessen Tragfähigkeit verringert.

Da die etwa 3 Meter tiefen Baugruben für die Fundamente bestimmt weit unter dem Grundwasser-Spiegel in den Boden hineinreichten so kann man annehmen, daß dadurch das Grundwasser-Gleichgewicht gestört wurde und sich Wasser in und unter den Baugruben ansammelte und den Boden aufweichte. Da mit dem Anwachsen der Bauhöhe der Pfeiler deren Gewicht immer größer wurde, so „setzten“ sich diese, d. h. sie drangen in den Boden ein bis dieser so weit verfestigt war, daß er die Last tragen konnte. Weil nun der Pfeiler-Schwerpunkt weiter außen lag als der der Fundament-Sohle, so geschah dieses Setzen ungleichmäßig und bewirkte die Schiefstellung. Die Außenkanten liegen etwa 4 bis 5 Zentimeter tiefer als die Innenkanten. Allmählich stellte sich ein Gleichgewichts-Zustand ein und die Pfeiler

blieben in ihrer Schräglage stehen. Sie konnten auch so die später an sie anlaufenden horizontalen und vertikalen Kräfte aus den Gewölben und den (senkrecht stehenden) Fialen aufnehmen, allerdings mit verminderter Sicherheit gegenüber Wind und Erdbeben. Aber die Jahrhunderte haben bewiesen, daß die Belastungen unterhalb der Sicherheits-Grenze blieben, wenn auch — wie heute rechnerisch feststellbar — nur wenig darunter.

Und was ist mit den Innenwänden, die auf den dicken Arkaden-Säulen ruhen? Auf ganzer Länge seines Bogens war ein Quergewölbe von der Wand abgerissen und bildete einen 15 Zentimeter breiten Spalt. Risse in den Gewölbe-Rippen weisen eindeutig darauf hin, daß die Auflager der Längsgewölbe sich voneinander entfernt haben. Was liegt näher, als das Auseinanderklaffen der Arkadenwände dafür verantwortlich zu machen?

Während bei den Außenwand-Pfeilern der Gewölbe-Schub als Ursache ausschied, weil Gewölbe zu der Zeit noch garnicht vorhanden waren, muß man hier vermuten, daß deren horizontale Auflager-Komponente sich so auswirkte, weil die Wand noch keinen äquivalenten Widerstand entgegensetzen konnte. Man fing mit dem Wölben an, nachdem die Kirche überdacht war. Ob man zu gleicher Zeit, als man das Mittelschiff einwölbte, auch die über den seitlichen Pult-Dächern freiliegenden und dem Beschauer gut sichtbaren, Schrägstreben zugleich einbaute, möchte man in Frage stellen. Am Ulmer Münster hat es sich bewiesen, daß ein Basilika-Mittelschiff auch Jahrhunderte so dastehen kann bevor man Schrägstreben anbringt. Allerdings führt es dann größere elastische Bewegungen unter den einwirkenden Seitenkräften aus. Wenn das wirklich so gewesen sein soll, so wäre damit die Schrägstellung der Arkaden-Wände zu erklären.

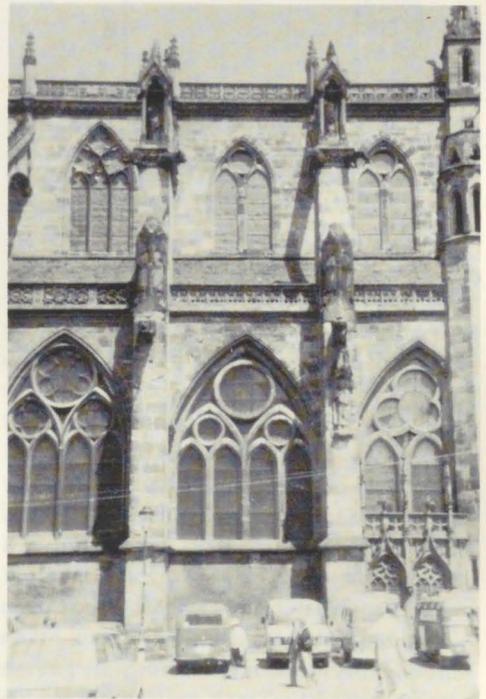
Heute muß man sich mit der Tatsache abfinden. Aber man behält ein wachsames Auge auf diese Erscheinungen und kontrolliert laufend mit Hilfe mechanischer und optischer

Feinmeß-Methoden jede Bewegung. Das Ergebnis ist: Anlaß zu Befürchtungen besteht nicht. Warum dann so „viel Lärm um nichts“?

Ist es wirklich nichts, wenn ein paar Pfeiler schief stehen, was man ja sowieso nicht sieht? Das Fassadenbild wird dadurch nicht im geringsten gestört. Es wird ja auch kaum gestört, wenn die Ornamente und Figuren daran von unserer verschmutzten Luft restaurierungsbedürftig geworden sind. Störend wirken allenfalls die Gerüste, die man zu ihrer Restaurierung errichten muß.

Im Inneren der Kirche fällt das Decken-Gerüst nur dem auf, der seine Augen nach oben erhebt. Eher bemerkt man noch die kleinen Galerien, die man in etwa 10 Meter Höhe an einigen Säulen angebracht hat und die dort etwas befremdlich wirken.

Abb. 2 Ansicht der Münster-Südseite mit Galerie und Pultdach, auf dem die Schrägstreben zum Mittelschiff als Schatten zu erkennen sind



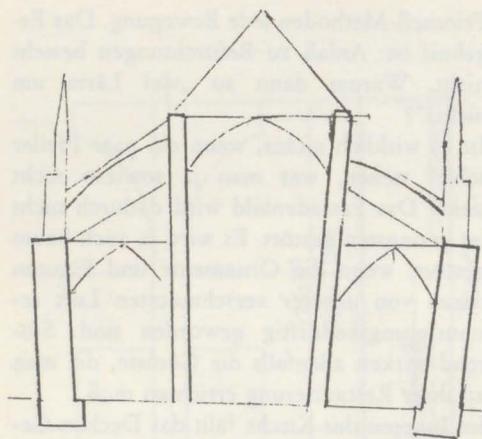


Abb. 3 Querschnitt der Münster-Halle in übertriebener Darstellung

Sie stehen in Zusammenhang mit optischen Präzisionslot-Messungen, mit denen man die Bewegungen dieser Pfeiler beobachtet. Bewegungen von 7 Millimetern, die sie angezeigt haben, lassen aber keine Schlüsse auf eine dauernde Veränderung zu, sondern sind im wesentlichen auf Temperatur-Einflüsse zurückzuführen, wie sie unter Sonnenbestrahlung auch an anderen Gebäuden vorübergehende Deformationen hervorrufen. Vom Decken-Gerüst aus wurden die Vorgänge im Gewölbe beobachtet. Eine Meßuhr an einem über die ganze Mittelschiff-Breite gespannten Draht zeigt die Relativbewegung der Arkaden-Wände zueinander an, an denen sich die Auflager der Gewölbe befinden. Das Decken-Gerüst wurde nach siebenjähriger Standzeit Ende 1983 wieder entfernt. Es wurde und es wird viel für die Sicherheit und Erhaltung des Bauwerks getan, man sieht es nur nicht.

Die Bevölkerungsentwicklung in Freiburg von 1871 bis heute

Rainer Tressel, Freiburg

Freiburg hat heute rund 178 000 Einwohner und zählt damit nach Stuttgart, Mannheim und Karlsruhe zu den größten Städten in Baden-Württemberg. Die Stadt ist das unbestrittene Zentrum des Südlichen Oberrheins mit einer tiefen Ausstrahlung in ein weites Umland. Täglich ist dies erkennbar, wenn Tausende von Pendlern — Arbeiter, Schüler, Kunden, Patienten usw. — in den frühen Morgenstunden in die Stadt hinein- und am Spätnachmittag aus der Stadt herausströmen. Als bedeutende Hochschulstadt, Touristenmagnet und als Sitz von Unternehmen mit weltweiten Beziehungen hat Freiburg auch Bedeutung, die weit über die Region hinausgeht.

Freiburg hatte nicht immer so viele Einwohner wie heute. Schlägt man den Bogen vom Ausgangspunkt unserer Betrachtung, dem Jahre 1871 bis heute, so läßt sich erkennen, daß es bei der Bevölkerungsentwicklung bis vor kurzem immer einen Aufwärtstrend gab, daß sich aber andererseits Perioden starken Wachstums mit Perioden nur schwacher Zunahme bzw. der Stagnation abwechselten, wobei die Entwicklung nach dem letzten Krieg besonders stürmisch verlief.

Die Einwohnerentwicklung der Stadt war immer schon eng verbunden mit großen nationalen und internationalen Ereignissen und Umbrüchen. So reagierte die Bevölkerungsentwicklung wie ein Seismograph auf Kriege, wirtschaftliche Höhenflüge und Depressionen, auf veränderte Einstellungen der Menschen zur Stadt als Wohnraum usw.

Freiburg war um 1870 nach unseren heutigen Maßstäben eine kleine Mittelstadt, die allerdings zu jenem Zeitpunkt eben im Begriff

Bevölkerungsentwicklung in Freiburg seit 1871 nach jeweiligem Gebietsstand

Jahr	Einwohnerzahl ¹⁾
1871	24 668
1880	36 401
1890	48 909
1900	61 504
1910	83 324
1925	90 475
1933	99 122
1939	108 487
1946	93 075
1950	112 144
1955	129 029
1960	142 860
1965	152 246
1970	163 568
1975	175 371
1980	175 106
1983	178 545

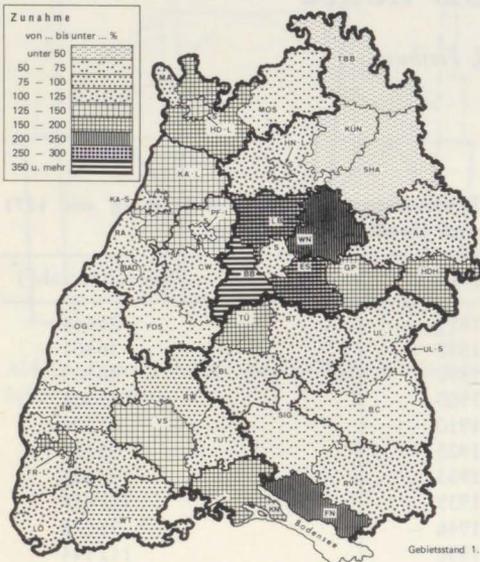
¹⁾ Quellen: Freiburger Statistik 1937/38; Statistischer Jahresbericht der Stadt Freiburg i. Br. 1911; Statistische Berichte AI 1-Vj und j, Statistisches Landesamt Baden-Württemberg.

war, kräftig zu expandieren. Die Stadt hatte zwar ihr mittelalterliches Korsett gesprengt und war über Wall und Graben hinausgewachsen, doch südlich der Dreism (Wiehre), westlich der Bahnlinie und nördlich der heutigen Albertstraße standen nur wenige Gebäude und überall in diesen Gebieten beherrschten noch Wiesen, Felder und Reben das Bild.

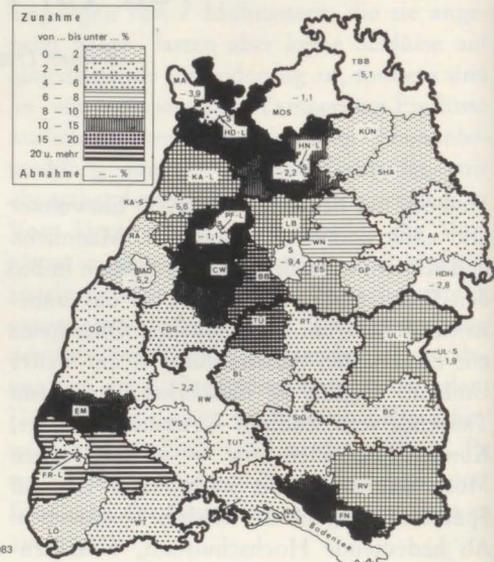
War die Stadt bis dahin über Jahrhunderte mehr oder weniger im Gleichgewicht, so setzte jetzt mit der beginnenden Industrialisierung ein enormes Wachstum ein. Die endgültige Aufhebung der Zunftherrschaft und

BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG IN DEN KREISEN VON BADEN-WÜRTTEMBERG

1.12.1900 - 1.1.1983



27.5.1970 - 1.1.1983



die Einführung der Gewerbefreiheit (1862), die Erschließung neuer Energiequellen (Gas und Elektrizität) und der Ausbau eines Eisenbahnnetzes (1845 Karlsruhe/Freiburg) schufen dafür die Voraussetzungen. Freiburg war auch damals keine Stadt der Industrie¹⁾, doch schon diese Anfänge ließen Hoffnungen auf bessere Arbeits- und Lebensbedingungen aufkeimen. Viele Menschen, vor allem aus den Landgemeinden, strömten in jener Zeit in die Stadt. Die Einwohnerzahl der Stadt Freiburg nahm von 1870 bis zur Jahrhundertwende um rund 36 000 Einwohner zu, während z. B. die Gemeinden des heutigen Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald zusammen rund 4000 Einwohner verloren.²⁾ Bis zum ersten Weltkrieg hielt die Expansion ungebrochen an. Der Krieg und die ihm folgenden Wirren unterbrachen das stürmische Wachstum.

Zwischen 1870 und 1910 hat sich die Stadt räumlich kräftig ausgedehnt. Neue Wohnge-

biete für die vielen Zuwanderer entstanden vor allem im Norden (Neuburg, Herdern) und im Süden (Wiehre). Im Westen reichte die Bebauung bis zur Eschholzstraße.

Einen zweiten größeren Wachstumsschub erlebte die Stadt nach 1925. Freiburg erreichte um 1933 die 100 000 Einwohnergrenze und 1939, am Vorabend des zweiten Weltkrieges, wurden rund 108 000 Einwohner gezählt. Der zweite Weltkrieg brachte erneut Rückschläge, löste aber zugleich nach 1945 eine der größten Wanderungs- und Flüchtlingswellen der Menschheitsgeschichte aus, von der die Stadt Freiburg schon kurz nach Kriegsende mit voller Wucht erreicht wurde. Zunächst waren es die „alten Freiburger“, die nach dem Verlust der Wohnung, der Evakuierung, der Enge und Not allmählich wieder in die Trümmerstadt zurückkehrten. Zu ihnen gesellten sich bald die vielen heimatlos gewordenen Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und wenig

später der Flüchtlingsstrom aus der DDR und Berlin. Freiburg hatte 1951 — nach den Bevölkerungsverlusten während des Krieges — mit 117 000 wieder die Einwohnerzahl des Jahres 1939 erreicht. Zehn Jahre später (1960) zählte die Stadt bereits 143 000 Ein-

wohner, wobei knapp 25 000 aus den Ostgebieten und der DDR stammten.³⁾ In der nächsten Phase resultierte das Bevölkerungswachstum in erster Linie aus der Zuwanderung von Deutschen aus der Bundesrepublik und etwas später aus der Zuwande-

Plan der Stadt Freiburg im Breisgau aus dem Jahre 1878



Lith. v. P. Beckurts, Freiburg

**Salden der natürlichen Bevölkerungsbewegung
sowie der Wanderung in Freiburg i. Br. seit 1950
(Jeweiliger Gebietsstand)**

Jahr	Saldo der natürlichen Bevölkerungsbewegung (Geburten/Sterbefälle)	Saldo der Wanderung (Zu-/Wegzüge)		
		Deutsche	Ausländer	zusammen
1950	636			
1952	444			
1954	569			
1955	556			1545
1956	632			1999
1957	583			2107
1958	722			2410
1959	719			2203
1960	631			2034
1961	604			2699
1962	700			1163
1963	755			1276
1964	831			1100
1965	594			1320
1966	683			1705
1967	695			2684
1968	407			1041
1969	364			4141
1970	189			2254
1971	171			1009
1972	-164	- 345	1332	987
1973	-217	60	970	1030
1974	-128	28	- 240	- 212
1975	-358	-2223	-1244	-3467
1976	-355	- 360	388	28
1977	-236	27	93	120
1978	-347	- 635	97	- 538
1979	-253	- 68	321	253
1980	-101	453	633	1086
1981	-117	2288	360	2648
1982	- 19	821	106	927

rung von ausländischen Gastarbeitern, die mit dem wirtschaftlichen Boom aus Südeuropa hereinströmten. Die Einwohnerzahl der Stadt Freiburg kletterte 1970 bis auf 163 568 und bis 1974 auf das bisherige Maximum von 179 196 Personen, wobei zwischen 1970 und 1974 in erster Linie die Arrondierung des Stadtgebietes durch die Eingemeindung neuer Ortsteile für das Bevölkerungswachstum sorgte.

Seither ist die Einwohnerzahl der Tendenz nach rückläufig und alle Prognosen sprechen

dafür, daß diese Entwicklung auch in Zukunft anhält.

Für diesen Umschwung gibt es mehrere einleuchtende Gründe.

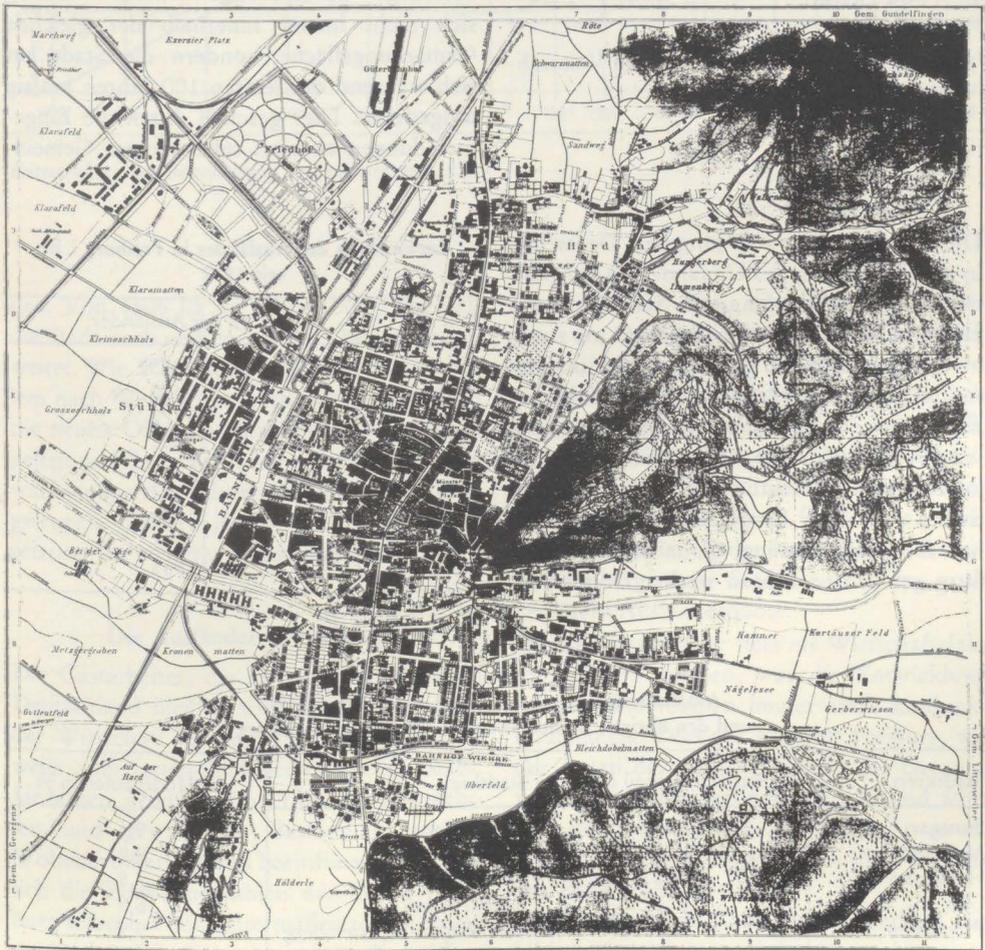
1. Die Bilanz der Geburten und Sterbefälle, die in den 60er Jahren regelmäßig stark positiv war, schlug zu Beginn der 70er Jahre erstmals ins Negative um, so daß seither Jahr für Jahr mehr Personen starben als geboren wurden. Dies liegt weniger an einer Zunahme der Sterberaten

(Zahl der Todesfälle pro 1000 Einwohner) als vielmehr am drastischen Rückgang der Kinderzahlen ab 1966, seit sich die Antibabypille und zugleich eine veränderte Einstellung zum Kind zunehmend durchgesetzt hat.

- Die Wanderung, die in der Vergangenheit jährlich für kräftige Überschüsse sorgte und so wesentlich das Bevölkerungswachstum bestimmte, tendiert seit einigen Jahren in Richtung eines ausgegli-

chenen Saldos. Noch bis Ende der 60er Jahre hatte Freiburg sowohl im engeren Einzugsbereich als auch bei der Fernwanderung jeweils Wanderungsgewinn, doch seit das Grundstücks- und Wohnungsangebot im Umland immer verlockender wurde, ziehen mehr Freiburger ins Umland als von dort Menschen herziehen. Dem positiven Saldo in der Fernwanderung steht deshalb seit mehr als zehn Jahren ein jährlicher Wanderungsverlust in der Umlandwanderung gegenüber.

Plan der Stadt Freiburg im Breisgau aus dem Jahre 1909



**Die Eingemeindungen seit 1890
nach Fläche und Bevölkerung**

Datum der Eingliederung	Frühere Gemeinde	Fläche in ha	Bevölkerung ¹⁾
1. 1. 1890	Günterstal	180,00	592
1. 1. 1890	Haslach	322,20	674
1. 1. 1906	Zähringen	404,18	2 185
1. 1. 1908	Betzenhausen	278,54	603
1. 1. 1914	Littenweiler	413,87	1 048
1. 4. 1938	St. Georgen	1 620,68	2 948
1. 9. 1971	Lehen	365,74	1 971
1. 12. 1971	Opfingen	1 460,84	1 287
1. 7. 1972	Waltershofen	757,81	1 140
1. 1. 1973	Tiengen	837,72	1 078
1. 7. 1973	Munzingen	677,73	863
1. 9. 1973	Hochdorf	1 010,11	1 480
1. 7. 1974	Ebnet	687,35	1 793
1. 7. 1974	Kappel	1 380,91	2 474

¹⁾ Bevölkerungszahl der jeweils letzten Volkszählung vor der Eingliederung.

Die Abwanderung von jüngeren Deutschen in die Gemeinden des Umlandes, in der politischen Diskussion lange als Stadtflucht bezeichnet, hat in Freiburg allerdings nie zu einem ernststen Aderlaß geführt, wie es in anderen größeren Städten der Fall war. Freiburg hatte, was die Einwohnerentwicklung angeht, immer Vorteile, was die Stadt zweifellos zu einem beträchtlichen Teil ihrer Attraktivität und ihrer Umgebung zu verdanken hat. Der Aufforderung, die in dem auf Freiburg gemünzten Slogan steckt „Dort leben,

wo andere Urlaub machen“, sind viele Menschen aus allen Gebieten der Bundesrepublik gefolgt und haben sich in Freiburg oder in der Umgebung niedergelassen. So hat die ganze Region in überdurchschnittlichem Maße Anteil an den großräumigen Bevölkerungsverlagerungen (Nord-Süd-Wanderung), die schon seit Jahren zu beobachten sind. Der Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald z. B. hat die letzten 10 bis 15 Jahre ein stärkeres Bevölkerungswachstum als jeder andere Landkreis in Baden-Württemberg. Selbst das Bodenseegebiet und die wirtschaftlich dynamischeren Regionen um Stuttgart konnten hier nicht mithalten.

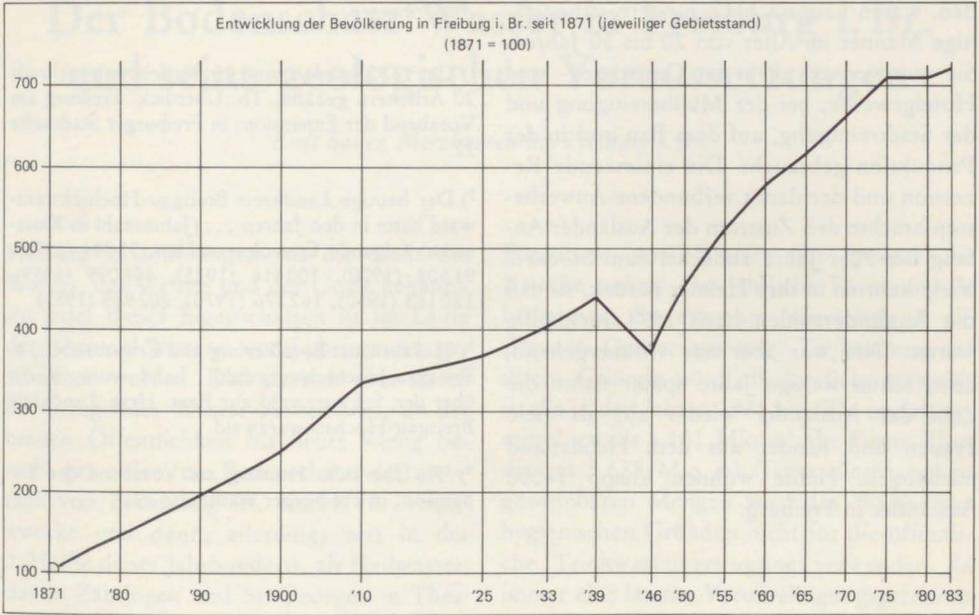
Freiburgs Bevölkerungswachstum vollzog sich nicht immer innerhalb der gleichen Gemarkungsfläche, sondern die Stadt hat sich während der letzten 100 Jahren kräftig ausgedehnt. Dies geschah durch die Eingemeindungen ehemals selbständiger Gemein-

**Entwicklung der Ausländer in Freiburg i. Br.
seit 1962**

Jahr	Zahl der Ausländer
1962	4 375
1965	6 490
1970	9 172
1972	11 561
1974	13 021
1976	12 537
1978	12 326
1980	13 381
1982	13 985

**Ausländeranteile am 1. 1. 1983 in Freiburg i. Br.
und den übrigen Stadtkreisen von Baden-Württemberg**

Stadtkreis	Ausländeranteil in %	Stadtkreis	Ausländeranteil in %
Stuttgart	17,8	Heidelberg	9,4
Mannheim	15,5	Karlsruhe	9,2
Heilbronn	14,0	FREIBURG I.BR.	7,8
Ulm	13,0	Baden-Baden	6,9
Pforzheim	12,5	Land Baden-Württemberg	9,9



Entwicklung der Bevölkerung in Freiburg seit 1871

den. Von 4506 ha im Jahre 1866⁴⁾ hat sich die Stadt nach und nach auf 15 306 ha ausgeweitet. Wie Wachstumsringe, die sich vor allem nach Westen hin verstärkten, haben sich die neuen Ortsteile allmählich um die Stadt gelegt und damit nicht nur wesentlich zu den wachsenden Einwohnerzahlen der Stadt beigetragen, sondern jeweils auch die Voraussetzung für weiteres Wachstum geschaffen.

Die Ausländer in Freiburg

Die Gastarbeiter, die nur vorübergehend in Deutschland bleiben sollten, um Lücken in der Wirtschaft zu stopfen, gehören mittlerweile zum festen Bild der deutschen Stadt. Sie bilden, gewünscht oder nicht, einen stabilen und gewichtigen Bestandteil unserer Wohnbevölkerung und beeinflussen maßgeblich die Einwohnerzahlen der Städte. Freiburg selbst hat bekanntermaßen relativ wenig Ausländer. Die Gastarbeiter aus den südeu-

ropäischen Ländern, die das Hauptkontingent der Ausländer in der Bundesrepublik stellen, haben sich dort niedergelassen, wo sie gebraucht werden, nämlich hauptsächlich in den großen Industriestädten. So ist z. B. der Anteil der Ausländer an der Wohnbevölkerung in den Städten Stuttgart und Mannheim ungefähr doppelt so hoch wie in Freiburg. Nur Baden-Baden hat von allen baden-württembergischen Stadtkreisen eine noch geringere Ausländerquote.

Da die Gastarbeiter stets als Wirtschaftsfaktor gesehen wurden, war die Entwicklung der Ausländerzahlen immer stark konjunkturabhängig. Dies gilt auch für Freiburg, wo der Anteil der Gastarbeiter an der Gesamtzahl aller Ausländer lediglich bei rund 60% liegt und die sonstigen Ausländer — vor allem ausländische Studenten — eine erhebliche Rolle spielen.

Die erste größere Zahl von Ausländern, die in den 60er Jahren gezielt angeworben wur-

den, waren hauptsächlich jüngere, arbeitsfähige Männer im Alter von 20 bis 30 Jahren. Sie wurden vor allem im Gaststätten- und Hotelgewerbe, bei der Müllbeseitigung und der Stadtreinigung, auf dem Bau und in der Produktion gebraucht. Die einsetzende Rezession und der damit verbundene Anwerbestop brachte den Zustrom der Ausländer Anfang der 70er Jahre zunächst zum Stocken. Viele kehrten in ihre Heimat zurück, so daß die Ausländerzahlen nach 1974 rückläufig waren. Dies war aber nur vorübergehend, denn schon wenige Jahre später nahm die Zahl der Ausländer wieder zu, als viele Frauen und Kinder aus dem Heimatland nachzogen. Heute wohnen knapp 14000 Ausländer in Freiburg.

Anmerkungen:

- 1) Um 1870 wurden rund 15 Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern gezählt. Th. Überdick: Freiburg am Vorabend der Expansion; in Freiburger Stadtheft 22.
- 2) Der heutige Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald hatte in den Jahren . . . (Jahreszahl in Klammern) folgende Einwohnerzahlen: 95 844 (1871), 91 508 (1900), 100 416 (1925), 108 099 (1939), 120 183 (1950), 162 376 (1970), 202 935 (1983).
- 3) H. Fabricius: Bevölkerung und Erwerbsleben; in Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Hrsg. Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald.
- 4) Th. Überdick: Freiburg am Vorabend der Expansion; in Freiburger Stadtheft 22.

Der Bodenschatz Wasser in Freiburg i. Br. und seine geologischen Voraussetzungen

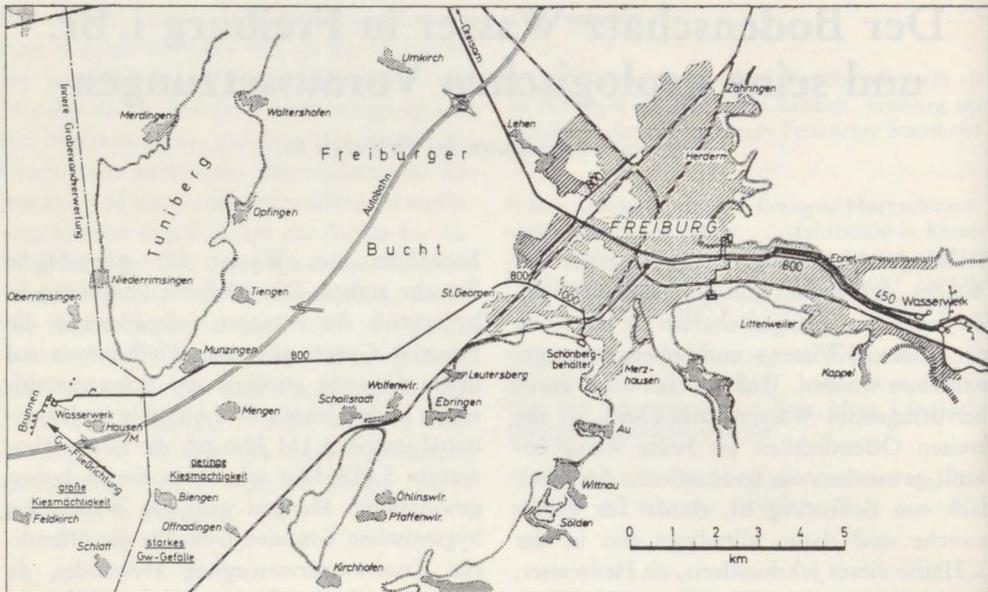
Kurt Sauer, Merzhausen bei Freiburg i. Br.

Freiburg ist seit langem als die Stadt des Waldes, des Weines und der Gotik bekannt. Zu jeder dieser Eigenschaften ist im Laufe der Jahre viel Wissens- und Lobenswertes geschrieben worden. Daß sie sich aber durch hervorragendes Wasser auszeichnet, ist der breiten Öffentlichkeit bis heute wenig bewußt geworden, ein Bodenschatz, der zweifach von Bedeutung ist, einmal für Trinkzwecke und dann, allerdings erst in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts, als Heilwasser, das in Zähringen und St. Georgen in Thermalbädern genutzt wird. Nachfolgend soll den geologischen Ursachen nachgegangen werden, die den Wasserschatz begründen und der Freiburger Energie- und Wasserversorgungs AG ermöglichen, den Bürger zu jeder Zeit ausreichend mit einwandfreiem Trinkwasser zu versorgen, sowie das Vorkommen natürlicher Thermalwässer.

Die Stadt mit den ihr seit langem zugehörigen Stadtteilen Zähringen, Freiburg-West, Betzenhausen, Haslach, St. Georgen und Littenweiler, also ohne die durch die Gebiets- und Kreisreform neu hinzugekommenen, liegt auf der Kernzone des eiszeitlichen Dreisamschwemmfächers, dessen Aufschotterung für den umrissenen Bereich durch den namengebenden Fluß erfolgte. Er ist aus Lokergesteinen aufgebaut, die nördlich der Dreisam 80 m dick sein können. Im SW sind sie in einer Bohrung mit 120 m nachgewiesen. In Richtung Sandfang verringern sich die Mächtigkeiten. Generell sind sie in eine obere gut durchlässige Partie mit frischem und eine untere mit verwittertem, „faulem“ Kies geteilt. Nur das in dem oberen Teil fließende Grundwasser ist von Bedeutung, in dem im Stadtgebiet über 75 Brunnen zur

Entnahme von Wasser für gewerbliche Zwecke stehen. Die jährliche Förderung ist bedeutend. So entnahm beispielsweise die Brauerei Ganter aus zwei Tiefbrunnen auf ihrem Gelände nördlich der Schwarzwaldstraße in den Jahren 1971 bis 1974 im Jahresmittel jeweils 1,131 Mio m³, die Firma Rhodioceta 5,688 Mio m³. Trotz diesen hohen gewinnbaren Mengen wird das Wasser aus hygienischen Gründen nicht für die öffentliche Trinkwasserversorgung verwendet, da immer eine latente Verunreinigungsgefahr in dem dicht besiedelten Gebiet besteht. Es wurde auch seit Gründung der Stadt nie genutzt. Die Gründe hierfür sind einmal technisch. Die Wasserspiegel lagen und liegen tief unter der Geländeoberfläche und waren vom Mittelalter bis in die Neuzeit nur mit Schächten zu erreichen, die von Hand niedergebracht und mit Holz ausgebaut werden mußten. Geschöpft wurde mit dem Eimer, mit Hand oder über mechanische Einrichtungen (verschiedene Rollen bis zum Tretrad oder Pferdegeppel). Zum anderen bestand keine Notwendigkeit, da vom Mösle beim Waldsee frisches Quellwasser über Deichleitungen im freien Gefälle unter Ausnutzung der Höhenunterschiede in die Stadt floß, das dort in einer großen Anzahl laufender Brunnen geholt werden konnte. Warum zahlreiche Quellen in dem sumpfigen Gebiet zu Füßen des Brombergkopfs austraten, wird bei der Schilderung der Grundwasserverhältnisse im Zartener Becken erörtert werden.

Die Zuleitungen aus Holz wurden im Laufe der Jahrhunderte durch solche aus Ton und im frühen 19. Jahrhundert aus Gußeisen ersetzt und erfüllten ihren Zweck vollauf. Die Wassermenge genügte bis in die 70er Jahre



Situationsplan der Wasserwerke Dreisamtal und Rheintal der Freiburger Energie- und Wasserversorgungs AG (nach Sauer 1970, ergänzt)

des vorigen Jahrhunderts. Quellen in günstiger Position und mit ausreichenden Schüttungen auch in Trockenzeiten standen dann nicht mehr zur Verfügung. So entschloß man sich, für jene Zeit außerordentlich weitblickend, für die Entnahme von Grundwasser aus dem Dreisamtal, aus dem bedeutenden Reservoir des Zartener Beckens.

Das Zartener Becken, ein Teil des Dreisamgrabens, im N flankiert von der Staffel St. Peter — Roßkopf mit dem Kandel im Hintergrund, im Süden vom Schauinsland-Feldberg-Horst, ist zwar durch Krustenbewegungen angelegt, in seiner heutigen Form aber durch Ausräumung (Erosion) gestaltet. Seine spätere Füllung mit eiszeitlichen Kiesen und Sanden (Schottern; Schichtdicke bis 58 m) wurde ein Speicher mit gutem Porenraum, in dem sich der versickernde Teil der Niederschläge und Oberflächenwasser aus Bächen und Flüssen sammeln und nach Westen abfließen kann. Die genaue geophysikalische Vermessung des Gebietes zwischen

dem Sandfang beim Universitätsstadion und Stegen — Kirchzarten, gefolgt von zahlreichen Untersuchungs- und Brunnenbohrungen, die im Rahmen der Erweiterung der Wasserversorgungsanlagen der Stadt und von Gemeinden in den späten 50er Jahren geteuf wurden, ergab, daß man zu Unrecht von einem Becken sprach. Man hatte ein solches gefolgert, weil man am Sandfang und bei der Schwabentorbrücke sichtbare Felsrippen aus Gneis als Schwellen gedeutet hatte, welche das Wasser in den durchlässigen Schottern im Osten anstauen sollten. Die Auflagerungsfläche der Schotter auf Gneis hat jedoch von Kirchzarten in Richtung W ein Einfallen von 1,37%. Eine tektonische Zerstückelung oder Übertiefung, die allein ein Becken bewirken könnten, ist auszuschließen. Es liegt also ein flach geschütteter Schotterfächer vor, in dem sich Grundwasser nach W bewegt. Die größeren Mächtigkeiten um Stegen kommen dadurch zustande, daß die Oberfläche der Schotterfüllung oder Nie-

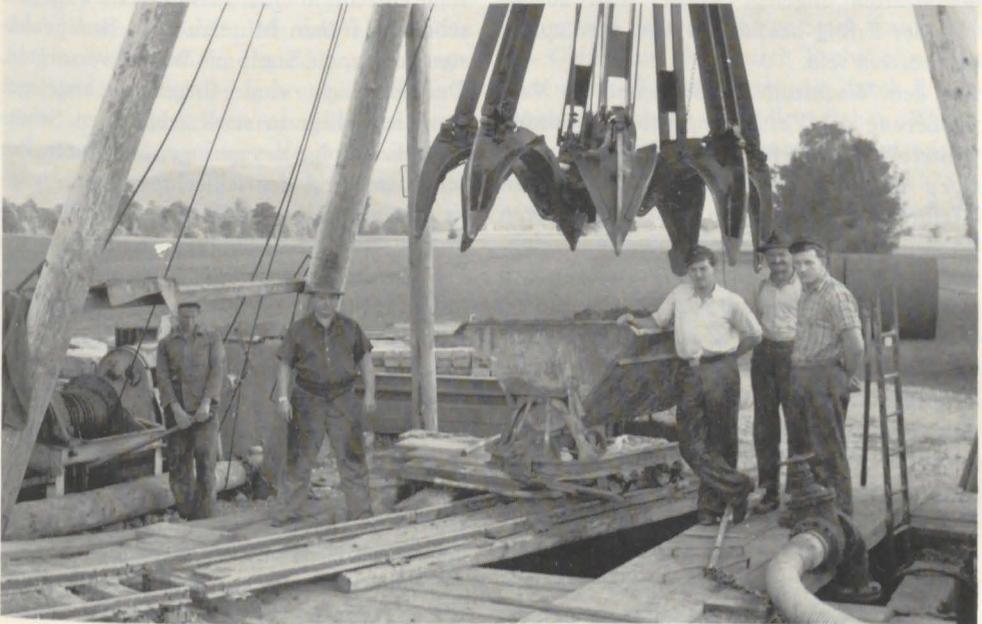
derterrasse im Mittel ein größeres Gefälle (etwa 2%) als die Basis bis auf die Höhe von Ebnet hat, von dort verringert es sich in Richtung Stadt auf 1%.

Über den Aufbau weiß man durch Bohrungen ziemlich gut Bescheid. Die von den Schmelzwässern während der Eiszeit aus dem Schwarzwald transportierten Schotter bestehen aus kantengerundetem bis rundem Grobkies, in den Steine und große Blöcke eingelagert sind, wobei letztere bei Himmelreich Durchmesser bis 150 cm erreichen, bei Ebnet noch 50 cm, also in Richtung W durch den Transport kleiner werden. Daneben sind Mittel- und Feinkies, Sand und Schluff vorhanden. Der Kiesanteil mit Steinen und großen Blöcken liegt bei 80%, bezieht man sich nur auf Grobkies und gröbere Fraktionen bei 50%. Generell ist eine Zerteilung in eine obere frische Schotterzone mit guter Durchlässigkeit (Grenze zwischen 15 m und 35 m u. Gel.) und eine untere zu beobachten, in

der die Schotter mürbe und dicht gelagert sind und höhere Feinsand- und Schluffgehalte besitzen. Die Ursachen für diese Zerteilung sind noch nicht gefunden worden. Auch der anstehende Gneis, der in den allermeisten Fällen die Unterlage bildet, ist bis mehrere Meter tief zersetzt. Die Grundwasserführung in der unteren Partie ist unbedeutend bis mäßig. Das Schottermaterial besteht dem Einzugsgebiet entsprechend zu ca. 90% aus Gneisen und Anatexiten, dazu Aplitgranit und Granitporphyr. Nur stellenweise ist die Niederterrasse mit einer dünnen Lehmschicht überdeckt, in der aber die Gerölle bis an die Oberfläche kommen, eine Erscheinung, der bei der Bemessung von Schutzgebieten für Trinkwassergewinnungsanlagen höchste Aufmerksamkeit zu schenken ist.

Die geschilderten Ablagerungen waren in den späten 60er Jahren des letzten Jahrhunderts Gegenstand von Überlegungen, um dort Grundwasser zu gewinnen, wobei man

Bau des Tiefbrunnens Krümmatten 5 im Dreisamtal (Oktober 1956) als Greiferbohrung. Der Greifer ist gerade geöffnet und einfahrbereit



infolge der doch beträchtlichen Höhenunterschiede damit rechnen konnte, daß bei entsprechender Gestaltung der Entnahmeeinrichtungen auf Pumpwerke verzichtet werden konnte. Nach eingehenden Voruntersuchungen wurde auf Gemarkung Ebnet von 1872 bis 1876 das Städtische Wasserwerk im Dreisamtal errichtet.

Im Gewann Rehmatten nördlich der Dreisam wurden zwei im Durchschnitt 7 m tiefe Gräben von je 90 m Länge in NE- bzw. SE-Richtung geschaffen (Sammler 1), in denen das Grundwasser angeschnitten und in eiförmigen Zementbeton-Rohren von 90 cm lichter Höhe und 70 cm größter Breite dem Sammelbrunnen zugeführt wird, von dem die Druckleitung in die Stadt (Schloßbergbehälter) abgeht. Wegen des steigenden Wasserbedarfs wurde im August 1891 ein weiterer Sammler 2 auf der Niederterrasse südlich der Dreisam und östlich von Sammler 1 in Betrieb genommen, der nach demselben Prinzip gebaut wurde. Die lieferbare Wassermenge lag im Schnitt bei 200 l/sec. Warum einem dritten Sammler, der in den Kiesen der Niederterrasse unter dem Engeberg bei Kirchzarten angelegt wurde, kein ausreichender Erfolg beschieden war, wird später zu erörtern sein.

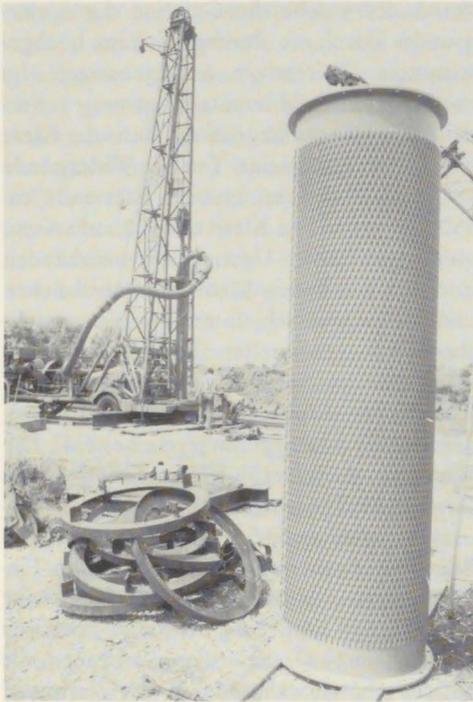
Mit dem Wachstum der Stadt und der Vergrößerung des Versorgungsgebietes wurden weitere Wassermengen benötigt. Man ging dazu über, in dem Gewann Krütmatten Tiefbrunnen zu errichten, welche die oberen 15 m lockere Schotter mit guter Wasserführung erschlossen. Brunnen im südlichen Teil des Gewanns Rehmatten waren weniger ergiebig. Trotzdem ließen sich speziell in heißen, trockenen Sommern und in den erfahrungsgemäß niederschlagsarmen bis -freien Monaten Oktober und November Engpässe nicht vermeiden, die sich angesichts der starken Vergrößerung der Stadt nach dem 2. Weltkrieg speziell in spektakulären Trockenjahren wie 1947 und 1949 häuften und unerträgliche Situationen schufen. Da daraufhin eingeleitete Rahmenplanungen nicht

innerhalb kurzer Zeit Lösungen aufzeigen konnten, mußte versucht werden, als Übergangslösung weiterhin im Dreisamtal zusätzliche Grundwasservorkommen zu erschließen. Eine großflächige geophysikalische Untersuchungskampagne mit elektrischen Widerstandsmessungen und Refraktionsseismik wurde zunächst im Zartner Becken durchgeführt. Sie hat die sehr wesentliche Erkenntnis gebracht, daß im südlichen Teil des Beckens die bindigen Anteile (Schluff) sehr stark vertreten sind und weit nach N vorstoßen bis an den Rand des Sammlers 1. So erklärt sich, daß die Brunnen in den Rehmatten und speziell jene in der Umgebung des Zentralsammlers, der heute alle im Dreisamtal gewonnenen Wasser erfaßt, nur geringe Ergiebigkeit aufweisen. Im nördlichen Bereich bleibt so nur eine schmale Rinne zwischen dem Gebirgsrand und der Verlehmungsgrenze, die schluffarme Schotter bis ca. 35 m u. Gel. aufweist und sich bis Burg verfolgen läßt. Westlich Ebnet biegt sie nach SW ab und trifft auf die steil aufsteigende Talflanke aus Gneis beim Möslle. Das Wasser wurde dort durch das undurchlässige Gestein angestaut und trat in Quellaufstößen zu Tage, die schon im frühen Mittelalter, in Brunnenkästen gefaßt, die Stadt mit Wasser versorgten. Der nördlich vom Engeberg angelegte Sammler 3 liegt in stark schluffigen Schottern, die infolge des geringen nutzbaren Porenraumes und der schlechten Durchlässigkeit keine bedeutenden Wassermengen erbringen. Diese Feststellungen sind eine deutliche Bestätigung, daß die Verantwortlichen, insbesondere Professor Otto Lueger vom Königlichen Polytechnikum in Stuttgart, den richtigen Platz für die Sammler 1 und 2 des Wasserwerkes Ebnet gewählt haben (Querschnittsverengung des Grundwasserleiters durch Einschließen der bindigen Partien von Süden her, gutdurchlässige Schichten von 7 bis 16 m Tiefe). Aufgrund der durch die Geophysik gewonnenen Erkenntnisse wurden dann zwei sehr ergiebige Brunnen nördlich der Bundesstraße 31 im Gewann Hun-

gerbrunnen gebaut. Aber auch sie konnten den starken Bedarf bald nicht mehr decken. Die Planung hatte in der Zwischenzeit eine Versorgungsvariante, nämlich den Bau einer Trinkwassertalsperre im Bruggatal oberhalb Oberried beim Kreuzstein, als nicht realisierbar ad acta gelegt. Aus dem Dreisamtal war aus wasserwirtschaftlichen Gründen weiteres Trinkwasser nicht mehr zu entnehmen. So verblieb nur noch die Möglichkeit, in anderen Bereichen nach gewinnbarem Grundwasser Ausschau zu halten. Bedingung war, so große Mengen erschließen zu können, daß die Trinkwasserversorgung der Stadt bis in das 21. Jahrhundert gesichert und ein Wasser hervorragender Güte erschlossen wird, das sich dazu wirksam gegen Verunreinigungen jeder Art schützen läßt.

Aufgrund des bekannten geologischen Bauplanes konnte angenommen werden, daß im Bereich des Schotterschwemmfächers von Neumagen und Möhlin, der im tiefen Oberreingraben liegt, also westlich des Tuniberges im Gebiet Hausen a. M. — Oberrimsingen mächtige eiszeitliche Lockergesteine (mindestens 100 m) abgelagert sind. Gestützt wurde diese Meinung dadurch, daß eine in den Jahren 1910/11 bei der Hartheimer Mühle 2 km östlich des Rheins niedergebrachte Untersuchungsbohrung auf Kalisalz mehr als 100 m Schotter durchfahren hatte, bevor sie in deren Liegendes aus Ton- und Mergelsteinen des Tertiärs gelangte. Dazu kam, daß bei der NW von Hartheim im Elsaß gelegenen Ortschaft Geiswasser ebenfalls eine Kaliuntersuchungsbohrung bis 236 m u. Gel. eiszeitliche Lockergesteine über Tertiär-Tonen nachgewiesen hatte. Die Fakten waren aber noch nicht ausreichend, um darauf mehrere Millionen DM für ein neues Wasserwerk zu investieren. Auf Vorschlag des Schreibenden wurde das als hoffig anzusehende Gebiet mit elektrischen Widerstandsmessungen nach dem Schlumberger-Vier-Punkte-Verfahren durch insgesamt 139 Tiefensondierungen untersucht. Die angewandte Methode mißt die elektrischen Wi-

derstände, welche die Gesteine des Untergrundes durch sie durchgeleitetem hochgespanntem Gleichstrom entgegensetzen. Im vorliegenden Falle konnte so gemessen werden, weil man wußte, daß die Basis der Kiese und Sande, das tonige Tertiär, Widerstände bis max. 30 ohm.m, saubere Kiessande ca. 550 und schluffige Kiese um 100 aufweisen, also signifikante Unterschiede vorhanden sind, die sich in den Meßkurven ausdrücken und ihre rechnerische Interpretation ermöglichen. Aus vereinzelt Bohrungen wußte man, daß der Kieskörper aus einer oberen schlufffreien Zone und einer mehr oder minder stark schluffigen unteren besteht. Die Widerstände der schluffigen Zone wurden bei der Kurvenauswertung denen des Tertiärs zugeschlagen. So war es möglich, die Basis der „Sauberen Schotter“ in einem Tiefenlinienplan darzustellen und dabei eine muldenartige Eintiefung im Raum Feldkirch — Hartheim — Grezhausen zu erkennen, die auf das schon erwähnte Loch von Geiswasser zuzieht. Speziell im W und S von Hausen an der Möhlin wurden ebenfalls sehr saubere Kiese mit Mächtigkeiten von rd. 75 m mit der Methode nachgewiesen. Aufgrund der geringeren Entfernung zur Stadt wurde dieses Gebiet ab 1963 durch Probebohrungen untersucht. Sie bestätigten das durch die indirekte Methode der elektrischen Widerstandsmessung gewonnene Bild und wiesen saubere Kiese bis zwischen 62 und 75 m u. Gel. nach. Auch das durch die Geophysik ermittelte Untergrundsrelief erwies sich als zutreffend. Die Fehlergrenze zwischen Prognose und Bohrergebnis liegt nach der Erfahrung zwischen 10 und 15%. Von 6 Bohrungen zeigten 50% überhaupt keine Differenz, 31% eine von 5—7% und 19% eine von 11,4%, ein sehr gutes Ergebnis. Pumpversuche und radiometrische Bohrlochuntersuchungen ergaben, daß zur Gewinnung der notwendigen Wassermengen in Galerien angeordnete Vertikalbrunnen von 70 bis 75 m Tiefe völlig ausreichend sind, eine wichtige Erkenntnis für Planung und Finanzierung.



Abteufen des Tiefbrunnens A 3 im Gelände des Wasserwerkes Rheintal auf der Gemarkung Hausen a. M. im Saugbohrverfahren (Sommer 1983). Vorne rechts eine Rohrtour Schlitzbrückenfilter vor dem Einbau (Aufnahme: Wurzer)

Um eine Vorstellung vom angetroffenen Wasserreichtum zu geben, wird angeführt, daß der ausgebaute Brunnen B 4 beim Leistungspumpversuch bei einer Stundenentnahme von $1000 \text{ m}^3 = 1 \text{ Mio l}$ oder in 24 Stunden 24 Mio l nur eine Absenkung der Grundwasseroberfläche von $3,36 \text{ m}$ bewirkte, die im Ruhezustand zwischen 8 und $8,15 \text{ m}$ u. Gel. liegt. Aufgrund der hydrogeologischen, hydrologischen und hydraulischen und qualitativen Ergebnisse, welche die intensiven Untersuchungen erbrachten, war eine einwandfrei abgesicherte Entscheidung möglich, hier für die kommenden Jahrzehnte ein leistungsfähiges Wasserwerk zu errichten, das die Versorgung der Stadtbevölkerung mit einwandfreiem Trinkwasser voll garantiert. Eine Gewinnung von $120\,000 \text{ m}^3/$

Tag ist möglich. Die Entnahmemengen sind wasserrechtlich gesichert. Ein umfangreiches, auf den speziellen Grundwasserverhältnissen basierendes Schutzgebiet ist vorgeschlagen nach dem Motto, Größe und Nutzungsverbote und -einschränkungen so groß wie unbedingt notwendig und nicht mehr. Das Verfahren ist angelaufen.

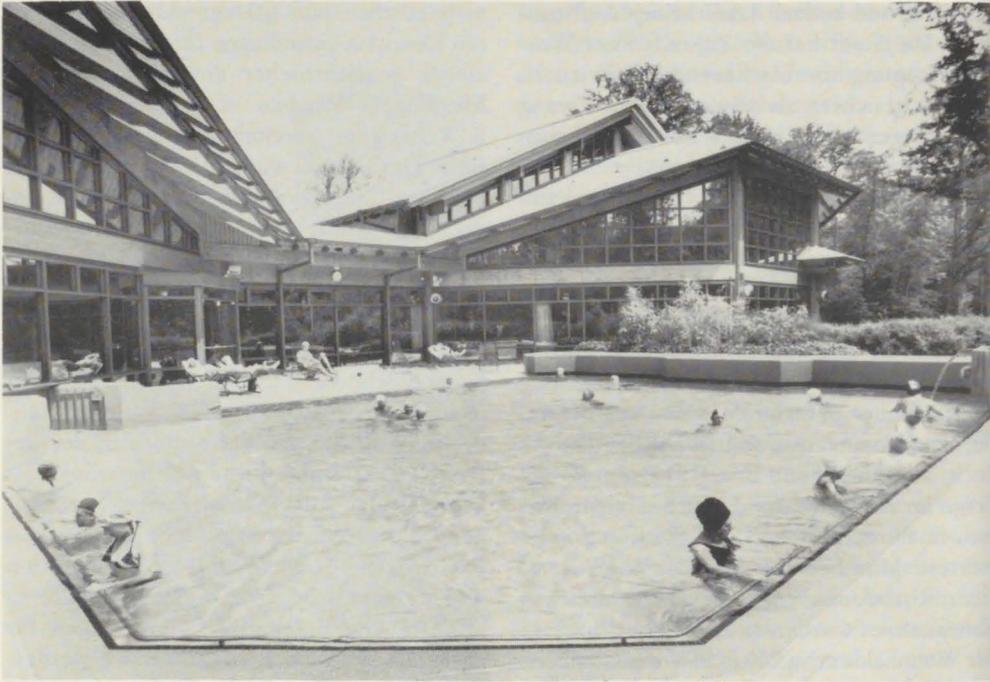
Es ist für den Schreibenden eine Genugtuung, daß die bereits 1950 im Zuge der Planungsvorhaben aufgrund rein geologischer Überlegung gestellte Prognose, die Zukunft der Freiburger Wasserversorgung liege im Oberrheintal, im Gebiet westlich und südlich des Tuniberges, sich als absolut richtig erwiesen und ihre vielfache Bestätigung bis heute erfahren hat. Rückblickend wird versucht, Gründe aufzuzeigen, weshalb man zuerst mit einer Trinkwassertalsperre liebäugelte. Ein gewichtiger war die Wasserqualität, ein anderer die sehr geringen Betriebskosten, da das Sperrenwasser mit eigenem Gefälle abfloß. Die Freiburger Bürger waren durch ihr sehr weiches Wasser, das aus dem von den über dem Schwarzwald fallenden Niederschlägen und durch die Gewässer gespeisten Grundwasser kam, sehr verwöhnt (weniger als 4 Deutsche Gesamthärtegrade = DGH!). Landläufige Meinung war, das aus dem Rheintal gewonnene Wasser sei hart, verbrauche viel Seife, schmecke nicht gut, bilde Kesselstein. Dieser stand gegenüber, daß ebenfalls wieder aus geologischen und hydrographischen Überlegungen zusammen mit Erfahrungen aus den am Rande des Gebietes liegenden Tiefbrunnen des bereits 1907 ins Leben gerufenen Wasserversorgungsverbandes Tuniberg-Gruppe mit einem Wasser gerechnet werden konnte, welches als weich ($4\text{--}8^\circ$ DGH), bzw. mittelhart ($8\text{--}12^\circ$ DGH) einzustufen ist. Die Ergebnisse haben auch dafür die Bestätigung gebracht. Durch Austreiben der geringen Mengen an kalkangreifender Kohlensäure mittels Belüftung steht es im Kalkkohlenäuregleichgewicht, so daß auch keine Kesselsteinbildung eintritt. Bakteriologisch ist das Wasser ein-

wandfrei und bedarf dabei keiner Aufbereitung. Die Stadt hat die Zukunft ihrer Wasserversorgung vorausschauend bereits zu einer Zeit gesichert, als dies noch ohne Zwang in Ruhe geschehen konnte mit jeweils sorgfältig überlegten Entscheidungen.

Die Trinkwasserversorgung Freiburgs kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Der seit über 70 Jahren gehegte Wunsch, in der Stadt der Bevölkerung auch *natürliches Thermalwasser* anzubieten, ging erst nach dem 2. Weltkrieg in Erfüllung. Er kam auf durch die glückliche Thermalwassererschließung im November 1911 im benachbarten Marktflecken Krozingen. Der 1. Weltkrieg ließ jedoch alles beruhen. Erst 1919 wurde die Frage im Zusammenhang mit Energieproblemen in Bürgerausschuß und Stadtrat wieder erörtert. Man bediente sich dabei des Rates eines Rhabdomanten. Von den zahlreichen Bohrpunkten wurde der am Hölderlebach in der Wonnhalde etwa 230 m NW des Günthertäler Kreuzes ausgesucht, wo von 1919 bis 1921 ein hölzerner Bohrbock stand. Der darin hängende Meißel schaffte sich mühsam auf 151,3 m in staubtrockenen Gneis. Die ersehnte Therme blieb aus. Der Mißerfolg, gepaart mit der Inflation, ließ das Begehren erneut in den Hintergrund treten. 1925 kamen die Dinge wieder in Fluß. Man erbat die Meinung verschiedener geologischer Experten, ob auf der Gemarkung mit Thermalwasser zu rechnen sei. Beträchtliche Arbeit wurde geleistet, die Prognosen waren aber sehr unterschiedlich, so daß der Stadtrat keine Beschlüsse faßte. Ein weiterer Anlauf wurde 1936 unternommen. Die beiden beauftragten Erdwissenschaftler kamen übereinstimmend zur Überzeugung, daß das vorhandene wissenschaftliche Material nicht ausreiche, auch die herkömmlichen Methoden der Geologie nicht genühten, um die gestellte Frage zu beantworten. Man müsse zu geophysikalischen Untersuchungen übergehen, die den geologischen Bauplan des Untergrundes unter der Stadt entschleiern könnten. Man begann auch ab 1937 mit

magnetischen und Schwere-Messungen, deren Resultate Grundlagen für den Ansatz gezielter geoelektrischer und gravimetrischer Messungen abgaben. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges vereitelte deren Durchführung. Das Projekt wurde 1952 wieder aufgenommen, die Durchführung scheiterte jedoch an den fehlenden Mitteln im städtischen Haushalt. 1957 wurde vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg in Freiburg ein Bericht erbeten. Inzwischen hatte nämlich die Zeit gearbeitet. Die genannte Behörde hatte im Rahmen der Gemeinschaftsaufgaben der Geologischen Landesämter in der Bundesrepublik in der gesamten Freiburger Bucht auf Betreiben des Schreibenden aus wissenschaftlichen Erwägungen geoelektrische und refraktionsseismische Messungen durchführen lassen, um diese geologische Sphinx zum Reden zu bringen. Die Ergebnisse konnten auch für das erbetene Gutachten verwendet werden. Die Finanzen der Stadt wurden also nicht belastet.

Günstige Voraussetzungen schienen in der tiefen Scholle Zähringen — Vörstetten gegeben, da dort zwischen 360 und 450 m u. Gel. die Oberfläche eines Kalksteinpaketes erwartet werden konnte, das man als dem in der Regel wasserführenden Oberen Muschelkalk der Mittleren Trias zuordnen konnte. Je nach anzutreffender Tiefenlage konnte mit Wassertemperaturen zwischen +24,5 und +27,5 °C gerechnet werden. Das Gutachten sprach sich für einen Bohrpunkt im Zähringer Mooswald aus. Man einigte sich auf einen Platz im NW-Zipfel des Gaswerkgeländes an der Hans-Bunte-Straße. Am 28. Juni 1964 wurde mit der Bohrung begonnen, die am 4. Dezember 1964, dem Namenstag der hl. Barbara, der Patronin der Berg- und Bohrleute sowie der Geologen, bei 846,3 m beendet wurde, nachdem sie bei 843 m den Gneis angefahren hatte, der sich in derselben Beschaffenheit präsentierte wie jener am Schloßberg. Die Schichten von 408 bis 516 m erwiesen sich als Oberer Muschel-



Blick auf das Außenbewegungsbecken des Mineral-Thermalbades auf Gemarkung St. Georgen
(Aufnahme: Wurzer)

kalk und obere Partie des Mittleren mit allen für eine Thermalwasserführung günstigen Eigenschaften, wie angenommen worden war. Nach den seismischen Befunden war sein Dach im Bereich der Bohrung bei 426 m zu erwarten. Die äußerst geringe Fehlergrenze von 3% erweist die ausgezeichnete Qualität der Refraktionsseismik. Der Thermalwasserhorizont wurde nach erfolgtem Ausbau durch einen Leistungspumpversuch getestet, der $13,91 \text{ l/sec} = 50 \text{ m}^3/\text{Stunde}$ bei einer konstanten Absenkung des Wasserspiegels von 40 auf 58 m (= Absenkungsbetrag 18 m) ergab. Die Auslauftemperatur betrug $+27,1 \text{ }^\circ\text{C}$. Die spezielle Bohrlochvermessung ergab, daß die Hauptwassermenge zwischen 412 und 415 m zufließt. Die Gesamtmineralisation erreicht den für die Bezeichnung Mineralwasser geforderten Mindestwert von 1000 mg/kg nicht, infolgedessen ist das Wasser als *ungemischte* oder *Akrato-*

Therme zu bezeichnen. Es befindet sich in guter Gesellschaft mit jenem der Römerville von Badenweiler, das auch dem Oberen Muschelkalk entstammt. Das erschroten Thermalwasser wurde in das neugebaute Thermalschwimmbad in Zähringen geleitet und dient dort den Bürgern. Der Traum von 1911 war Wirklichkeit geworden. Im Zuge der Bohrung wurden sowohl in höheren als auch tieferen Bereichen Mineral- und Thermalwasser erschlossen, die jeweils nach Menge und Güte genau untersucht wurden. Die Fördermengen waren aber so gering, daß keine wirtschaftliche Nutzung möglich war. Man verzichtete auf sie.

Die erste Phase war erfolgreich abgeschlossen, Freiburg hatte sein Thermalwasser. Der Gedanke regte sich aber bald, auf der Gemarkung noch wärmeres Thermalwasser zu erschließen, um Energiekosten zu sparen, denn das Wasser in Zähringen mußte ja von

+27 °C abzüglich des Temperaturverlustes beim Transport von der Bohrung zum Bad auf +33 °C aufgeheizt werden. Um ihn realisieren zu können, mußten Stellen ausgemacht werden, wo die als potentielle Thermalwasserhorizonte zu betrachtenden Gesteine in solche Tiefen versenkt sind, daß eine Austrittstemperatur von mindestens +35 °C erreicht wird. Nach meinen langjährigen Erfahrungen in der Thermalwassersuche und -erschließung kamen als Horizonte nur die stark zerklüfteten und verkarsteten Kalksteine des Hauptrogensteins (Mittlerer Dogger) und des Oberen Muschelkalkes in Frage, in denen erfolgreiche Erschließungen in Bad Krozingen, Neuenburg-Steinenstadt, Bad Bellingen, Bad Schönborn vorgenommen worden sind. Zur Erkundung solcher Lokalitäten bediente man sich wieder der Refraktionsseismik. Man verdichtete das vorhandene Meßnetz und erfaßte auch die im Süden der Stadt gelegenen Bereiche. Der bereits im Oktober 1970 vorgelegte Bericht wies mehrere Möglichkeiten aus. Nach eingehender Diskussion aller Vor- und Nachteile entschied man sich für einen Platz im Mooswald Süd, Distrikt XVI der Gemarkung St. Georgen. Hier war ein schallharter Horizont, der dem Dach des in Zähringen erbohrten Oberen Muschelkalkes entsprechen konnte, 300 m tiefer zu erwarten. Legte man den Durchschnitts Temperaturgradienten von 3° (Temperaturzunahme pro 100 m Tiefe) zugrunde, so war eine Temperatur von 27° + 9° mittlere Jahrestemperatur = +36 °C zu erwarten. Da aber schon in Zähringen ein höherer Gradient festgestellt worden war, konnte man mit einer höheren Temperatur rechnen. Offen blieb, ob der schallharte Horizont dem Oberen Muschelkalk entsprach. Diese Frage kann die Geophysik, die ja physikalische Parameter mißt, nicht beantworten. Die Deutung obliegt dem Geologen. Im Bereich des heutigen Mineral-Thermal-Bades wurde vom 1. Oktober bis 1. Dezember 1974 eine 474 m tiefe Untersuchungsbohrung zur Überprüfung der Geo-

physik niedergebracht. Bei 428 m u. Gel. erreichte man das Dach des Hauptrogensteins (Thermalwasserhorizont in Bad Bellingen). Er erwies sich als sehr klüftig. Ein Test in den Schichten ergab, daß 8,5 l/sec = 30,6 m³/Tag eines +24,6 °C warmen Wassers gefördert werden können. Es ist ebenfalls wie in Zähringen eine Akrato-Therme. Die Bohrung brachte zwei Ergebnisse. Der tiefere schallharte Horizont konnte dem Oberen Muschelkalk zugeordnet werden; man konnte also mit Wasser der kalkulierten Temperaturen rechnen. Zum zweiten war quasi als Nebenprodukt eine nutzbare Therme in einem höheren Horizont angetroffen worden. Daher wurde empfohlen, in geringer östlicher Entfernung die endgültige Produktionsbohrung in den Oberen Muschelkalk anzusetzen. Im Gemeinderat wurde im März 1975 der Durchführungsbeschluß gefaßt. Am 17. Mai 1975 drehte sich der Bohrer zum erstenmal. Die Endteufe von 865 m war bereits am 24. Juni 1975 erreicht. Der untere Thermalwasserhorizont des Oberen Muschelkalkes wurde zwischen 739 und 789 m angetroffen (durch Schichtenausfall höher als erwartet). Die beim Pumpversuch geförderte Menge betrug 8,6 l/sec, wobei der Spiegel von 10 auf 88 m u. Gel. abgesenkt wurde. Die Auslauftemperatur lag bei +43,1 °C. Sie hat sich mittlerweile auf mehr +44 °C erhöht. Der Mineralstoffgehalt beträgt rd. 4,7 g/kg; der Gehalt an gasförmigem Kohlendioxid (Kohlensäure) rd. 1,1 g. Erschlossen wurde ein *Calcium-Natrium-Sulfat-Hydrogencarbonat-Thermalsäuerling* bakteriologisch einwandfreier Beschaffenheit, der mittlerweile durch das Regierungspräsidium Freiburg als Heilquelle staatlich anerkannt ist, die ab 729 m zufließt (Unterer Keuper). Das erschlossene Wasser gehört chemisch derselben Wassersippe an, wie sie in Bad Krozingen vorhanden und für den Oberen Muschelkalk typisch ist. Der Kohlensäuregehalt ist dort allerdings dreimal so hoch. Wiederum war eine nach geowissenschaftlichen Gesichtspunkten angesetzte Ak-

tion erfolgreich abgeschlossen und damit die Grundlage für das heute florierende Mineral-Thermalbad im Mooswald von St. Georgen geschaffen. Warum hier so heißes Wasser vorhanden ist, wird klar, wenn man den geologischen Bau der näheren Umgebung von Freiburg betrachtet. Wer an einem schönen Tag von einem der neuen Stadtteile am Tuniberg nach Osten blickt, dem fällt die Lage der Stadt vor dem steil aufragenden Grundgebirgsschwarzwald auf, den unmittelbar im W die gut sichtbaren Vorberge von Lorettoberg, Schönberg und Batzenberg begleiten. Sie bilden einen Teil der *randlichen Vorbergzone*, die vom Grundgebirge durch die Schwarzwaldverwerfung getrennt und nach Westen geneigt sind (einfallen). Westlich dieser Zone liegt die *äußere Grabenzone* (Vörstetten — Zähringen — Westgebiet der Stadt — südlicher Mooswald — Bad Krozinger Mulde), die wegen der starken Kiesüberdeckung an der Oberfläche nicht zu erkennen, aber durch die geophysikalischen Messungen nachgewiesen und durch die erwähnten drei Thermalwasserbohrungen bestätigt ist. Das bereits genannte *Zähringen — Vörstetter Grabenteilstück* mit der Zähringer Therme, in dem die Schichten nach S einfallen, d. h. immer tiefer liegen, wird durch die von SE nach NW verlaufende und dann NNW abschwenkende *Querstörung von Uffhausen* von dem südlich anschließenden *Mooswald-Graben* getrennt, in dem der Obere Muschelkalk 300 m tiefer liegt als im Norden und durch die Bohrung 1976 genutzt wird. Durch die große Tiefe ist auch noch der Thermalwasserhorizont im Hauptrogenstein vorhanden und nutzbar. Seine südliche Begrenzung gegen die *Bad Krozinger Mulde* bewerkstelligt eine Verwerfung, die von Ehrenstetten in Richtung Munzingen streicht. Sie beinhaltet das Krozinger Thermalprudelvorkommen. Alle drei Kompartimente enthalten Thermalwasser, sind aber wegen der beiden Querstörungen voneinander unabhängig. Die in dem hier interessierenden Bereich in die drei Teilschollen auf-

gegliederte äußere Grabenzone mit SSW-NNE-Richtung wird im Westen durch die *Grabenrandscholle* (Nimberg, Kaiserstuhl, Tuniberg) begrenzt, die ihrerseits wieder durch die Rheinverwerfung gegen das *Grabentiefe* (in ihm liegt das Wasserwerk Hausen) abgeschnitten wird. Sicherlich ist der Bau des Untergrundes noch weit komplizierter, als aus Geophysikbefunden und Tiefbohrungen gefolgert werden kann. Jedoch ist der Bauplan erkennbar geworden, der für die Thermalwassererschließung die Grundlage bildet.

Das Ernährungsgebiet, das für die dauernde Ergänzung und Erhaltung des Thermalwasserangebots Voraussetzung ist, dürfte für das Bad im Mooswald von St. Georgen wie im Falle Bad Krozingen im Osten liegen und einen der Schwarzwaldverwerfung parallelen Bereich und in deren Westen liegende Ausbisse von Oberem Muschelkalk und Unterem Keuper sowie Hauptrogenstein umfassen. Die Mineralisation wird von den Niederschlägen bei der Wanderung durch das Gestein nach W aufgenommen. Die Aufheizung zur Therme besorgt die aus Tiefenherden aufsteigende Erdwärme, die in der von zahlreichen Verwerfungen durchzogenen Grabenrandzone besonders intensiv und rasch aufsteigen kann (erhöhter Wärmestrom). Zum Grabentiefen besteht keine Verbindung, was durch den verschwindend geringen Gehalt an Kochsalz bewiesen wird. Auch hier zeigt sich wieder die genetische Verwandtschaft mit Bad Krozingen. Nach genau 65 Jahren Bemühungen ist eine hochwertige Therme erschlossen worden, die als Heilquelle balneologische Akzente setzt und damit der Stadt im Gesundheitswesen neue Ziele bringt. Der Geologe hat die ihm anvertraute Arbeit erfolgreich abgeschlossen, positiv gelöst. Ob das schon im Jahre 1911 möglich gewesen wäre, muß dahingestellt bleiben, da die geologischen Kenntnisse damals weit lückenhafter waren als heute. Das geduldige Zusammentragen von zahllosen Ge-

ländebeobachtungen und deren Zusammenfügen zu einem Bauplan im Rahmen der Entstehungsgeschichte des Oberrheingraben haben Grundüberlegungen ermöglicht, Kenntnislücken aufgezeigt. Diese hätten ohne enormen und nicht vertretbaren Aufwand nicht geschlossen, der Bauplan nicht vervollständigt werden können, hätte man nicht die in der Zwischenzeit hoch entwickelten geophysikalischen Untersuchungs- und Forschungsmethoden einsetzen können.

Ohne deren Gebrauch wäre es in einem Gebiet, in dem es keinerlei direkte Hinweise auf Thermalwasser gab, unmöglich gewesen, Vorschläge für Erschließungsbohrungen mit geringem Risiko zu machen. Hier wird die gewaltige Vorwärtsentwicklung der Erdwissenschaften deutlich, deren Vertreter noch vor Jahrzehnten als zwar liebenswerte, aber den täglichen Problemen abgewandte, introvertierte Naturschwärmer kauziger Art betrachtet wurden. Diese Meinung gehört nun doch wohl der Vergangenheit an!

Schriften

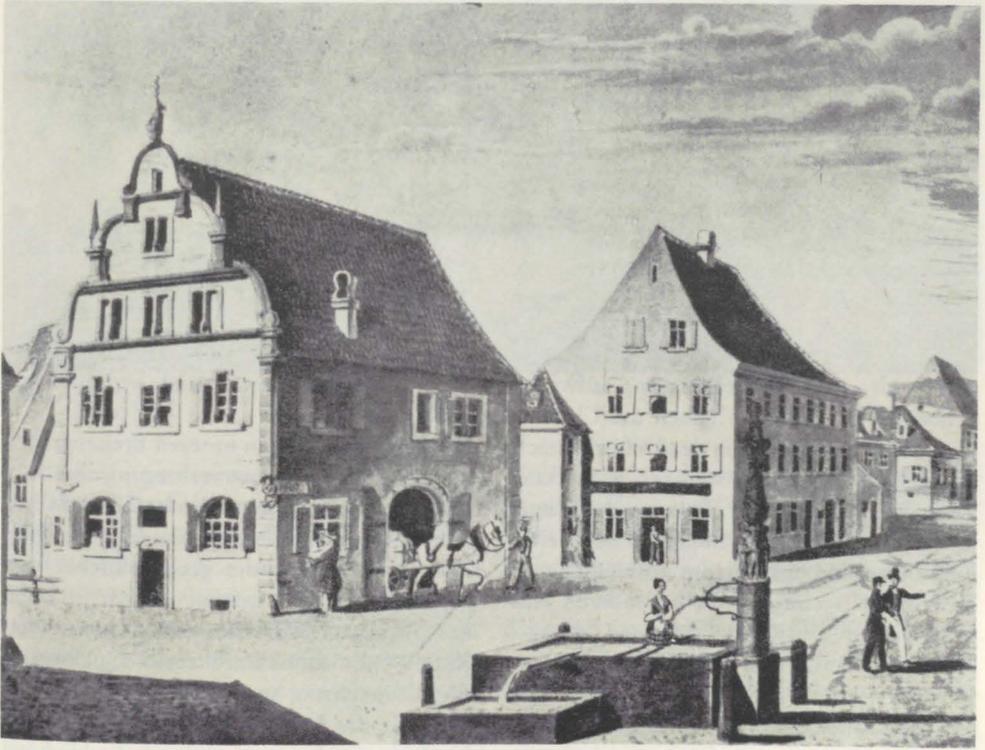
- Hoffmann, Th. u. Mahlstedt, K.: Erkundung einer magnetischen Anomalie bei Kirchzarten/Schwarzwald. Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 24 (1982), S. 7/17, Freiburg i.Br.
- Hüttner, R., Sauer, K., Wimmenauer, W.: Zur Geologie, Hydrogeologie und Petrographie auf Blatt Freiburg 1:25 000, Hydrogeologie. Z. deutsch. geol. Ges., 113 (1961), S. 610/611, Hannover 1961/62.
- Hüttner, R. u. Wimmenauer, W.: Erläuterungen zu Blatt 8013 Freiburg, Geolog. Karte Baden-Württemberg 1:25 000, 159 S., Stuttgart 1967.
- Hydrogeologische Karte von Baden-Württemberg 1:50 000, Freiburger Bucht, mit Erläuterungen, Freiburg i.Br. 1979.
- Hydrogeologische Karte von Baden-Württemberg 1:50 000, Oberrheingebiet, Bereich Kaiserstuhl — Markgräflerland, mit Erläuterungen, Freiburg i.Br. 1977.
- Sauer, K.: Hydrogeologische und hydrochemische Voraussetzungen für das Wasserwerk West der Stadt Freiburg i.Br. im Oberrheintal. gwf. — wasser/abwasser, 111 (1970), S. 494/498, München.
- Sauer, K.: Freiburgs Thermen-Erschließungsgeschichte und erdgeschichtliche Voraussetzungen. Mineral-Thermalbad Freiburg, S. 8—15, Freiburg i.Br. 1979.

Schon die Alten, wenn sie von Freiburg sprechen, rühmen es hoch, um seiner Bäche und Brunnen willen; und ein neuerer Dichter grüßt es bei seinem Eintritte vorzugsweise mit dem schönen Namen: „Du Stadt der frischen Quellen“ (Lembke im Freiburger Wochenblatte vom 23. Mai 1818). Sämtliche Bäche werden eine halbe Stunde oberhalb der Stadt, unfern der sogenannten Karthäuserbrücke, durch einen Kanal aus der Dreisam abgeleitet. Längs derselben stehen die Hammerschmiede, eine Papier- und eine Knochenmühle, eine Färberei, zwei Fruchtmühlen und eine Lohmühle . . . Bei der Färberei teilt sich dieser Kanal in den sogenannten Mühlbach, und in die gewölbte Wasserleitung, welche, eine halbe Viertelstunde unter der Erde fortlaufend, innerhalb des Schwabentores zutage kommt, und sodann in die vielen größeren und kleineren Bäche ausgeht, welche die Straßen in allen Richtungen durchheilen. Die Stadt gewinnt hiedurch nicht nur an Reinlichkeit und Lebendigkeit, sondern diese Bäche verbreiten auch erfrischende Kühlung an heißen Sommertagen, und wiegen in stillen Nächten durch ihr freundliches Murmeln in Schlummer ein . . . Der Mühlbach zieht sich im südlichen Teile der Stadt durch die Insel, die Fischer- und die Gerberau und die Vorstadt und treibt die Wasserwerke derselben. Die Brunnen haben ihre Quellen im sogenannten Mösle am Bronn- oder Brunnenberge oberhalb der Schießstätte, etwa eine halbe Stunde von Freiburg. Siebzehn Brunnenstuben geben daselbst ihren Vorrat von reinstem Quellwasser in einen gemeinsamen Sammler ab, aus welchem zwei Reihen sechszölliger Deichseln denselben der Stadt zuführen. Hier ergießt er sich gegenwärtig durch 17 Röhren öffentlicher Brunnen und durch 100 Privatbrunnen in solcher Menge, daß für die Zukunft noch ein beträchtlicher Überschuß auf neue Brunnen zu verwenden bleibt.

Aus: Heinrich Schreiber, Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, Geschichte und Beschreibung Freiburg, in der Herderschen Kunst- und Buchhandlung 1825

Freiburger Wasserversorgung im Wandel der Zeiten

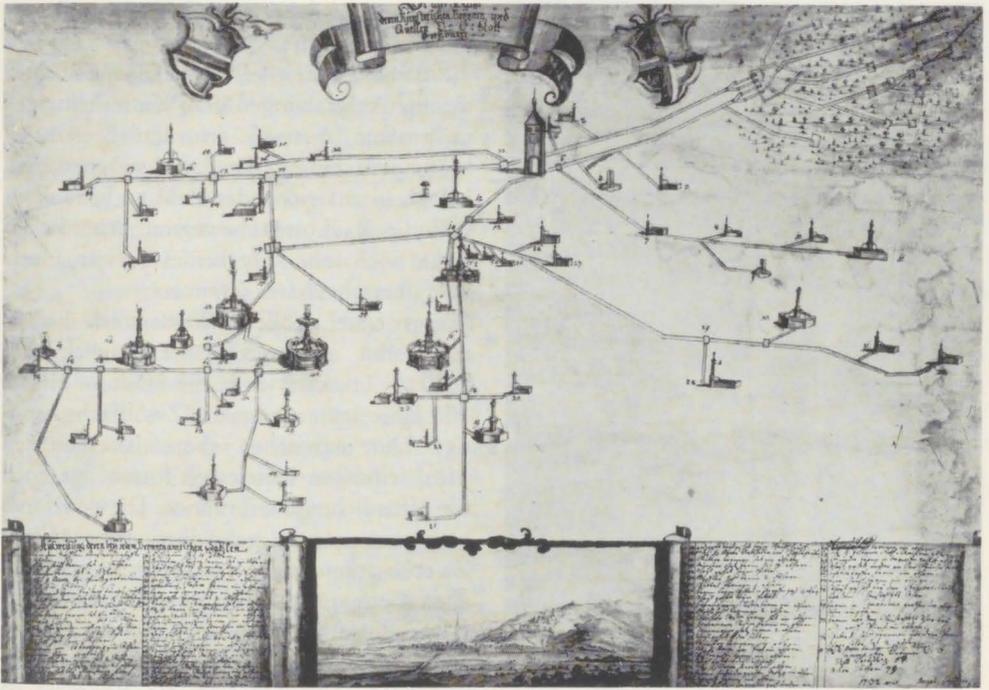
Richard Funk, Freiburg



Laufbrunnen hinter dem Martinstor

Mehr als Dreiviertel unserer Erdoberfläche ist von Wasser bedeckt. Aber nur ein sehr geringer Teil davon steht den Menschen in trinkbarer Qualität zur Verfügung. Wasser war schon immer eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung allen Lebens, und die Quelle für den Menschen ein Begriff der Reinheit, Gesundheit und der labenden Kühle.

Gutes Trinkwasser ist für uns heute, die wir an technische Vollkommenheit gewöhnt sind, etwas, das wir als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Noch vor wenigen Generationen war das noch nicht so. Die Entwicklung der Trinkwasserversorgung erweist sich als ein interessantes Stück Kulturgeschichte. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, daß die Technik der Wasserversorgung in allen Epo-

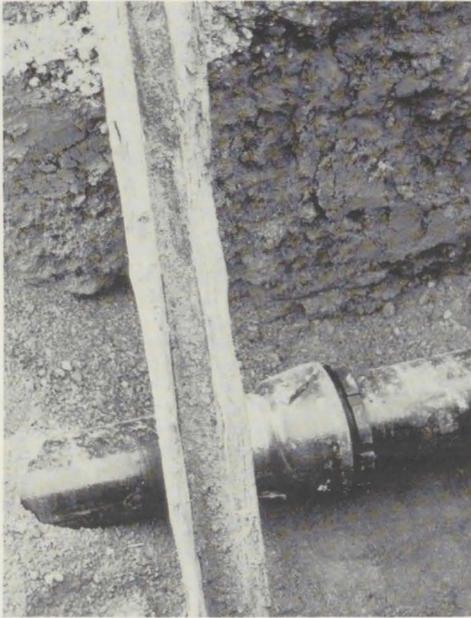


Brunnenplan v. 1732 — Foto vom Original

Laufbrunnen an den wichtigsten Plätzen innerhalb der Stadtmauer geleitet. Diese Brunnen liefen Tag und Nacht. Das älteste Dokument über diese Einrichtung stammt aus dem Jahre 1317, die Verleihung eines Wasserrechts an das Augustinerkloster. Das dem Kloster zugebilligte Anschlußrohr durfte nur so groß sein, „daß man es mit dem kleinen Finger verstopfen konnte“.

Die Freiburger Wasserversorgung war schon im frühen Mittelalter als sehr mustergültig bekannt. Eine Verleihungsurkunde aus dem Jahre 1333 berichtet, daß das gesamte Wasserwesen einem Brunnenmeister Johannsen samt seinen Nachkommen übertragen wurde. Diese enthält zugleich eine genaue Dienstanweisung für die Pflege und Instandhaltung aller Leitungen, Brunnen und Fassungsanlagen. Angesichts der Gefahr epidemischer Krankheiten spielte damals schon die hygienische Sauberkeit aller Anlagenteile eine große Rolle.

Die hölzernen Leitungsrohre waren sehr reparaturanfällig und entsprachen bald nicht mehr den gestiegenen Anforderungen. Inzwischen waren Tonrohre modern. Im Jahre 1501 übertrug der Rat von Freiburg dem Meister Ulrich Hofer von Ebringen die Erneuerung sämtlicher Brunnenleitungen aus gebrannten Tonrohren mit größerem Durchleitungsvermögen. Die erste offizielle Beschreibung der Freiburger Wasserversorgung enthält zuverlässige Hinweise auf die bis dahin schon weitläufige Wasserverteilung, Anzahl und Standorte der Laufbrunnen, Herstellungs- und Unterhaltungskosten der Rohrleitungen sowie der Brunnenstuben und Verteilerbauwerke. In einem überlieferten Brunnenplan aus dem Jahre 1732 wird erstmals das gesamte Brunnen-, Zuleitungs- und Verteilungssystem dargestellt. Viele der damals schon künstlerisch sehr interessanten Laufbrunnen sind heute noch an verschiedenen Plätzen und Winkeln der Stadt zu sehen.



Überreste alter Holzdeichelrohre, durch die schon vor 700 Jahren das Wasser nach Freiburg floß und darunter ein Wasserrohr aus diktilem Gusseisen, wie es heute verlegt wird

Im Laufe der Zeit verursachten jedoch auch die Tonrohre erhebliche Reparaturkosten. Die Fortschritte in der Gießkunst ermöglichte aber auch in Freiburg ab 1840 die Erneuerung des gesamten Brunnenleitungssystems durch gußeiserne Rohre. Der inzwischen weiter gestiegene Wasserbedarf, wiederholter Niederschlagsmangel, aber auch der Wunsch der Bevölkerung nach der eigenen Zapfstelle im Hause, zwang den Stadtrat schon 30 Jahre später nach einem größeren und beständigeren Trinkwasservorkommen Ausschau zu halten.

Dieses ergab sich in ausreichender Menge und Qualität im Dreisamtal oberhalb von Ebnet. Von 1872 bis 1876 wurde dort eine erste Sickergalerie in 7 m Tiefe und ein Sammelbrunnen angelegt, die erste 6 km lange Zuführungsleitung mit 450 mm lichter Weite in die Stadt gebaut, ein 3700 m³ fassendes Wasserreservoir am Schloßberg errichtet, und

mit dem Bau eines neuen Wasserverteilungsnetzes in der Innenstadt begonnen. Diese für die damalige Zeit gewaltige Baumaßnahme machte Aufgrabungen und Wasserhaltungen in großem Ausmaß erforderlich. Arbeitskräfte und Fuhrwerke dafür waren damals jedoch in ausreichender Zahl zu bekommen und die Baukosten bewegten sich, da der Lohn noch sehr karg bemessen war, innerhalb überschaubarer Grenzen.

Dieses erste größere Wasserwerk lieferte nun selbst in Trockenjahren täglich über 6000 m³ Trinkwasser in die Stadt. — Heute, 100 Jahre später, wird das Zwölfwache benötigt. Die inzwischen abermals erneuerten Mösleleitungen belieferten fortan nur noch die öffentlichen Laufbrunnen. Diese verloren nun aber immer mehr ihre ursprüngliche Zweckbestimmung. Denn selbst die anfänglichen Gegner des Wasserwerkunternehmens fanden Gefallen an der neuzeitlichen, wenn auch kostspieligen Art der Wasserverteilung, und bald erstreckte sich das Rohrnetz so auch bis in die äußeren Stadtteile.

Die weiterhin stark zunehmende Bevölkerung und die sich inzwischen entwickelten Verbrauchsgewohnheiten hatten einen so großen Verbrauchsanstieg zur Folge, daß schon nach 15 Jahren der Bau einer weiteren Sickergalerie nach bewährtem Prinzip, eine zweite Wasserzubringerleitung sowie ein weiterer Wasserbehälter im Sternwald, heute bekannt als „Wasserschlößle“, beschlossen wurde. Noch vor der Jahrhundertwende waren auch diese Anlagen fertiggestellt und damit ein tägliches Wasserdargebot von über 20 000 m³ geschaffen. Aber schon nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Wasser erneut knapp. Ein dritter großer aber wenig leistungsfähiger Grundwassersammler wurde bei Kirchzarten niedergebracht, und das Durchsatzvermögen der beiden Wasserzubringerleitungen durch den Einbau neuzeitlicher Kreiselpumpen gesteigert.

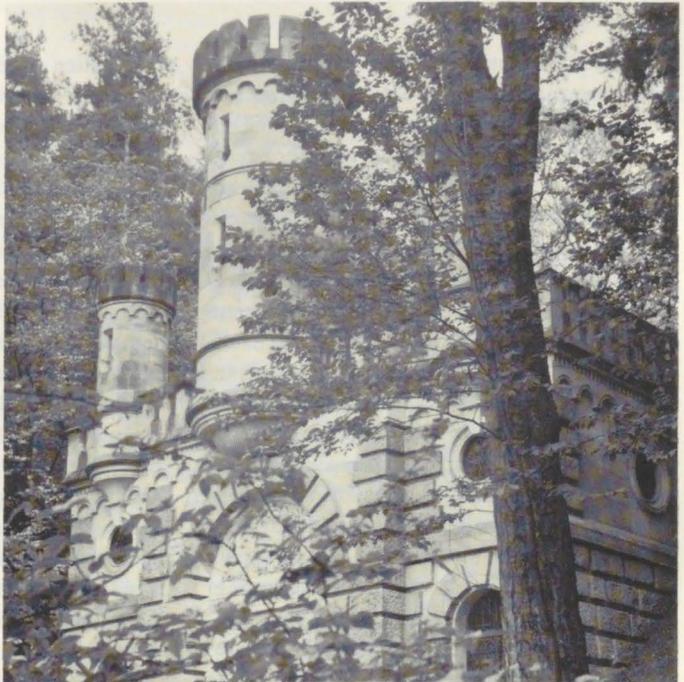
Erneuter tiefgreifender Wassermangel ergab sich bei weiter zunehmender Einwohnerzahl auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein in

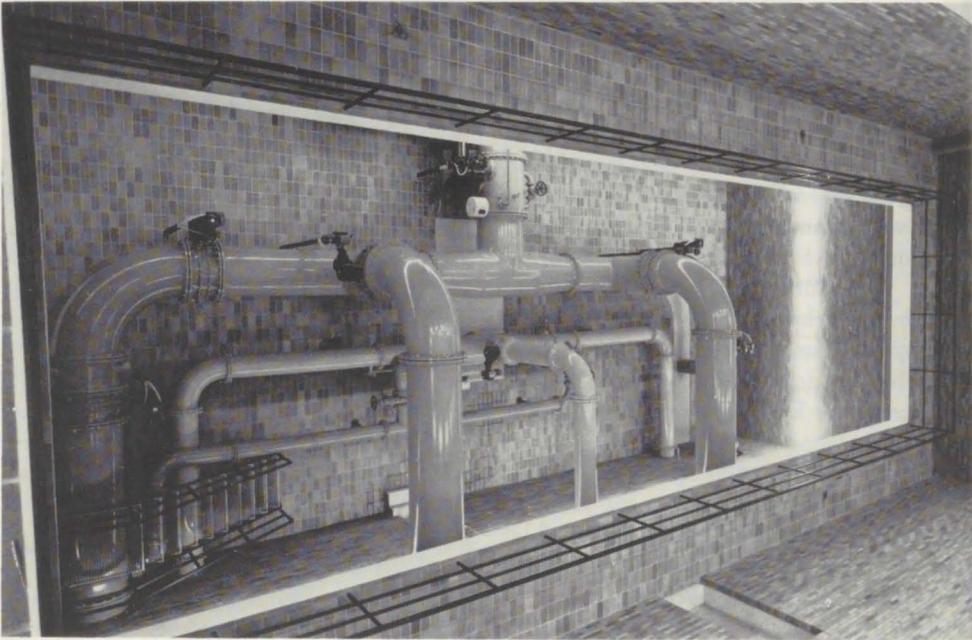
Eile konzipierter Trinkwasserstausee, oberhalb von Oberried, scheiterte an den dafür erforderlichen hohen Baukosten. Nur wenige Jahre überbrückte eine inzwischen eingerichtete Grundwasseranreicherung aus den Wasserläufen des Dreisamts. Dies brachte jedoch eine wesentliche Beeinträchtigung der Grundwasserqualität mit sich. Kaum spürbar war auch die Entlastung durch die inzwischen verstärkte Quellwassernutzung im Schauinslandgebiet sowie in Herdern und Zähringen. Das Trockenjahr 1959 war schließlich entscheidend für schnelle und durchgreifende Überlegungen zur endgültigen Sicherstellung der Freiburger Wasserversorgung. Neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der Geologie, der Hydrologie wie Elektro- und Maschinenteknik gaben den Anstoß im tieferliegenden Rheinvorland nach Wasser zu suchen. Nach umfangreichen geologischen Voruntersuchungen bei Hausen an der

Möhlin unter der Leitung von Prof. Dr. Kurt Sauer konnten 1963 gezielt die ersten Probebohrungen und im Anschluß daran Langzeitpumpversuche durchgeführt werden. Die dabei gewonnenen Ergebnisse entsprachen in hohem Maße den wissenschaftlich fundierten Erwartungen. Das zutage geförderte Grundwasser aus den mächtigen Schotterformationen erwies sich von ausgezeichneter Beschaffenheit. Weitere geohydrologische Untersuchungen bestärkten die bereits bestehende Vermutung, daß hier, wie im Dreisamtal bisher schon, das anströmende Wasser ausschließlich aus dem nahen Schwarzwald kommt. Dies in einer Menge, die auf viele Jahrzehnte die Stadt Freiburg jeglicher Wassersorgen entheben wird.

Die technischen Planungen für ein zweites leistungsfähiges Wasserwerk im Rheintal gingen zügig voran. Hierzu gehörte die Ausweisung eines Brunnenplanes sowie eines

Wasserhochbehälter im Sternwald (Wasserschloßchen) — 1895



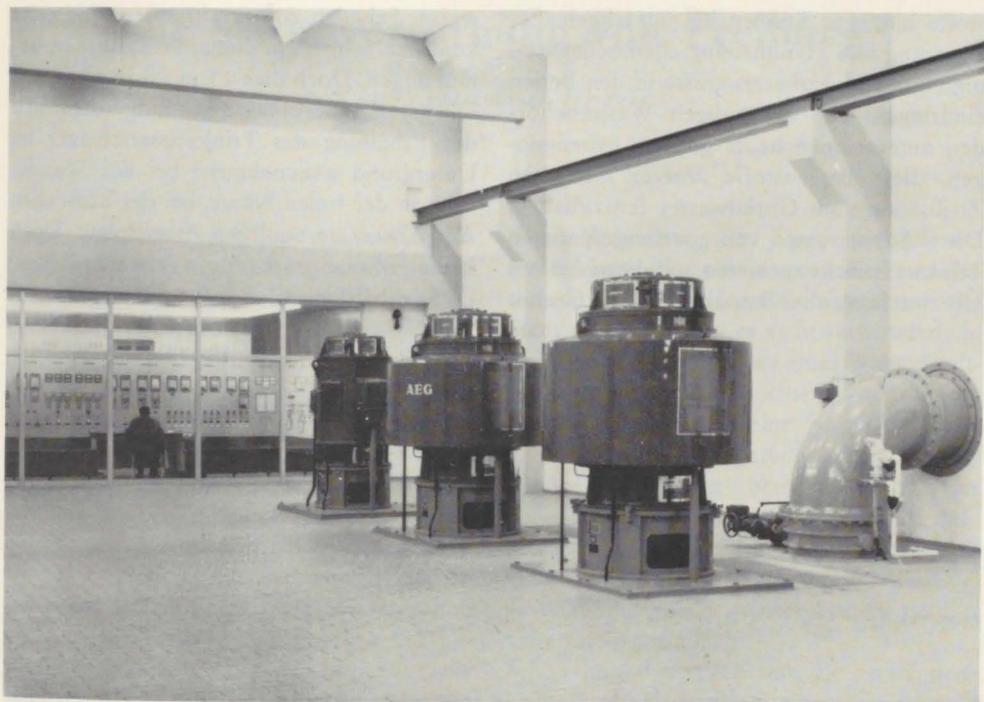


„Rohrleitungskeller“ im Wasserbehälter Schönberg mit 20 000 m³ Inhalt

(Foto: Willy Prager, Freiburg)

Wasserschutzgebietes unter Berücksichtigung von Ausbaumöglichkeiten bis weit in das nächste Jahrhundert. Wesentliche Teilprojekte des neuen Wasserwerkskonzepts waren eine erste leistungsfähige Wasserzubringerleitung, mit einem Durchmesser von 800 mm, ein 20 000 m³ fassender Wasserhochbehälter am Schönberg in Zweikammerausführung sowie umfassende Rohrnetzmaßnahmen in der Stadt selbst zur Aufnahme und Verteilung größerer Mengenteile aus dem Westen. Sämtliche Baumaßnahmen wurden im wesentlichen zwischen 1965 und 1971 ausgeführt und in Betrieb genommen. Die Gesamtkosten von nahezu 30 Mio DM blieben allerdings nicht ohne Einfluß auf den Wasserpreis. Die Verantwortlichen des Wasserwerkes, wie die Freiburger Bürger, waren jedoch froh, nun für lange Zeit am Wasser nicht mehr sparen zu müssen.

Die neuen Tiefbrunnen im Rheinvorland wurden nach dem heute möglichen sogenannten Spülverfahren so abgeteuf und ausgebaut, daß die Nutzung des gesamten Grundwasserleiters bis in 80 m Tiefe möglich ist. Leistungsfähige Unterwasserpumpen führen über ein Brunnensammelsystem das hygienisch und chemisch vorzügliche Schwarzwaldwasser zunächst einem 4 000 m³ fassenden Vorratsbehälter zu. Aus diesem fördern große Hochdruckkreispumpen den jeweils angeforderten Bedarf in den 15 km entfernten und etwa 110 m höher gelegenen Wasserbehälter am Schönberg. Eine eigene Stromzuführung aus dem 20 000-Volt-Netz liefert die hierfür erforderliche Pumpenergie. Bei Stromunterbrechung springt das entsprechend ausgelegte Notstromaggregat ein. Den vollautomatischen Pumpbetrieb gewährleistet eine moderne Steuer- und Meßwarte. Hier werden alle Vorgänge und Meßwerte



Antriebsmotore im neuen Wasserwerk Hausen mit Blick in die Meß- und Steuerwarte

in den Tiefbrunnen, im Werk selbst, im Hochbehälter wie im Stadtgebiet registriert, verarbeitet und daraus die entsprechenden Schaltvorgänge ausgelöst.

Seit der Inbetriebnahme des neuen Wasserwerkes Hausen sind nun 15 Jahre vergangen. Die tägliche Zuspeisung in die Stadt, insbesondere, wenn bei anhaltender Trockenzeit das Werk Ebnet nicht mehr den ihm sonst zugedachten Anteil am gesamten Wasserbedarf bestreiten kann, hat inzwischen eine Größenordnung erreicht, die Erweiterungen über die erste Baustufe hinaus notwendig machen. Neben einem weiteren Tiefbrunnen, dem 6. von insgesamt 12, sowie der Installation einer 4. Hauptförderpumpe, muß aus Sicherheitsgründen nun auch an den Bau der anfangs bereits eingeplanten zweiten Wasserzubringerleitung gedacht werden. Diese wird so geführt, daß die hinzugekommenen Stadtteile am Tuniberg zunehmend mitversorgt

werden können. Die heute relevanten Gesichtspunkte des Landschaftsschutzes haben bei der Planung, wie beim Bau selbst, einen hohen Stellenwert, was sich allerdings beträchtlich auf die Baukosten auswirken wird. Dem Trinkwasserschutz selbst gilt heute mehr denn je besondere Aufmerksamkeit. Die im weiten Kreis um die Fassungsanlagen gezogenen Schutzzonen sorgen dafür, daß hier alle Handlungen unterlassen bleiben, die der Qualität des Grundwassers abträglich werden könnten. Neuere Erkenntnisse jedoch zeigen, daß auch weit außerhalb solcher Schutzzonen nachteilige und äußerst langlebige Stoffe in den Grundwasserstrom gelangen können. Am bekanntesten sind hierbei die Nitrate und die sogenannten höheren Kohlenwasserstoffe. Die ersteren sind eine Folge hoher Überdüngung in der Landwirtschaft, vorwiegend im Bereich der Weinberge und beim Maisanbau. Kohlenwasser-

stoffe hingegen können bei unsachgemäßer Lagerung und Handhabung chemischer Reinigungs- und Farberzeugnisse in den Boden eindringen. Die zuständigen Wasserbehörden unternehmen heute große Anstrengungen, diese Begleitstoffe unserer modernen Zivilisation vom Grundwasser fernzuhalten. Die Ausweisung von weitergespannten Trinkwasserschongebieten und die verstärkte Überwachung aller Betriebe, die dem Grund-

wasser Schaden zufügen könnten, sind erste konkrete Schritte in diesen behördlichen Bemühungen. Doch dies allein reicht nicht aus. Die gesamte Bevölkerung ist aufgerufen, sich der Erhaltung des Trinkwasserschatzes im Untergrund anzunehmen; bei der Wanderung in der freien Natur, bei der häuslichen Arbeit, wie am täglichen Arbeitsplatz. Denn heute gilt noch mehr als in früheren Zeiten: „Wasser ist Leben.“

Die Stromversorgung von Freiburg

Viktor Kuntzemüller, Freiburg

Einhundert Seiten umfaßte der „Vortrag des Stadtraths der Stadt Freiburg im Breisgau“, der am 8. Mai 1899 dem „Verehrlichen Bürgerausschuß“ vorgelegt wurde. Er erklärte, daß auch für die Stadt Freiburg nun die Zeit gekommen sei, die „großen Kraftquellen der Natur zum wahren Gemeingut“ zu machen. Weiter hieß es, daß „durch eine Kette von Erfindungen es ermöglicht ist, durch Vermittlung der Electricität mechanische Kraft auf weite Entfernungen ohne allzu großen Verlust zu übertragen“. Die Experten hatten sich daher auf die Suche nach Wasserkraften gemacht, die für eine Umwandlung in elektrische Energie geeignet sein würden. Sehr schnell erkannte man, daß die Wasserkraft der Dreisam und der umliegenden Schwarzwaldgewässer hierfür nicht in Frage kamen. „Der größte Mangel unserer Schwarzwaldgewässer ist ihre Unbeständigkeit“ hieß es in dem Vortrag. Man wollte aber unbedingt ein Wasserkraftwerk und sah sich daher weiter um. Schließlich stieß man auf eine „sozusagen unerschöpfliche und bei einem gewissen Stand auch unveränderliche Kraftquelle, auf den Rheinstrom“. Vorausschauend stellte der Vortrag fest: „Im Rhein glauben wir das Mittel zu besitzen, welches bei seiner Nachhaltigkeit im Stande ist, uns mit der Zeit hinsichtlich unseres ganzen Kraftbedürfnisses aus der Abhängigkeit von der immer theurer werdende Kohle zu befreien und auf eigene Füße zu stellen.“ Diese Feststellungen haben auch heute noch nach fast hundert Jahren eine geradezu erstaunliche Aktualität. Die weitschauenden Überlegungen stießen aber rasch an eine harte Realität. Es war damals noch nicht möglich, auf diese relativ kurzen Entfernungen eine Übertragungsleitung zu bauen und zu betreiben, die eine absolut si-

chere Versorgung der Stadt gewährleistet hätte. Man mußte also in jedem Fall eine Reserve in Form eines Dampfkraftwerkes in der Stadt erstellen. So ist es nicht verwunderlich, daß die Stadt auf den Bau eines Wasserkraftwerkes am Rhein verzichtete und nur ein Dampfkraftwerk errichtete, in dem man die notwendige Reserveleistung mit wesentlich geringeren Mitteln bereitstellen konnte. Diese Entscheidung war nur aus dem damaligen technischen Stand des Leitungsbaues zu verstehen. Bald schon änderten sich die Voraussetzungen, die zu dieser Lösung geführt hatten, sehr gründlich.

Schon im Jahre 1912 war die vorhandene Dampfkraftanlage trotz einer Erweiterung im Jahre 1905 zu klein geworden, so daß man an eine Vergrößerung des Werkes denken mußte. Inzwischen aber war die Übertragungstechnik weit voran geschritten und man konnte an einen Strombezug von außen denken. Mit der Oberrheinischen Kraftwerks AG in Mühlhausen wurde ein Stromlieferungsvertrag abgeschlossen und das vorhandene Dampfkraftwerk wurde nur noch zur Spitzendeckung eingesetzt. Im ersten Weltkrieg war man allerdings froh, das Werk noch betriebsbereit zu haben, denn gleich zu Beginn des Krieges wurde die Freileitung nach Mühlhausen für vier Wochen unterbrochen. Nach dem ersten Weltkrieg ging die Entwicklung rasch voran. Im Jahre 1921 wurde die Badenwerk AG gegründet und bereits fünf Jahre später wurde eine 110 000 Volt-Leitung von Karlsruhe an den Oberrhein gebaut. Nun übernahm das Badenwerk die Stromversorgung der Stadt Freiburg. Der nächste bedeutende Schritt im Aufbau eines Stromverbund-Netzes war der Zusammenschluß der Netze des Badenwerks und



Die zentrale Leitstelle in der Ferdinand-Weiß-Straße. Hier wird die Stromversorgung der Stadt rund um die Uhr überwacht

des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes in Mannheim. Damit waren zum ersten Mal die Wasserkraftwerke Badens mit den Kohlekraftwerken des Ruhrgebietes verbunden. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde dieses Netz über die Landesgrenzen hinaus erweitert. Zwar waren in den ersten Wochen nach Kriegsende alle Fernleitungen nach Freiburg durch die Kriegereignisse unterbrochen, aber am 19. Mai 1945 konnte die Stromversorgung der Stadt aus dem Landesnetz wieder aufgenommen werden.

In den folgenden Jahren entstand ein westeuropäisches Verbundnetz und im Jahre 1951 gründeten acht westeuropäische Staaten eine „Union“, die die Erzeugung und den Transport der elektrischen Energie koordinierte. Hauptschlagadern dieses Verbundnetzes sind die 380 000 Volt-Leitungen, die durch ein unterlagertes 220 000 Volt-Netz ergänzt

werden. In dieses Netz speisen Wasserkraftwerke, Kohlekraftwerke und Atomkraftwerke ihre erzeugte elektrische Energie. Der Strombedarf in den einzelnen Ländern kann dadurch ausgeglichen werden und die Stromerzeugung kann in großen Maschineneinheiten wirtschaftlich erfolgen. Auf den großen Gittermastleitungen wird die elektrische Energie transportiert und keine nationale oder überstaatliche Behörde behindert den zollfreien Austausch. Dieses System hat in der europäischen Wirtschaft nichts Vergleichbares, aber es sorgt dafür, daß auch die Stromverbraucher in unserer Stadt rund um die Uhr sicher mit elektrischer Energie versorgt werden. Diese Versorgung ist heute fast so selbstverständlich wie der tägliche Sonnenaufgang und die Bürger würden es sicher bitter empfinden, wenn der elektrische Strom für längere Zeit wegbleiben würde.

Denn nicht nur im Haushalt, sondern auch im gesamten Dasein unserer Stadt ist die elektrische Energie nicht mehr wegzudenken. Bis sie aber aus den großen Kraftwerken und über die Höchstspannungsleitungen zu uns ins Haus kommen kann, ist ein komplizierter Weg zurückzulegen. Diesen Weg wollen wir im folgenden aufzeichnen.

Rund 700 Millionen Kilowattstunden verbrauchen die Bürger Freiburgs in einem Jahr. Das sind fast dreieinhalbtausend Kilowattstunden für jeden Einwohner. Vor rund fünfzehn Jahren waren es erst 350 Millionen Kilowattstunden, und vor 25 Jahren betrug der Stromverbrauch pro Kopf knapp 800 Kilowattstunden. Er ist also in diesen 25 Jahren um mehr als das Vierfache gestiegen. Es ist daher leicht einzusehen, daß diese Steigerung im Stromverbrauch auch einen entspre-

chenden Ausbau der Versorgungseinrichtungen notwendig machte. Entscheidend für diesen Ausbau sind aber weniger die verbrauchten Kilowattstunden als die Leistung, die beansprucht wird. Die Spitzenleistung im vergangenen Winter betrug etwa 135 000 Kilowatt, das entspricht etwa 135 000 elektrischen Heizöfen oder rund 40 000 Elektroherden. Diese Spitzenleistung ist das Hauptproblem der Elektrizitätsversorgung. Der elektrische Strom kann nicht gespeichert werden wie etwa das Gas oder das Wasser, sondern er muß in dem Augenblick erzeugt werden, in dem ihn die Verbraucher benötigen. Aber nur etwa einmal im Jahr, und das im Winter und meistens Mitte Dezember, verlangen die Abnehmer die höchste Leistung. Für diese Leistung muß das gesamte Netz ausgebaut sein, obwohl in den übrigen



Das 110 kV-Umspannwerk am Schloßbergring. Für die architektonische Gestaltung erhielt das Bauwerk bei einem Bundeswettbewerb eine Goldplakette

elf Monaten des Jahres die Leistungsanforderungen der Kunden wesentlich geringer sind. Besonders wirtschaftlich ist eine solche Verbrauchsweise gerade nicht, denn jeder weiß, daß eine Maschine um so wirtschaftlicher arbeitet, je länger und öfter sie in Betrieb ist. Aber das Elektrizitätswerk hat eine gesetzlich vorgeschriebene Versorgungspflicht und unterscheidet sich auch hier von allen anderen Zweigen und Branchen unserer Wirtschaft. Diese Versorgungspflicht macht es eben notwendig, die Netze so auszubauen, daß zu jeder Zeit die Anforderungen der Stromverbraucher erfüllt werden können. Das war nicht immer so und noch im Jahre 1905 hieß es in den Lieferbedingungen unseres Elektrizitätswerkes, daß „ein Recht auf Anschluß an das städtische Elektrizitätswerk niemandem zusteht“. Die gesetzlich vorgeschriebene Versorgungspflicht zeigt, daß die Elektrizität heute lebensnotwendig ist. Ohne sie geht nichts mehr, ob dies im Haushalt, im Betrieb, im Verkehr oder in öffentlichen Einrichtungen ist. Erst wenn der Strom einmal ausbleibt, kommt uns zum Bewußtsein, wo er überall tätig ist.

Freiburg erhält seinen Strom aus dem großen westeuropäischen Verbundnetz. Aus welchem Kraftwerk dieser Strom stammt, ist nicht auszumachen. Er kann aus dem Kernkraftwerk Fessenheim kommen, aus den Wasserkraftwerken des Oberrheins, des Hochrheins oder aus den Dampfkraftwerken des Ruhrgebiets. Der Strom kann aus Frankreich, aus der Schweiz, aus Luxemburg oder einfach aus nächster Nähe von dem Wasserkraftwerk Vogelgrün des Rhein-Seitenkanals bei Breisach stammen. Das Verbundnetz macht es möglich, und dieses Wunderwerk sorgt dafür, daß die Sicherheit der Stromversorgung in Westeuropa nirgends auf der ganzen Erde übertroffen oder auch nur erreicht wird. Ein wichtiger Knotenpunkt dieses Verbundnetzes liegt in Eichstetten am Kaiserstuhl, wo der technische Wald aus Masten, Schaltern und Transformatoren fast schneller wächst als ein richtiger Wald. Hier wird

die Verbundspannung von 380 000 und 220 000 Volt auf 110 000 Volt transformiert. Vier Hochspannungsleitungen mit einer Spannung von 110 000 Volt bringen den Strom nach Freiburg in fünf Umspannwerke, die über das ganze Stadtgebiet verteilt sind. Das wichtigste Umspannwerk liegt in der Ferdinand-Weiß-Straße, denn hier ist auch die zentrale Leitstelle für die Stromversorgung der Stadt untergebracht. Weitere Umspannwerke befinden sich in der Vordermatenstraße für das nördliche Stadtgebiet, in der Kapplerstraße für das östliche Stadtgebiet und am Rankackerweg für das südliche Stadtgebiet. Alle diese Umspannwerke sind Freiluftanlagen, das heißt, alle Teile wie Sammelschiene, Transformatoren und Schalter sind im Freien aufgebaut. Für die Versorgung des Stadtzentrums liegt am Schloßberggring ein weiteres Umspannwerk, das ein besonderes Bauwerk ist. Hier konnte man aus Platzmangel und aus städtebaulichen Gründen keine Freiluftanlage errichten. Die ganze elektrische Anlage ist in einem Gebäude untergebracht. Besondere technische Lösungen waren hier notwendig, um die Spannung von 110 000 Volt auf engstem Raum gewissermaßen einzusperrten. Das gleiche gilt auch für die Kabelzuführungen. Da in vielen Teilen der Stadt keine Gittermastleitungen errichtet werden konnten, mußten Hochspannungskabel unter der Erde verlegt werden. Die Spaziergänger in der Schloßbergstraße und auch in anderen Straßen ahnen wohl nicht, daß sie ihre Schritte über ein Kabel lenken, das eine Spannung von 110 000 Volt beherbergt. Das Umspannwerk am Schloßberggring mußte architektonisch so gestaltet werden, daß es sich harmonisch der Umgebung anpaßt. Daß dies gelungen ist, zeigt sich auch daran, daß in dem Bundeswettbewerb „Industrie im Städtebau“ das Umspannwerk wegen „hervorragender Leistungen“ im Jahre 1978 mit einer Goldplakette ausgezeichnet wurde.

In diesen fünf Umspannwerken wird nun die Spannung erneut transformiert, und zwar von 110 000 auf 20 000 Volt. Mit dieser

Wartungsarbeiten an den Zu-
leitungen zu einem Groß-
transformator in der Ferdi-
nand-Weiß-Straße



Spannung wird der elektrische Strom in alle Straßen, Plätze und Winkel der Stadt verteilt. Dieses Netz hat eine Länge von über fünfhundert Kilometern. Aber nur die Industriebetriebe hängen unmittelbar an diesem Netz. Für den normalen Abnehmer wäre die Spannung von 20 000 Volt viel zu hoch, sie wird daher nochmals abgesenkt, und zwar auf den üblichen Wert von 220 Volt für Licht und 380 Volt für Maschinen aller Art. Diese Absenkung geschieht in den Umspannstationen, wo ein Transformator mit Schalteinrichtungen auf kleinstmöglichem Raum un-

tergebracht ist. Mehr als siebenhundert solcher kleiner Umspannstationen sind in freistehenden kleinen Bauwerken, in Kellerräumen von großen Häusern oder sonst an geeigneten Stellen untergebracht. Von diesen Umspannstationen gehen dann Niederspannungskabel unter den Gehwegen zu den einzelnen Häusern. Dieses Netz von Kabeln und Freileitungen hat eine Länge von nahezu eintausend Kilometern. Es versorgt rund 25 000 Hausanschlüsse und schafft so die Voraussetzung für eine ausreichende und sichere Versorgung mit elektrischem Strom.

Angesichts dieser Zahlen ist es begreiflich, daß für einen störungsfreien Betrieb all dieser Anlagen vorgesorgt werden muß. Zentrale Stelle für die Überwachung des gesamten Betriebes ist die Leitstelle in der Ferdinand-Weiß-Straße. Durch Fernmessung, Fernsteuerung und Funk sind die Männer auf der Leitstelle jederzeit im Bild über den Betriebszustand des gesamten Netzes. Alle Störungen werden in diese Leitstelle gemeldet und von hier aus werden auch über Funk und Fernsprecher die Maßnahmen zur Beseitigung von Störungen koordiniert und geleitet. Trotzdem ist für die Männer des Entstörungsdienstes oft selbständiges Handeln vor Ort notwendig und die Spezialisten sitzen nicht nur auf der Leitstelle, sondern auch in den Fahrzeugen am Störungsort. Sie alle müssen dafür sorgen, daß der Weg des Stromes zum Kunden jederzeit offen ist. Der Strom aber hat seine eigenen Gesetze. So dienstbar er ist, wenn sein Weg vorgezeichnet und einwandfrei ist, so wild und zerstörend tobt er sich aus, wenn die Leitung beschädigt ist oder ein Transformator eine Schwachstelle hat. Nicht nur für die höchste Belastung müssen alle Betriebseinrichtungen gebaut sein, auch bei den zusätzlichen Belastungen durch einen Kurzschluß dürfen sie nicht beschädigt werden. Ein ausgeklügeltes technisches System von Schutzeinrichtungen sorgt dafür, daß auftretende Fehler möglichst rasch aus dem Netz abgetrennt werden, damit die gesunden Netzteile weiter den Strom zum Abnehmer leiten können. Diese Schutzeinrichtungen sprechen in Bruchteilen von Sekunden an. Sie müssen laufend überwacht und gepflegt werden, damit sie im Ernstfall auch wirken können.

Der Lebensrhythmus der Stadt zeichnet sich unverkennbar auf den Instrumenten der Leitstelle ab. Besondere Geräte schreiben ununterbrochen den Bedarf an elektrischer Energie auf. Am Montagmorgen ist die Belastung besonders hoch, weil dann Industrie, Handel und Handwerk anlaufen. In den Übergangsmo-naten, wenn die Heizungen noch nicht richtig in Betrieb sind, oder wenn im Winter die Heizung über das Wochenende abgestellt war, dann werden in zahlreichen Büros von den frierenden Sekretärinnen die elektrischen Heizöfchen eingeschaltet, was dann zu einer zusätzlichen Belastung im Netz führt. Unverkennbar zeichnet sich auch an jedem Arbeitstag die Frühstückspause um 9 Uhr ab, denn dann macht die Kurve einen scharfen Knick nach unten, und es stimmt nachdenklich, daß sie nur in seltenen Fällen am Nachmittag wieder auf die vormittägliche Höhe klettert. Weihnachten und Silvester haben ihre besonderen Kurven, denn dann geht die Belastung am späten Abend fast nicht zurück und an Silvester hält sie sich hartnäckig bis Mitternacht. Dafür liegt die „Frühstücksspitze“ am Neujahrstag entsprechend später. Aber auch besondere Ereignisse spiegeln sich in der Lastkurve wider. Etwa, wenn in der Nacht ein Boxkampf aus Amerika übertragen wird, oder wenn nach dem Mittagessen irgend eine königliche Hochzeit übertragen wird, dann schnellt die Lastkurve unprogramm-mäßig nach oben. All das zeigt deutlich, welche Bedeutung die elektrische Energie für unsere Stadt hat. Mit ihrer Arbeit haben die Männer des Elektrizitätswerkes einen vielleicht bescheidenen, aber dafür entscheidenden Anteil, daß unser Gemeinwesen lebensfähig ist und lebensfähig bleibt.

Hüter des Freiburger Stadtbildes

Walter Vetter, Freiburg

Wenn ein Arbeitskreis, wie die Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild, sich selbst porträtieren soll, so tut sie sich naturgemäß schwer. Über die eine oder andere Frage, die die Stadtbildpflege und den Landschaftsschutz berühren, mögen zwischen den Beteiligten unterschiedliche Auffassungen bestehen. Kommunalpolitiker und Angehörige der Bauverwaltung, Denkmalpfleger, Landschaftsschützer und Mitglieder der Arge Stadtbild (Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e.V.) mögen auch heute noch in der Beurteilung von Einzelmaßnahmen unterschiedlicher Auffassung sein, in der Beurteilung strukturpolitischer Maßnahmen hat sich in den letzten Jahren jedoch ein breiter Konsens angebahnt. Ausnahmen von dieser Übereinstimmung möchten wir ausdrücklich die Planung für die Trasse einer neuen B 31 im Osten der Stadt Freiburg, wo diese Übereinstimmung nicht vermittelt werden kann. Bis es zu partiellen Übereinstimmungen in Fragen der Stadtstruktur, des Landschaftsschutzes und der Denkmalpflege gekommen ist, war ein langer Weg zurückzulegen. Entstanden ist die Arge Stadtbild in der wilden Zeit bürgerlicher Demonstrationen der 60er Jahre. Herausgewachsen aus einer auf ein Einzelobjekt bezogenen Protestbewegung, dem Erweiterungsbau der Kartaus am Johannisberg im Osten Freiburgs, beschlossen aktive Mitglieder dieses Kreises am 25. März 1966 eine „Vereinigung zur Wahrung des Stadtbildes von Freiburg/Breisgau“ zu gründen. Am 14. März 1967 kam es zur förmlichen Gründung mit der Bezeichnung „Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung des Freiburger Stadtbildes“. 1969 folgte der Beschluß zur Umwandlung in einen eingetragenen Verein mit steuerlicher Präferenzierung, die

Formalien hierzu wurden am 11. Dezember 1969 abgewickelt und der Verein nennt sich seitdem „Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e.V.“.

Der aufmerksame Leser dieser Zeilen wird bereits beim Namenswandel auch eine programmatische Änderung vermutet haben. Tatsächlich verstand und versteht sich die Arbeitsgemeinschaft nicht als eine Vereinigung zur Verhinderung von Neubauvorhaben oder sonstiger gestalterischer Maßnahmen, sondern als ein Gremium, das bestrebt ist, gegebenenfalls notwendige Alternativen zu planerischen Maßnahmen aufzuzeigen. Ihr Anliegen ist es, daß notwendige Veränderungen im Stadtgefüge im Sinne der Geschichte und der Individualität der Stadt



Freundschaft haben sie sicher nicht geschlossen, aber ein interessantes bauliches Ensemble entstand mit dem Entschluß, die Villa Mitscherlich trotz des Neubaus für das Max-Planck-Institut für Internationales und ausländisches Strafrecht am Freiburger Sternwaldeck auf energischen Protest der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild stehen zu lassen und als Künstlerhaus zu nutzen



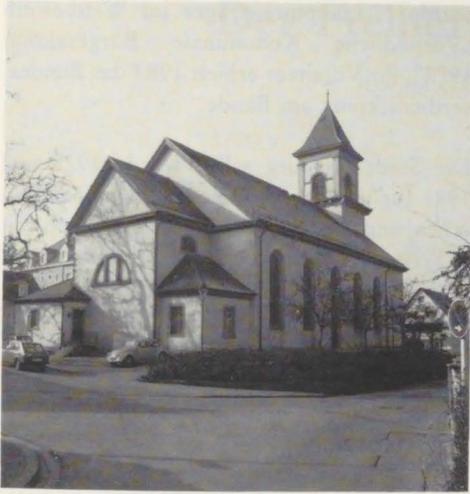
Auch Gebäude mit bescheidener Architektur bewerten wir als erhaltenswürdig, wenn sie wesentliche Bezüge zur Ortsgeschichte darstellen. Ein Beispiel hierfür ist das alte Schulhaus in Freiburg-Haslach aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Es wurde mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes und der Arbeiterwohlfahrt vor dem Abriß gerettet

maßstabgerecht und organisch betrieben werden. In diesem Zusammenhang soll auch die soziale Symmetrie, das Wechselspiel in der Alters- und Berufsstruktur, die Multifunktionalität im gewerblichen Bereich und eine gesunde Mischung von Eigentums- und Mietwohnungsbau gewahrt bleiben. Auf diese Weise ist eine strukturgerechte Weiterentwicklung unter Wahrung des Stadtbildes und besonderer Beachtung der Notwendigkeiten der Denkmalpflege und des Landschaftsschutzes am besten gewährleistet.

Um besonders in den schwierigen Jahren des Anfangs, der Zeit von 1967 bis 1969 deutlich zu machen, daß unsere Auffassung über Stadtbildpflege nicht die verträumter Spinner aus dem 19. Jahrhundert, sondern eine fortschrittliche Auffassung von Strukturpolitik im städtischen Raum darstellt, haben wir auch unsere Satzung so formuliert, daß sie alternative Planungen förmlich verlangt:

„§ 2 Zweck und Gemeinnützigkeit

- 1) Erhaltung des spezifischen Stadtbildes und schützenswerter Bauwerke, Ensembles, Baugruppen und Straßenräume.
 - 2) Schutz des Landschaftsbildes des Landschaftshaushaltes und bestimmter Grünbestände vor vermeidbaren Eingriffen.
 - 3) Sinn- und qualitätsvolle Eingliederung neuer Bauvorhaben in den gegebenen Stadt- und Landschaftsrahmen und Schaffung gesunder Lebensverhältnisse.
 - 4) Unterstützung der Behörden, anderer Vereinigungen und Einzelpersonen bei der Beurteilung der genannten Vorhaben.
 - 5) Öffentliche Stellungnahmen und Diskussionen zu Planungen und Bauvorhaben sowie die Abhaltung grundsätzlicher Informationsveranstaltungen.
 - 6) Sammlung und Auswertung grundsätzlicher spezieller wissenschaftlicher Literatur und Erkenntnisse auf dem Gebiet des Städtebaues, des Verkehrswesens und der Landschaftspflege mit dem Ziel ihrer Anwendung auf dem Freiburger Bereich.
 - 7) Unterstützung aller Vorhaben, die zur Erhaltung der Eigenart Freiburgs beitragen und die organische Weiterentwicklung der alten Stadtbereiche garantieren.
- Der Verein verfolgt ausschließlich gemeinnützige Ziele und dient dem Schutz des Stadtbildes und der umgebenden Landschaft vor schädigenden Eingriffen.“
- Mit entscheidend für die Umwandlung in einen eingetragenen Verein war auch eine Empfehlung des Regierungspräsidiums Freiburg, das unsere Tätigkeit von Anfang an aufgeschlossen und unterstützend gewürdigt hat. Ein wissenschaftlicher Beirat berät den Vorstand bei seinen Entscheidungen. Seit 1981 kann das Freiburger Stadtbild ein Vorstandsmitglied als beratendes Mitglied zu den Sitzungen des Bauausschusses des Gemeinderates entsenden.
- Den Zielen der Stadtbildpflege fühlen sich heute rund 230 Mitglieder aus allen Gesellschaftsschichten aus der Stadt Freiburg und



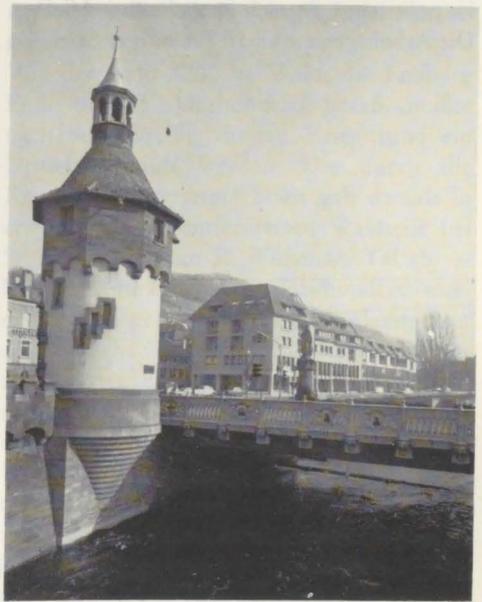
1981 vor dem Abbruch bewahrt und jetzt erneut bedroht: Der Chor der Kirche St. Blasius in Freiburg-Zähringen

dem näheren Umland verpflichtet. Die in der Gründungszeit dominierende Rolle von Universitäts-Professoren und Vertretern des Naturschutzes ist zwischenzeitlich einer Mitgliederstruktur gewichen, die alle Schichten der Bevölkerung umfaßt. Architekten, die ursprünglich der Arbeitsgemeinschaft reserviert gegenüberstanden, nicht zuletzt, um eine Kollision mit der städtischen Bauverwaltung zu vermeiden, engagieren sich zunehmend auch in der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild.

Wenn das Erscheinungsbild der Stadt Freiburg im Jahre 1984, von der Renovierung der Fassaden der Gebäude des 19. Jahrhunderts bis hin zur Erweiterung der Straßenbahn als Stadtbahn, und die Verbesserung der Stadtstruktur von der innerstädtischen Fußgängerzone bis hin zur Bewahrung historischer Kernbereiche in den Vororten, vor allen Dingen für auswärtige Besucher der Stadt ein fast schon beglückendes Erlebnis vermittelt, so ist dies das Ergebnis eines langwierigen Meinungsbildungs-, Bewußtseins- und Entscheidungsprozesses, von dem wir in aller Bescheidenheit glauben, ihn beeinflusst zu haben.

In der städtischen Bauverwaltung setzen sich diese Gedanken spürbar zunächst mit der Teilsperrung des Münsterplatzes 1970 und dann mit dem konsequenten Ausbau der Fußgängerzone in der Altstadt durch.

Mit der Erkenntnis, daß es die autogerechte Stadt nicht geben kann, haben sich auch die Tiefbauer zunehmend subtilerer Maßnahmen bedient. Deutlich wird der Zusammenklang zwischen alt und neu bei den Brückenbauten über die Dreisam, bei der Schwabentorbrücke, der Schnewlinstraßenbrücke und bei der Eschholzstraßenbrücke, wo in den vergangenen 10 Jahren neuzeitliche Ingenieurbauten unter Verwendung alter Architekturglieder entstanden sind. Die Bauvorhaben, und insbesondere die Stellungnahmen zu einzelnen Abbruchobjekten, füllen ganze



Bei dem Neubau von drei Dreisambrücken zwischen 1973 und 1977 wurden (auch) auf unsere Anregung hin Architektur- und Ornamenteile der Vorgängerbauten aus dem Historismus und dem Jugendstil wiederverwendet. Im Lichtbild ist der nördliche Teil der auf diese Weise konstruierten Schwabentorbrücke zu sehen

Ordner und in zahlreichen Fällen darf festgestellt werden, daß das Eintreten der Arge Stadtbild für diese Objekte ihren Erhalt gesichert hat. Zu diesem Thema gibt es Stadtbildhefte und Chroniken, die der geneigte Leser anfordern mag. Man wird feststellen dürfen, daß Gemeinderat, Stadtverwaltung und Bürgerschaft von dem häufig mahnenden Gedankenaustausch und den in Fällen harten Resolutionen, Stellungnahmen und Gutachten ihre Lehren zum Schutze des Stadtbildes gezogen haben. Dankbar dürfen wir auch feststellen, daß wir bisher gutachterliche Äußerungen auch bedeutender Kunsthistoriker und Naturwissenschaftler stets kostenlos erhielten, sich diese Persönlichkeiten aus Kunst und Wissenschaft also uneigennützig in den Dienst der Sache gestellt haben, so wie dies die Mitglieder der Arge Stadtbild auch zu tun gewohnt sind. Die Anerkennung in der Öffentlichkeit und im politischen Bereich ist nicht ausgeblieben: Die Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild

wurde 1. Hauptpreisträger im Wettbewerb „Vorbildliche Kommunale Bürgeraktion 1977“, ihr Vorsitzter erhielt 1982 das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Die Stadt Freiburg selbst wurde 1978 und 1983 für ihre vorbildlichen denkmalpflegerischen und stadtgestaltenden Leistungen mit 1. Preisen bedacht. Das „Erlebnis Freiburg“ ist also auch dem Zusammenwirken zahlreicher gestaltender Kräfte in dieser Stadt, auch anderer Vereine der Bürgerschaft, zu verdanken. So gewinnt die Aussage von Hans Paul Bahrdt in „Humaner Städtebau“, Hamburg 1968, praktische Bedeutung, wonach der Bürger Gelegenheit haben muß, das Gesicht seiner Stadt selbst zu bestimmen. Resümierend auch die Aussage des damaligen Freiburger Oberbürgermeisters Dr. Eugen Keidel anlässlich der Zehnjahresfeier der Arge Stadtbild: „Wenn es die Arbeitsgemeinschaft nicht gäbe, müßte sie gegründet werden. Sie ist das gute Gewissen der Stadt.“

Der Freiburger Stadtwald

Bertold Schmidt, Freiburg

Die Landschaft um Freiburg

Wohl kaum eine andere deutsche Großstadt vermag einem ernsthaften Vergleich mit der Schwarzwaldhauptstadt Freiburg standzuhalten, wenn es um das Zusammenspiel zwischen dem historischen Stadtbild, den hinzugewachsenen Randbezirken und der umgebenden Landschaft geht. Ein solches Maß an Harmonie und Liebenswürdigkeit kann nur Freiburg aufweisen.

Die Landschaft ringsum wird bestimmt durch die abwechslungsreiche Topographie zwischen Schwarzwaldwestrand und Rheinebene und durch die grüne Kulisse aus Wiesen und Ackerland, Reben und Wald. Gerade die bewaldeten Grünzüge, die aus allen Himmelsrichtungen keilförmig auf den Stadtkern weisen und besonders im Osten auch die einzelnen Stadtteile gliedern, geben der Freiburger Landschaft ihr besonderes Gepräge.

Es gibt auch nur ganz wenig Großstädte, die auf ihrem Gemeindegebiet einen eigenen Waldbesitz ähnlicher Größe nachweisen können. Hinter Berlin, Augsburg und Frankfurt steht Freiburg mit an der Spitze unter den rund 70 Großstädten der Bundesrepublik. Ein besonderes Charakteristikum ist die Vielseitigkeit in den standörtlichen und waldbaulichen Verhältnissen, die allein schon in den großen Gegensätzen zwischen den Bergwaldungen im Osten der Stadt und den Auewaldungen im Westen zum Ausdruck kommt.

Kurzer Rückblick

Ein großer Teil des Waldes gelangte schon zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert in städtisches Eigentum. Der ursprünglich zu

einem großen königlichen Wildbanngebiet gehörende Mooswald wurde im Jahr 1008 erstmalig urkundlich erwähnt, als ihn Heinrich II. an die Bischöfe von Basel verlieh, die ihrerseits später damit die Herzöge von Zähringen belehnten. Bald nach der im Jahr 1120 erfolgten Stadtgründung erhielt Freiburg die Nutzungsrechte am Mooswald zugewiesen, woraus sich später die vollen Eigentumsrechte entwickelten. Das genaue Jahr des Eigentumsübergangs ist nicht bekannt.

Von den Bergwaldungen wurden 1330 der Sternwald und der Valentinswald, 1346 der Herderner Wald und der Otilienwald, 1432 der Bohrerwald und der Illenbergwald erstmals urkundlich als Freiburger Eigentum angegeben.

Von den rund 4700 ha Wald, die Freiburg Ende des 15. Jahrhunderts besaß, mußte nach dem Dreißigjährigen Krieg rund ein Drittel verkauft werden. Die durch die Kriegswirren verarmte Stadt gab damals in erster Linie die entferntesten Waldteile bei St. Märgen und im St. Wilhelmer Tal ab.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden im Bohrer und im Schauinslandgebiet etwa 100 ha verlassene Hofflächen wieder aufgeforstet. Daraus hervorgegangene Fichtenbestände stehen zum Teil heute noch oberhalb der Holzschlägermatte. Im Jahr 1888 gingen die ehemaligen Adelhauser- und Gutleutstiftswaldungen unter der neuen Bezeichnung Rieselfeldwald in städtisches Eigentum über. 1896 wurde der Kybfelsenwald, der bei der Säkularisation vom Kloster Günterstal an den Staat übergegangen war, von der Stadt erworben. 1906 vergrößerte sich die Stadtwaldfläche durch Eingemeindung um den Zähringer Wald, 1914 um den Littenweiler Wald und 1938 um den St. Georgener Wald. Zum Zeitpunkt des 2. Welt-



Blick vom Schlacker ins kleine Kappeler Tal

krieges besaß die Stadt Freiburg 3760 ha. Starke Flächenveränderungen ergaben sich nochmals in den vergangenen 3 Jahrzehnten. Durch die rasche Ausdehnung des Stadtgebiets in westlicher und nordwestlicher Richtung mußten 300 ha Mooswald für Wohnbau-, Industrie-, Verkehrs- und Entsorgungsvorhaben geopfert und auf Dauer ausgestockt werden. (Landwasser-Nord und -Mitte, Industriegebiet Nord, Gewerbegebiet Haid, Industriezone Hochdorf, Westrandstraße, Markwaldstraße u. a. m.), 50 ha Waldfläche wurden vorübergehend zur Anlage von Mülldeponien benötigt (Wolfsbuck und Eichelbuck), weitere 50 ha wurden zu Wasserflächen umgewandelt (Opfinger Seen).

Zum Freiburger Stadtwald gehören heute 5085 ha Waldflächen, davon sind 3045 ha

(60%) Bergwald und 2040 ha (40%) Auewald. Außer den gut arrondierten Waldflächen rings um die Stadt besitzt Freiburg noch eine Exklave, den Birkenreutewald südöstlich von Kirchzarten.

Forstorganisation

Betreut und bewirtschaftet wird der Freiburger Stadtwald durch das im Jahr 1835 als „Städt. Bezirksforstei“ errichtete heutige Städtische Forstamt, das mit lediglich drei weiteren kommunalen Forstämtern (Baden-Baden, Villingen-Schwenningen und Biberach) neben den 190 staatlichen Forstämtern Baden-Württembergs selbständig geblieben ist. Das Städtische Forstamt betreut auch die in seinem Bezirk gelegenen sonstigen Körperschafts- und Kleinprivatwaldungen von mehr als 400 Waldbesitzern.

Der Forstbezirk ist in die 4 Bergwaldreviere Waldsee (mit Teilen von Kappel), Günters- tal, Schauinsland und Roßkopf (mit Zährin- gen und Teilen von Ebnet), sowie drei Aue- waldreviere Mooswald-Nord (mit Hochdorf und Lehen), St. Georgen (östlich der Auto- bahn liegende Teile des südlichen Mooswal- des, Nordteil des Schönbergs) und Opfingen (westlich der Autobahn liegende Teile des südlichen Mooswaldes) aufgliedert.

Heutige Waldverhältnisse

Vom Standort und von den Baumartenver- hältnissen her unterscheiden sich die Berg- und Auewäldungen so wesentlich voneinan- der, daß sie schon seit Beginn der forstlichen Bewirtschaftung immer getrennt behandelt und auch beschrieben wurden. In den Aue- wäldungen mit Höhenlagen zwischen 195 und 240 m ü. NN. spielen schon geringste Höhenunterschiede standörtlich hinsichtlich der Bodenzusammensetzung, des Wasser- haushalts und auch der Frostgefahr eine große Rolle. Dementsprechend weisen die Bergwäldungen mit Höhen zwischen 260 m und 1300 m ü. NN. noch weit gravierendere Unterschiede in ihren Klimadaten und Standortverhältnissen auf.

So beträgt die mittlere Jahrestemperatur im Auewald und in den untersten Lagen des Bergwaldes 10 °C, auf dem Schauinsland da- gegen nur 5 °C. Umgekehrt liegt das Jahres- niederschlagsmittel in den unteren Lagen bei 900 mm, am Schauinsland bei 1800 mm.

Grundgestein: Die Auewäldungen stehen auf den kalkarmen Schottern des Dreisamschutt- kegels. Diese, am Rand der Rheinebene ge- legenen sogenannten „Flußauewäldungen“ un- terscheiden sich hierdurch von den „Rhein- auewäldungen“, deren Untergrund aus kalk- reichen Alpenschottern besteht.

In den Bergwäldungen überwiegen die Gneisformationen. Paragneise, Meta- und Diatextite kommen hier etwa zu gleichen Teil- en vor, ortweise unterbrochen von einzelnen Granitgängen. Am Schönberg dominieren in

dem zu Freiburg gehörenden Nordabschnitt Haupttrogenstein und Tertiärkonglomerate.

Böden: Den i. a. mäßig verdichteten, teils kie- sig-sandigen, teils sandig-lehmigen Auebö- den stehen im Bergwald die meist gut nähr- stoffversorgten Braunerdeböden gegenüber, die allerdings auf exponierten Kammlagen und auf Süd- bis Südwesthängen auch sehr flachgründig, trocken und grusig sein kön- nen.

Baumartenzusammensetzung: Sie zeigt am an- schaulichsten die Verschiedenartigkeit der Standorte. Während sich der Bergwald zu $\frac{2}{3}$ aus Nadelbäumen und nur zu $\frac{1}{3}$ aus Laub- bäumen zusammensetzt, stehen im Auewald 95% Laubbäumen nur 5% Nadelbäume ge- genüber. Von nahezu 100 verschiedenen Baumarten, die im Freiburger Stadtwald vor- kommen, werden nachstehend die wichtig- sten Vertreter mit ihrem jeweiligen prozentu- alen Flächenanteil aufgeführt:

<i>Bergwald:</i>	Fichte	25%
	Buche	22%
	Douglasie	20%
	Tanne	18%
	Eiche	4%
	Ahorn	4%
	Lärche, Kiefer	4%
	Sonstige	3%
		<hr/>
<i>Auewald:</i>	Esche	23%
	Eiche	21%
	Erle	11%
	Hainbuche	11%
	Ahorn	9%
	Roteiche	9%
	Pappel	6%
	Douglasie	3%
	Fichte	2%
Sonstige	5%	
	<hr/>	100%

Stadtwald i. g.: Laubbaumarten 56%, Nadel- baumarten 44%.



Blick von der rekultivierten ehemaligen Mülldeponie „Wolfsbuck“ über das Industriegebiet Nord zum Roßkopf

Die forstliche Betriebsplanung strebt folgendes Idealverhältnis für den Freiburger Stadtwald an:

Bergwald: Fichte 25, Douglasie 25, Tanne 17, Lärche und Exoten 3, Buche 20, Eiche 5, sonstige Laubb. 5%.

Auewald: Eiche 30, Esche 20, Roteiche 15, Ahorn 10, Erle 7, Hainbuche 5, Douglasie 5, Pappel 3, Robinie 2, sonstige Laubbäume 3%.

Das *Altersklassenverhältnis* ist ebenfalls eine maßgebliche Größe zur Beurteilung eines Waldes und zur Festlegung der künftigen Maßnahmen. Die Einzelbestände werden — ihrem Alter entsprechend — zu 20jährigen „Altersklassen“ zusammengefaßt. Da die Nachhaltigkeit wertgleicher oder im Wert steigender jährlicher Nutzungen auch für die späteren Generationen zu den obersten

Grundprinzipien der Forstwirtschaft zählt, wäre ein Altersklassenverhältnis mit gleich großen Flächenanteilen aller Altersklassen ideal.

In Wirklichkeit herrschen im Freiburger Bergwald die mittelalten Altersklassen vor, während es an jungen (1—20 J.) und an alten Beständen (80—150 J.) mangelt. Im Auewald ist das Verhältnis umgekehrt, dort steht einem Mangel an mittelalten Beständen ein Überschuß an jungen und — im südlichen Mooswald — an alten Beständen gegenüber.

Ein weiteres Kriterium ist der *Holzvorrat*, der heute im Freiburger Stadtwald — im Bergwald wie auch im Auewald — den höchsten Stand seit Beginn schriftlicher Aufzeichnungen erreicht hat. Im Bergwald stehen heute 325 Festmeter (= m³ Holzmasse) je Hektar, im Auewald 167 Festmeter/ha. Absolut sind dies im gesamten Stadtwald

1 260 000 m³. Würde man m³ an m³ reihen, ergäbe dies eine Holzschlange von Basel bis Kopenhagen.

Auch der jährliche *Holzzuwachs* je Hektar liegt, sowohl im Bergwald wie auch im Auewald, heute höher denn je. Im nadelholzreicheren Bergwald beträgt der Zuwachs (dGz) heute 9,3 m³, im laubholzreichen Auewald 5,7 m³/J. und ha. Innerhalb der einzelnen Baumarten liegt die Douglasie eindeutig an der Spitze, obgleich sie vorwiegend nur noch auf den flachgründigeren trockenen Standorten angebaut wird. In abnehmender Reihenfolge kommen dann — vom Zuwachs her gesehen — Tanne, Fichte, Pappel, Roteiche, Lärche, Kiefer, Esche, Ahorn, Buche, Eiche, Birke, Hainbuche.

Die Spitzenleistungen der erst seit 1896 hier angebauten Douglasie, deren Saatgut aus dem Westen der USA (aus den Staaten Washington und Oregon) stammt, haben auch den Freiburger Stadtwald weltweit bekannt gemacht.

Seit Inkrafttreten des Badischen Forstgesetzes im Jahr 1833 werden in allen öffentlichen (Staats-, Gemeinde- und Körperschafts-) Waldungen des ehemaligen Landes Baden in 10jährigen Abständen alle wichtigen Bestandesdaten für jeden Einzelbestand an Ort und Stelle aufgenommen und in den jeweiligen „Forsteinrichtungswerken“ der Planung für das kommende Jahrzehnt zugrunde gelegt. Das wichtigste Ergebnis dieser Planung ist die aus den genannten Daten, aus der bestandsweisen Einzelplanung und aus der Herleitung über verschiedene „Gesamtweiser“ resultierende Festsetzung des künftigen *jährlichen Hiebssatzes*. Dieser liegt für den Freiburger Bergwald in der 10jährigen Periode 1981/1990 wegen des geringen Altholzvorrates und wegen des hohen Anteils besonders zuwachskräftiger, mittelljähriger, noch nicht hiebssreifer Bestände um etwa 30% unter dem laufenden Zuwachs, so daß sich auch im kommenden Jahrzehnt — wenn das Waldsterben keinen Strich durch die Rechnung machen sollte — der Vorrat wei-

terhin kräftig aufstocken wird. Auch im Auewald liegt der Hiebssatz geringfügig unter dem tatsächlichen laufenden Zuwachs, auch hier müßte sich also der Vorrat noch erhöhen. Hohe Nutzungen sind in beiden Waldteilen — immer unter der Voraussetzung einer raschen Beendigung des Waldsterbens — in etwa 2—3 Jahrzehnten zu erwarten, wenn die jetzt noch mittelalten Bestände in das Hiebsreifealter kommen und die im Auewald noch vorhandenen Reserven aus gesundheitlichen Gründen verjüngt werden müssen.

Waldbauliche Ziele

Die stark wechselnden Standorts- und Bestandesverhältnisse erfordern ein sehr individuelles Vorgehen in jedem Einzelfall, die klassischen Waldbauverfahren sind nur selten anwendbar. Die Verjüngung erfolgt, wo nur irgend möglich und wo der Vorbestand dies erlaubt, grundsätzlich auf natürlichem Wege. Bei der Verjüngung von Tannen- und Buchen-Tannen-Beständen kommen femelschlagartige Verjüngungshiebe, bei der Buche schirmschlagartige und bei Fichten-Buchen-Beständen saum- und kahlhiebsähnliche Verjüngungsformen zur Anwendung. Natürlich verjüngt werden vielfach auch im Auewald die Eichen- und Ahornbestände, seltener Esche und andere Laubbaumtypen. Leider gibt es jedoch im Bergwald wie auch in den Auewaldungen große Flächen, die infolge ungeeigneter Baumartenzusammensetzungen des Vorbestandes und vieler sonstiger Faktoren keine Naturverjüngung ermöglichen. Hier werden die geplanten Verjüngungsziele durch Pflanzung am Saum, auf der Kahlfläche oder auch durch Vorbau unter dem Altholz verwirklicht.

In den Bergwaldungen wird in allen Betriebszieltypen großer Wert auf eine ausreichende Laubholzbeimischung (etwa $\frac{1}{3}$) gelegt. Die Haupttypen sind der Tannen-Fichten-Buchen-Typ, in Dobellagen der Edellaubholztyp (mit Ahorn, Esche, Kirschbaum und anderen Laubholzarten), an ausgesprochenen

Trockenhängen der Douglasientyp (mit Buchengruppen) und in Hochlagen der Fichtentyp (ebenfalls mit Buche und Ahorn).

Im Auwald wird die Nachzucht der Eiche forciert, die neben dem Edellaubholz- und dem Roteichentyp den Hauptteil der künftigen Jungbestände bilden wird.

Allgemein wird der *Pflege* der Jungbestände, Stangen- und Baumhölzer besondere Beachtung geschenkt. Hierbei spielt die Astung der jungen Douglasienbestände zur Erzeugung wertvollen Stammholzes eine besondere Rolle. Die Douglasien müssen auf 9–10 m Höhe geastet werden.

Wirtschaftliche Bedeutung des Stadtwaldes

Bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert spielten die Überschüsse aus dem Stadtwald keine wesentliche Rolle am Gesamthaushalt der Stadt Freiburg. Zwischen 1790 und 1870 deckten jedoch die Einnahmeüberschüsse aus dem Stadtwald zeitweise bis zu 23% des städtischen Gesamthaushaltes. Mit der anschließenden Entwicklung zur modernen Industriegesellschaft und der raschen Ausdehnung des städtischen Haushaltsvolumens im 20. Jahrhundert ging die Bedeutung der Einnahmeüberschüsse aus dem Wald zwangsläufig zurück. Gleichzeitig kamen zunehmend kostenaufwendigere Schutz- und Erholungsfunktionen hinzu, die den Überschuß aus dem rein forstwirtschaftlichen Betrieb weitgehend aufzehren.

Heute werden aus dem Freiburger Stadtwald alljährlich etwa 25 000 Festmeter Stamm- und Schichtholz an Sägewerke, Holzindustriebetriebe, Zellstoff- und Papierfabriken sowie an den Holzhandel im Bundesgebiet und im benachbarten Ausland verkauft. Der Erlös hierfür beträgt jährlich zwischen 3 und 4 Millionen DM.

Schutz- und Erholungsaufgaben des Waldes

Neben der Erzeugung des in jeder Hinsicht umweltfreundlichen Rohstoffes Holz hat der

vorhandene Wald auch eine große Bedeutung für die gesamten Umweltbedingungen im Freiburger Raum. Er trägt ganz wesentlich zur nachhaltigen Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen Boden, Wasser, Klima, Luft für den Menschen, die Pflanzen- und die Tierwelt bei. Hinzu kommt seine hervorragende Rolle als Erholungsraum für die Freiburger Bevölkerung und gleichzeitig als landschaftsbestimmendes Element.

Es wurden deshalb neben den vorhandenen Natur- und Landschaftsschutzgebieten auch großflächig Boden-, Wasser-, Lärm- und Sichtschutzwaldungen sowie die heute leider durch die Immissionen selbst stark gefährdeten Immissionsschutzwaldungen ausgeschieden. In allen Waldteilen sind zudem Biotopschutzgebiete eingerichtet, auf die bei allen forstwirtschaftlichen Maßnahmen besonders geachtet wird. So wurden in letzter Zeit durch das Städtische Forstamt auch verschiedene Feuchtgebiete künstlich angelegt, u.a. ein großes Biotopschutzgebiet am Rande des Opfinger Sees.

Während der Bergwald schon immer ein viel frequentierter, mit den verschiedenartigsten Einrichtungen ausgestatteter *Erholungswald* war, kam dem Mooswald diese Funktion erst im Verlauf der letzten Jahrzehnte mit fortschreitender Ausdehnung der Stadt nach dem Westen zu.

Die Anlage parkartiger Wege, Aufstellung von Sitzbänken, Brunnenanlagen, Einrichtung von Grillplätzen, Waldsportpfaden, Lehrpfaden und Kinderspielplätzen, der Bau von Schutzhütten und Pavillons und vieles mehr waren Maßnahmen, die von Teilen der Bevölkerung gewünscht, erwartet und dankbar begrüßt wurden. Sie sollten aber auch gleichzeitig den großen Erholungsbetrieb etwas konzentrieren und kanalisieren, um andere, noch ruhig gebliebene Waldteile vor der Eroberung durch die Erholungssuchenden zu bewahren und dem Wild noch einige wenige Rückzugsmöglichkeiten bieten zu können. Da die meisten Waldbesucher Hunde mit sich führen und diese bedauer-



Am Opfinger See

licherweise meist noch frei laufen lassen, sind diese Reservate ohnehin sehr beschränkt. An Erholungsanlagen sind im Stadtwald vorhanden:

Sonstige Anziehungspunkte:

Wanderwege (= Entf. Freiburg—Bonn)	460 km
Reitwege (= Entf. Freiburg—Baden-Baden)	117 km
Wanderparkplätze (Stellpl. für 1300 PKW)	40
Waldsportpfade	5 (10 km)
Waldlaufstrecken	3 (8 km)
Wasserflächen	7 (50 ha)
Rastplätze	41 (8 ha)
Spielplätze	14 (5 ha)
Freizeitclubs	7 (3 ha)
Feuerstellen	26
Grillhütten	3
Schutzhütten	22
Brunnen	30
Bänke	800
Papierkörbe	150

Naturdenkmale	15
Baudenkmale	3
Aussichtstürme	3
Seilbahnen	1
Lifte	1
Wanderheime	2
Waldgasthäuser	5

Schwerpunkte für Investitionen auf dem Erholungssektor sind innerhalb des Stadtwaldes

der noch im Ausbau befindliche „Opfinger See“ (62 ha)
 der in Rekultivierung stehende ehemalige Müllberg „Wolfsbuck“ (30 ha)

Leider muß in diesem Zusammenhang auch auf die so unnötige Verschmutzung des Waldes durch einen nicht sehr weitblickenden Teil der Waldbesucher eingegangen werden. Allein das Auflesen und Wegtransportieren von Müll, Papier, alten Autoreifen und weg-

geworfenen Matratzen schluckt alljährlich Lohnkosten von annähernd 100 000 DM auf! Mutwillige Zerstörungen verursachen jährlich Reparaturkosten von etwa 50 000,— DM (diese Zahlen beziehen sich ausschließlich auf den Stadtwald!).

Die bisherige Beschreibung bezog sich auf einen gesunden Wald unter normalen Wuchsverhältnissen. Leider sind diese Voraussetzungen derzeit nicht gegeben.

Das Waldsterben

Diese über ganz Europa verbreitete, in den süddeutschen Mittelgebirgen und in den östlichen Nachbarländern besonders stark in Erscheinung tretende Walderkrankung hat — mit einer geringfügigen zeitlichen Verzögerung gegenüber dem nördlichen und dem südlichen Schwarzwald — nunmehr seit etwa 2 Jahren auch die Freiburger Bucht heimgesucht. Während vor diesem Zeitpunkt Immissionschäden im Stadtwald noch verhältnismäßig harmlos und selten auftraten, sah das Bild nach Ablauf des Winters 1982/83, nachdem die Herbst- und Frühjahrsstürme die kranken Nadeln weggefegt hatten, an vielen Orten erschreckend aus. Neben den ursprünglich geschädigten Tannen und Douglasien hatte sich die Fichte sehr schnell und auffällig verschlechtert. Im Verlauf des Jahres 1983 fiel dann auch die schlechte Belaubung vieler Buchen und auch verschiedener anderer Laubbaumarten auf, jüngere Fichtenbestände verfärbten sich gelblich, Tannen und Douglasien wurden zusehends grauer, Zuwachsverluste und Totalausfall — vorerst zum Glück nur eines geringen Prozentsatzes der erkrankten Bäume — waren die Folge. Eine im Frühjahr 1983 im gesamten Freiburger Bergwald durchgeführte Schadenskartierung ergab, daß die Tanne bereits zu 50%, Fichte und Douglasie jeweils zu knapp 20% erkrankt waren. Im Laufe des Sommers dürften sich die erfaßten Schäden nochmals beträchtlich verstärkt haben. Für das Frühjahr

1984 kann noch keine Prognose gegeben werden, die Fortschreibung der Schadenserhebung im Stadtwald ist vorgesehen.

Da schwer erkrankte Bäume vor dem Absterben gefällt und verwertet werden müssen, wenn das Holz einer normalen Verwendung zugeführt werden soll, wird der Waldbesucher meist umsonst nach abgestorbenen Bäumen Ausschau halten. Der Einschlag stärker erkrankter Bäume ist auch wegen der Gefahr einer Massenvermehrung von Sekundärschädlingen — insbesondere des Borkenkäfers — notwendig.

Die Ursachen des Waldsterbens, über die in den letzten Monaten sehr viel geschrieben worden ist, sind bisher nur teilweise bekannt. Sicher ist, daß es sich um eine Komplexkrankheit handeln muß. Verschiedene Schadensursachen greifen ineinander und verstärken die Wirkung gegenseitig, wobei sich die einzelnen Schadfaktoren auf verschiedenen Standorten unterschiedlich stark auswirken und auch ganz unterschiedliche Symptome zeigen können. Luftverunreinigungen durch Schwefeldioxid (vorwiegend aus Kohlekraftwerken und Industrie), durch Stickoxide (Kraftfahrzeug- und Industrieabgase), Photooxidantien (Ozon, PAN), Fluor und Schwermetalle gelten als primäre Krankheitsursachen. Sie wirken direkt als Gase und Säuren auf Nadeln und Blätter sowie indirekt als saurer Niederschlag auf den Waldboden ein. Die Art dieser Einwirkungen bedarf noch der eingehenden wissenschaftlichen Erforschung.

Die bislang einzige Möglichkeit, das Waldsterben einzudämmen, ist eine sofortige drastische Reduzierung der todbringenden Emissionen der Kraftwerke, der Industrie und des Kraftfahrzeugverkehrs auf internationaler Ebene. Möge dies gelingen, solange noch ein Teil des Waldes regenerationsfähig ist.

Möge Freiburg als „Stadt des Waldes, des Weines und der Gotik“ immer stolz sein können auf eines seiner wertvollsten Güter, auf den Freiburger Stadtwald.

Der Ebringer Hof zu Freiburg im Breisgau

Haus „Zur lieben Hand“, Löwenstraße 16

Franz Laubenberger, Freiburg



Das Schloß in Ebringen, ehem. Sitz der fürstl. St. Gallischen Statthalter im Breisgau, erbaut 1713, heute Rathaus und Schulhaus

Im Jahre 1621 kaufte das Kloster St. Gallen seine alte Herrschaft Ebringen aus dem Lehenbesitz der Herren von Hohenlandenberg wieder zurück¹⁾. Als Vertreter des Fürststabs von St. Gallen wurden die Statthalter in Ebringen, welche die Herrschaften Ebringen und Norsingen verwalteten, zu den Mitgliedern des breisgauischen Ritterstandes gezählt und nahmen an den Versammlungen der Landstände teil.

Die Versammlungen der breisgauischen Landstände, die sich aus den Vertretern des Adels (Ritterstand), der Stifte und Klöster (Prälatenstand) und der Städte des vorderösterreichischen Breisgaus zusammensetzten, fanden in dem ritterständischen Haus auf dem Freiburger Münsterplatz statt, welches später als Erzbischöfliches Palais Amtssitz des Freiburger Erzbischofs wurde. Aber nicht nur wegen der Teilnahme an diesen land-



Das Haus „Zur lieben Hand“
in Freiburg i. Br., Löwen-
straße 16, ehem. „Ebringer
Hof“

ständischen Sitzungen, sondern auch noch der vielen anderen Geschäfte wegen, welche der Ebringer Statthalter für das Kloster St. Gallen in Freiburg bei Privatleuten, bei den städtischen Behörden und bei der vorderösterreichischen Regierung und Kammer zu besorgen hatte, war er auf ein stets verfügbares, standesgemäßes und sicheres Nachtquartier angewiesen, nicht zuletzt auch deshalb, weil der Ebringer Statthalter bei seinen Geschäften oft wichtige Dokumente und natürlich auch Bargeld bei sich führte. Das Kloster St. Gallen trug daher seinem Statthalter Pa-

ter Augustin Zagoth, Statthalter in Ebringen von 1682—1698²⁾, auf, ein geeignetes Haus in der Stadt Freiburg zu erwerben. Indessen war es mit dem Kauf eines eigenen Hauses in der Stadt Freiburg nicht so einfach, denn das Haus sollte ja als klösterliches St. Gallisches Eigentum die gleichen Privilegien besitzen, wie sie auch die anderen Stadthäuser des Ritter- und Prälatenstandes, etwa der Peterhof des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald (heute beim Kollegiengebäude II der Universität an der Niemens-Peterstraße) oder der Hof des Klosters St. Blasien (= das Haus

„zum Herzog“, heute Salzstraße 18, Stadtarchiv) innehatten. Andererseits war aber auch bekannt, daß die Stadt Freiburg sich dagegen sträubte, die Zahl der bereits in der Stadt befindlichen neunzehn privilegierten Häuser um ein weiteres zu vermehren, weil sie und ihre Bewohner von den üblichen Steuern und Abgaben an die Stadt befreit waren und weitere finanzielle Vorteile genossen, was vor allem dem Stadtsäckel abträglich war. So leitete Pater Augustin Zagoth den Erwerb eines Hauses sehr klug und vorsichtig damit ein, daß er im Namen des Klosters St. Gallen bei der Stadt Freiburg zunächst um das Satzbürgerrecht nachsuchte, welches er auch für sich und alle seine Nachfolger als St. Gallische Statthalter in Ebringen am 1. Juni 1691 erhielt. Das Satzbürgerrecht, das in der Regel die adligen Einwohner der Stadt Freiburg besaßen, gewährte den Inhabern alle jene bürgerlichen Rechte und Freiheiten, wie sie die anderen Stadtbürger auch hatten, befreite sie aber zusätzlich von Steuern, Wachen, Frondiensten, dem Weinzoll und vor allem von den Kosten und Lasten militärischer Einquartierungen³). Dafür entrichteten die Satzbürger einmal im Jahr auf Martini an die Stadt einen Pauschalbetrag, das sogenannte Satzgeld, welches vier Gulden und zwölf Batzen betrug.

Nachdem nun der Ebringer Statthalter das Satzbürgerrecht besaß, nahm er Verhandlungen mit dem Professor Preiß von der Universität Freiburg auf. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß Professor Preiß „sein Haus, Hof, Gesäß samt Stallungen und Zinnengärtle, in der Löwengäß gelegen, ‚Zur treuen Hand‘ genannt“⁴), dem Ebringer Statthalter zu Eigentum übergab. Dafür trat die Ebringer Statthalterei dem Verkäufer ab:

1. „Alle die Zinsen und Gefälle, welche die (Ebringer) Statthalterei zu Buchheim und Neuershausen in der March“ jährlich zu beziehen hatte; das waren im einzelnen 20 Mutt⁵) Weizen, 20 Mutt Roggen und 6 Mutt Gerste jährlichen Zinses.

Ein Mutt Weizen war damals mit 40 Gulden, ein Mutt Roggen mit 30 Gulden und ein Mutt Gerste mit 26 Gulden anzusetzen, das machte zusammen 1556 Gulden.

2. wurde abgetreten ungefähr 100 Mutt von noch in Konstanz lagernden Früchten, die mit einer Summe von 200 Gulden veranschlagt waren. Schließlich wurden ihm noch ein jährlicher „ewiger Hühnerzins im Wildtal“ zu 140 Gulden, ein ebensolcher Hühnerzins in Konstanz zu sechs Gulden zehn Batzen, an barem Geld 540 Gulden und noch 18 Gulden „Diskretion“ bezahlt.⁶)

Dieser Tausch- und Kaufvertrag wurde am 11. Juni 1691 rechtskräftig⁷), wonach das Haus in der Löwengasse mit einem errechneten Kapitalwert von 2460 Gulden und 10 Batzen in das Eigentum des Klosters St. Gallen überging und fortan der Ebringer Statthalterei als Absteigequartier dienen konnte. Von 1691 an führte das Haus „Zur lieben Hand“ in der Löwengasse auch die Bezeichnung „Ebringer Hof“⁸), bis zur Säkularisation der St. Gallischen Güter im neugegründeten Großherzogtum Baden (1806). Als „Ebringer Hof“ war das Haus nach mehr als 200 Jahren in gewissem Sinne auch wieder seiner ursprünglichen Funktion zugeführt worden, denn bei der frühesten Erwähnung 1460 in den sogenannten Herrschaftsrechtbüchern der Stadt Freiburg ist das Anwesen „mit Stallung und Zinnengärtlein“ als Klosterhof des Klosters St. Trudpert im Münstertal ausgewiesen⁹). Vom Jahre 1500 an war es in ausschließlich bürgerlichem Besitz. 1594 erwarb es der Junker Michael von Blumneck, der es wieder an Junker Hans Jakob Münch von Rosenberg, Schultheiß zu Zell am Harmersbach, verkaufte. Am 17. Juli 1621 kaufte es um 1550 fl. Michael Winkelmeyer, erzherzoglich-österreichischer Bergrichter im Breisgau und auf dem Schwarzwald. Beim nächsten Besitzerwechsel im Jahre 1650 war das Haus durch die Schäden, die es während des Dreißigjährigen Krieges erlitten hatte, nur noch 924 fl. wert. Um die-



Immaculata in der Giebelnische von Fidelis Sporer

sen Preis haben die Töchter des Bergrichters das Haus an den Universitätsnotar Dr. Johann Schmidt verkauft¹⁰). Dessen Tochter Maria Elisabeth heiratete 1686 Dr. Franz August Preiß, der als Nachfolger seines Vaters am 12. Juli des Jahres 1683 Freiburger Stadtschreiber geworden war¹¹). Er zóg in das Haus seines Schwiegervaters, das er bei dessen Tod erbte. Dr. Preiß war auch Professor des kanonischen Rechts an der in Freiburg 1685—1698 bestehenden „Universitas Regia Gallica“¹²). Als Freiburg 1677—1697 zur Krone Frankreichs gehörte, war die 1457

gegründete Universität in die vorderösterreichische Stadt Konstanz gezogen. Ein beschränkter Lehrbetrieb wurde in Freiburg an der sogenannten Universitas Regia Gallica fortgeführt¹³). Bei Dr. Preiß ist der Ebringer Statthalter Zagoth offenbar auch schon vor dem Erwerb des Satzbürgerrechts abgestiegen, wurde von ihm beraten und hat mit ihm die Formalitäten des Kaufvertrags abgesprochen. Nur so ist es zu erklären, daß zwischen der Anerkennung Pater Zagoths als Satzbürger am 1. Juni 1691 und dem Abschluß des Kaufvertrages am 11. Juni 1691 nur ein Zeitraum von ganzen zehn Tagen liegt.

„In der Folge verursachte der Ebringer Hof in Freyburg der Statthalterey viele Kösten, theils wegen der Unterhaltung des Gebäudes selbst.“ Schon 1714 war eine größere Reparatur an den Hausmauern erforderlich, weshalb das städtische Bauamt wegen der Baufähigkeit eine Auflage erteilte¹⁴).

Nach der Rückkehr Freiburgs unter die Obhut des Reiches 1697 versuchte man seitens der Stadt dem Ebringer Hof den ritterständischen Status und vor allem die Exemption von der Einquartierung wieder zu nehmen.

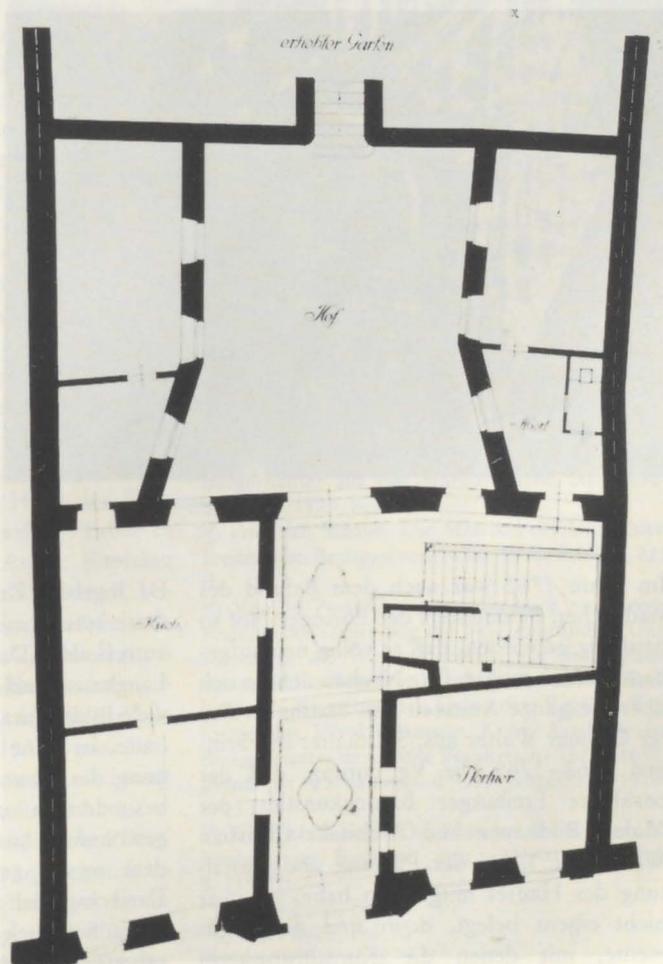
Doch fand die Statthalterei Ebringen in dem damaligen Präsidenten der landständischen Versammlung, dem Freiherrn von Sickingen, einen erfolgreichen Verfechter der ritterständischen Belange. Und da er wegen verschiedener anderer Streitfragen in Sachen des Prälaten- und Ritterstandes mit der Stadt nicht einig werden konnte, reiste der Freiherr von Sickingen kurzerhand nach Innsbruck „zu dem Kayserlichen Herrn Gubernator“. Dort erreichte er es, daß der Ebringer Hof als das 20. ritterständische Haus endgültig von der Stadt Freiburg anerkannt werden mußte. „Dies geschah im Jahre 1708“¹⁵).

Nachdem es nunmehr feststand, daß an dem ritterständischen Status des Ebringer Hofes nichts mehr zu deuteln war, „kam den Herren Städtlern auch in den Sinn, . . . daß die Herren Statthalter von Ebringen Ihnen auch jährlich die Rathsuppen geben sollten,

gleichwie es andere Praelaten und Klöster in Freyburg auch thäten“. Die Ebringer Statthalter beriefen sich aber darauf, daß sie keine Prälaten seien, sondern zum Ritterstand gehörten, der auch nicht zur Teilnahme an der Ratssuppe verpflichtet war. Im übrigen sei die von den Herren Prälaten gegebene Ratssuppe schon seit längerer Zeit nicht mehr üblich gewesen und deshalb kaum mehr bekannt. „Aber heutzutage wird dieses alte Ding vom Magistrat wieder hervorgesucht und das Ansinnen gemacht, ob sie nicht an Statt diese Ratssuppe wieder zu geben, et-

was ins Spital (= Heiliggeistspitalstiftung) bezahlen oder sich davon loskaufen wollten.“ So entschlossen sich die Prälaten, alljährlich einen Betrag an das Armenspital zu geben, um „nicht mehr den Rathsherren zu einem Mahle zu geben schuldig“ zu sein. Auch der Ebringer Statthalter war's zufrieden und fand, daß es besser sei, dem Armenspital zu Freiburg „zur Unterstützung der wahrhaft Dürftigen an Lebensmitteln alle Jahr zu geben, was ehemals nur durch Schmausen von den Rathsherren war verzehret worden“¹⁶⁾.

Grundriß des Erdgeschosses





*Ansicht des Treppenhauses mit
stuckverzierter Decke*

Im Jahre 1762 war nach dem Befund des städtischen Baumeisters der Ebringer Hof so baufällig geworden, daß er völlig neu aufgebaut werden mußte. Der Neubau dehnte sich über die ganze Amtszeit von Statthalter Pater Othmar Walter aus, Statthalter in Ebringen 1762—1769. Die Vermutung, daß der berühmte Freiburger Barockkünstler, der Maler, Bildhauer und Architekt Christian Wenzinger¹⁷⁾, bei der Planung und Gestaltung des Hauses mitgewirkt habe, ist zwar nicht eigens belegt, doch sind die Argumente, mit denen die Kunsthistorikerin

Dr. Ingeborg Krummer-Schroth diese Hypothese stützt, mit großer Wahrscheinlichkeit zutreffend: „Da Wenzinger 1757—1761 die Langhaus- und die Kuppelmalereien, sowie viele Bildhauerarbeit in St. Gallen ausgeführt hatte, ist seine Einwirkung auf die Entstehung des Hauses in Freiburg anzunehmen, besonders da auch dieser Bau wiederum ungewöhnlich kunstvoll ist. Die Fassade mit dem vorspringenden Mittelrisalit und dem Dreiecksgiebel ist wohlproportioniert. Als edlen Schmuck hat sie in einer rocaillegerahmten Giebelnische die starkbewegte an-

mutige Gestalt einer Immaculata von dem vorzüglichen schwäbischen Bildhauer [und Wenzingerschüler] Fidelis Sporer. Daneben sind originelle trompetenförmige Dachkänner in Formen von 1769. Durch das große Eingangstor gelangt man seitlich in ein stuckiertes Treppenhaus mit schöner alter Eichen-
 treppe. Auch die Decken des Vorsaales und einige Räume im ersten Stock haben noch spritzigen Rokokostuck. Vom Haus aus, zwischen abgeschrägten Seitengebäuden in Hufeisenform kam man über eine Treppe in ein hochgelegenes Gärtchen an der Stadt-
 mauer.¹⁸⁾ Heute ist dort ein Rückgebäude aus dem 19. Jahrhundert, mit einem Saal, der der Staatlichen Hochschule für Musik, die den Bau benutzte, für Konzerte dient¹⁹⁾. Für die Hochschule wurde das Haus 1958 umge-
 baut, unter Rücksicht auf die wenigen erhaltenen Teile des 18. Jahrhunderts.²⁰⁾

In der Tat, die wenigen erhaltenen Teile des 18. Jahrhunderts, ganz besonders aber die Hausfassade zur Löwenstraße hin, lassen auch heute noch einen Hauch von ehemals fürstlich St. Gallischer Statthaltereie in Ebringen bis in unsere Zeit hinein verspüren. Und nicht nur deshalb, weil es von den Bomben des Zweiten Weltkrieges verschont blieb, sondern weil auch alle seine Eigentümer nach der Säkularisation im 19. Jahrhundert dem *genius loci* ihren Respekt bekundeten: Im Jahre 1813 gehörte das Haus der Bierbrauerswitwe J. Wasmer, von deren Erben es die Hofgerichtsratsgattin Anna Kapferer 1839 erwarb. Nur ein Jahr, 1852—1853, be-
 saß es der Staatsfiskus, der es an den Schlosser Franz Dischler verkaufte. Von diesem erwarb es 1898 der Arbeiterbildungsverein, in dessen Händen das Haus als Arbeiterbildungsheim bis zum Jahre 1938 verblieb.²¹⁾ Trotz innerer Umgestaltung und Einrichtung eines Restaurant- und Hotelbetriebs „Zur lieben Hand“ blieben die künstlerischen Bau- und Schmuckelemente des 18. Jahrhunderts unserer Zeit erhalten. Lediglich das heute nicht mehr vorhandene Wappen des ehemals fürstlichen Stiftes St. Gallen über der Torein-

fahrt²²⁾ weist den Betrachter des Hauses nicht mehr unmittelbar auf die reichbewegte Vergangenheit des einstigen „Ebringer Hofes“ und seiner Bewohner hin.

Anmerkungen

¹⁾ Gemeindecarchiv Ebringen, Bücher Nr. III, Kopialbücher Nr. 6 (1799) Blaues Buch, Fol. 63

²⁾ Blaues Buch, Fol. 63

³⁾ Da Freiburg seit 1678 der Krone Frankreichs unterstand, befanden sich ständig französische Truppenteile in der von Vauban zur Festung ausgebauten Stadt. Vergl. Hermann Kopf, Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677—1697, Zeitschrift „Schauinsland“ 88. Jahreshaft 1970, S. 23 ff.

⁴⁾ 1460 als „Haus zur lieben Hand“ erstmals belegt. Die Hand in bildlicher Darstellung wurde später auch als Symbol der Treue gedeutet. Dies führte vorübergehend zur Hausbezeichnung „Zur Trüwen“ 1650. Vergl. Karl Schmidt, Die Hausnamen und Hauszeichen im mittelalterlichen Freiburg, Gießen 1930, S. 58

⁵⁾ 1 Mutt = 1/2 Malter (Scheffel) = 4 Sester = 16 Immi = 32 Vierling = 64 Messlein = rund 72,88 Liter

⁶⁾ Blaues Buch, Fol. 65

⁷⁾ ebenda, Fol. 66

⁸⁾ Hermann Flamm, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg im Breisgau, II. Band, Häuserstand 1400—1806, Freiburg, 1903, S. 172

⁹⁾ ebenda

¹⁰⁾ Peter Paul Albert, Max Wingenroth, Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten, Augsburg-Stuttgart, 1923, S. 140

¹¹⁾ Friedrich Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau von 1656—1806, Bd. I, S. 215 ff.

¹²⁾ Von 1677—1697 gehörte Freiburg zur Krone Frankreichs. Daher zog die 1457 gegründete Universität in die vorderösterreichische Stadt Konstanz, ein beschränkter Lehrbetrieb wurde in Freiburg an der sogenannten Universitas Regia Gallica fortgeführt. Vergl. Hermann Kopf, Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677—1697, Zeitschrift „Schauinsland“ 88. Jahreshaft 1970, S. 23 ff.

¹³⁾ Friedrich Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau, von 1656—1806, Bd. I, S. 215 ff.

¹⁴⁾ Blaues Buch, Fol. 68

¹⁵⁾ Blaues Buch, Fol. 74

¹⁶⁾ ebenda, Fol. 85 ff.

¹⁷⁾ Seine Vorfahren waren von Ebringen nach Ehrenstetten gezogen. Vergl. Hermann Brommer, Die Verwandten Johann Christian Wentzingers, Zeitschrift „Schauinsland“ 83. Jahreshft, 1965, S. 149 ff.

¹⁸⁾ das mehrfach erwähnte Zinnengärtlein

¹⁹⁾ vergl. „Die Freiburger Musikhochschule im eigenen Haus“ in diesem Heft.

²⁰⁾ Ingeborg Krummer-Schroth, Bilder aus der Geschichte Freiburgs, Verlag Karl Schillinger, Freiburg im Breisgau, 2. Aufl. 1970, S. 144 ff.

²¹⁾ Eigentümer und Verwendung des Hauses Löwenstraße 16 seit 1938:

1938 Sängerkameradschaft Freiburg

Hotel, Restaurant „Zur lieben Hand“

1943 Stadt Freiburg

Hotel, Restaurant „Zur lieben Hand“

1949 Stadt Freiburg

Gaststätte „Zur lieben Hand“

1951 Stadt Freiburg

Gaststätte „Zur lieben Hand“

Städt. Hauptverwaltung, Personalbüro
Kommunale Arbeitsrechtl. Vereinigung in
Baden e. V.

1958 Stadt Freiburg

Gaststätte „Zur lieben Hand“

Städt. Freiburg, Personalamt

1959 Land Baden-Württemberg

Musikhochschule

²²⁾ Blaues Buch, Fol. 65

Die Fragestellung: „Was zeichnet es aus“ nimmt vorweg, daß nur das Positive angesprochen werden soll, warum auch nicht: Es überwiegt — relativ zu anderen Städten.

Die Lage: Im Rücken ein Gebirge, vor sich Ebene und Fluß.

Die Vegetation: Außer tropischen Gewächsen gedeiht praktisch alles.

Das Klima: Gut, mit Einschränkungen — aber gelegentliche Hitze und Föhn haben mir jedenfalls weniger zu schaffen gemacht als in Stuttgart, München oder Zürich — zudem bringt der frische „Höllentäler“ über Nacht Erholung. Im Winter manchmal auch Nebel, aber in einer halben Stunde kann man dann oben sein, im Schnee und in der Sonne. Verkehrstechnisch ideal insofern, als es nicht wie die meisten Großstädte an einem Knotenpunkt liegt.

In Freiburg muß keiner aussteigen oder umsteigen, der nicht nach Freiburg will.

Städtebaulich: Ein Blick auf den Plan, und man kann sich — im alten Freiburg — nicht mehr verirren. Eine Nord-Süd-Achse dem Gebirge entlang: Straßenbahnschienen. Eine Ost-West-Achse aus dem Dreisamtal ins Flachland hinaus: Straßenbahnschienen. Schnittpunkt: genau die Mitte: Bertoldsbrunnen. *Rings um diesen Kern, in dessen nächster Nähe, eigentlich alles Wichtige, mit Ausnahme der Kliniken: Münster, Wochenmarkt, Kaufhäuser, Universität, Theater. Ich kenne kaum eine zweite Stadt, die so komprimiert ist und dabei luftig und überschaubar bleibt.*

Ein Wort zur Bevölkerung: Alemannische Rasse, glücklich aufgelockert durch Infiltration aus allen vier Himmelsrichtungen. Schwaben, Pfälzer, Blut aus Frankreich und der Schweiz — also denkbar gegensätzliche Einflüsse.

Kart Wittlinger, in: D. Kayser (Hrsg.), Ortsbeschreibung, Autoren sehen Freiburg, Rombach Verlag Freiburg, 1980

„Der Lichtträger ist blind.“

Emil Götts Sonnenverehrung auf dem Roßkopfturm*

Volker Schupp, Emmendingen

I

75 Jahre sind es her, seit die sterblichen Überreste Emil Götts zu Grabe getragen worden sind. Von denen, die ihn noch gekannt haben, lebt fast niemand mehr. Sein Werk ist aufgehoben, aber es steht nicht im öffentlichen Interesse. Es ist aber Wesen geistiger Gebilde, daß sie wieder erweckbar sind. Was an irdischen Dingen an Emil Gött erinnert, steht als Relikt in einer fremden Zeit. Kaum etwas hat noch die Form, die es einstmals besaß. Weder das Grab ist im einstigen Zustand, noch das Haus, das sich Emil Gött gebaut hat. Die Freiburger Bürgerhäuser, in denen er verkehrte, werden zum großen Teil nicht mehr bestehen; das Stadttheater, in dem seine Stücke gespielt wurden, ist nicht mit dem heutigen identisch, weder an Geist noch als Gebäude. Und doch gibt es ein Bauwerk, das wie kein anderes noch unverändert so erhalten ist, wie es in Götts Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat. Kaum jemand weiß davon, denn der Herausgeber der Tagebücher¹⁾ hat fast alle Spuren getilgt, so daß der Aussichtsturm auf dem Roßkopf — denn um ihn handelt es sich — in die gleiche Reihe wie andere, belanglose Erwähnungen zurückgetreten ist. Der Roßkopfturm ist aber eine Zeitlang eine individuelle Kultstätte gewesen.

Ich möchte heute über den Roßkopfturm im Leben Emil Götts aus den unveröffentlichten Teilen des Tagebuches berichten; dabei soll Emil Gött weitgehend selber zu Wort kommen. Das bringt einen Ertrag in drei Richtungen.

Erstens wird ein weiteres Mosaiksteinchen zum Bilde von Emil Gött hinzugefügt. In unserer Zeit hat ja die Person des Autors größeres Interesse gewonnen als das Werk. Je mehr man aber nach seiner Besonderheit fragt, desto schwieriger wird ein Gesamturteil, das von Vorurteilen und Vereinnahmung frei ist. Die Passagen geben Gött eine exponierte Stellung in der Reihe der literarischen Sonnenverehrer.

Zum zweiten werden mit dieser Episode des Roßkopfturmes einige schöne Landschaftsschilderungen erstmals bekannt, eine Gattung, die man bei Gött sonst nicht beachtet hat.

Und drittens kann man zeigen, wie Aphorismen aus der Gedankenwelt Emil Götts herauswachsen, das ist der Ausgangspunkt dieses Vortrags.

Wenn es je Gründe gegeben hat, die besagten Passagen nicht ins gedruckte Tagebuch aufzunehmen, so bestehen sie gewiß nicht mehr. Man muß aus der heutigen Sicht sagen, daß das Tagebuch für das Jahr 1897 durch ihre Eliminierung sehr stark an Eindringlichkeit verloren hat. Das Verhältnis des Denkers Emil Gött zur Natur im weiteren Sinne ist schlechter erfahrbar. Hat der Herausgeber dieser „Episode“ vielleicht keinen weiterführenden Charakter im Denken Emil Götts beigemessen, oder hielt er es für

* Vortrag zum 75. Todestag Emil Götts, gehalten am 16. April 1983 vor der Emil-Gött-Gesellschaft. Der Stil der mündlichen Rede wurde im Druck beibehalten, die gegenüber dem Vortrag erweiterten Zitate in der Orthographie und Interpunktion Götts belassen.

unangebracht, die innersten Gedanken einer größeren Öffentlichkeit mitzuteilen? Wir Heutige wissen, daß Gött ein unorthodoxer Denker war, daß er aber auch seinen eigenen Gedanken durchaus distanziert gegenüberstehen konnte und ihnen trotzdem die Zügel schießen ließ. Gerade aus seinen Tagträumen und, wie er selbst formulierte, „Großmannsphantasien“²⁾ gewann er nämlich poetisch geprägtes Gold und bedenkenswerte Aphorismen, die erst mit dem gedanklichen Hintergrund verständlich werden.

Eigentlich ist es selbstverständlich, daß bis zur Formulierung eines Gedankens viele auch nichtschriftliche Formulierungsversuche, Gedankenexperimente, gemacht werden, die dann vergessen sind. Liegt also ein ausformulierter Aphorismus, eine Sentenz vor, so kann sich der Leser einfach in seinen Gedanken bestätigt fühlen, er kann sie ablehnen, weil er ganz anderes denkt, oder er kann sich fragen, wie der Autor dazu gekommen ist. Er tritt also in einen Dialog mit dem Autor ein, indem er dessen Gedanken nachzuspüren sucht. Solche Forderungen an den Leser sind schon früh erhoben worden. Sowohl Nietzsche als auch Goethe waren der Ansicht, daß man die Filiation aphoristischer Gedanken, dieser Gedankenkette durch Rückwärtsdenken vom formulierten Endprodukt aus wiederherstellen sollte³⁾. Das ist freilich nicht immer möglich, niemand hat die Garantie, dort anzukommen, von wo der Autor ausgegangen ist, wo er den ersten unreflektierten Anstoß empfing. Niemand hat dieselbe Gedenkenwelt, und vor allem bei historischen Formen niemand denselben literarischen Bildungshorizont.

II

In Gött's ‚Selbstgespräch‘ findet sich der Aphorismus „Der Lichtträger ist blind“⁴⁾. Es fällt nicht schwer, sich eine Vorstellung über seine Bedeutung zu machen. Man kann sich etwa einen Mann denken, der mit einer Fackel umhergeht und sich an ihrem Licht selbst

blendet, also blind ist. Als Literaturwissenschaftler kann man noch auf einen anderen Weg kommen, nämlich die Vorstellung in eine literarische Tradition einzureihen. In Dantes ‚Purgatorio‘ finden sich die Verse:

„Du tatest, wie wenn einer nächtens wandert,
das Licht nach hinten hält und sich nicht nützet,
doch hinter sich den Weg weist für die Leute . . .“⁵⁾

Diese Worte sagt in Dantes Dichtung der Schatten des christlichen Dichters Statius zu Dantes Begleiter Vergil, der ihm, obwohl selbst nichtchristlicher Autor, den Weg zu Gott erleuchtet hat. Vergil war nicht Christ, er war also ‚blind‘, er trug sein Licht hinter sich und erleuchtete so den andern den richtigen Weg.

Dies ist freilich nicht die gemeinte Deutung, obwohl Gött, der ja in Freiburg auch etwas Romanistik studiert hat, durchaus die Stelle hätte kennen können. Die Gedankenarbeit am Aphorismus führt in eine ganz andere Richtung, ich werde gleich wieder darauf zurückkommen.

Am 20. März 1897 ging Gött nach 5 Uhr fort und stand schon etwas vor 6 Uhr früh auf dem Roßkopfturm. Wir bemerken, daß der 20. März der Frühlingsanfang ist. An diesem Tag beginnt für Emil Gött eine Sonnenverehrung, auf die er im Rückblick etwas despektierlich herabschaut. Drei Jahre später ist er nämlich wiederum bei Frühlingsanfang auf dem Roßkopf und sagt sich: „Na, abergläubisch bin ich nicht mehr, denn die Sonne, auf die es in meiner Welt ankommt, bin doch ich. Vor 3 Jahren unterwarf ich mich ihr, heute steh ich über ihr, ein Empörer, der nichts Heiliges mehr über sich erkennt.“ (21. 3. 1900).

Abergläubisch ist er nicht mehr, die Phase ist abgeschlossen, aber der drei Jahre zuvor begonnene Sonnenkult ist gewandelt in eine innere Haltung übergegangen. Solche Wandlungen lassen sich beobachten, wenn man die

wichtigsten Stellen, die Emil Gött im Tagebuch festgehalten hat, nacheinander durchgeht. Freilich kann hier nur eine Auswahl geboten werden.

Dabei ist es nicht unwesentlich, in welchem Gedankenkomplex die erste Erwähnung im Tagebuch auftritt. Am 20. März nachts um halb zwei notiert er Gedanken über sein eigenes Leben: „Wenn ich meinem Leben nicht den höchsten Wert verleihe, den die Erkenntnis mir als möglich und notwendig zeigt, so hat es überhaupt keinen Wert für mich, meiner unersättlichen, hochfliegenden und schwermütigen Natur nach. Ich muß durch mich und über mich und über alles hinaus.“ Das Einzelleben „ist“ ihm nichts, es ist „ein Weg um etwas zu werden!“⁶) „Das Leben der einzelnen zahllosen Individuen ist ebenfalls nichts wert, nur indem sie sich Werte schaffen, sind sie etwas. Gött gelangt so zu seiner „Philosophie der beseligenden Tat“. Leben und Tod und die Idee, über sich selbst hinauszuwachsen, das ist also der Nietzsche nahe, von seinen Schriften mitangeregte Gedankenkomplex, der ihn in jener Nacht beschäftigt hat. Um halb vier Uhr hörte er auf zu schreiben, und um neun Uhr trug er folgendes in sein Tagebuch ein:

„9 Uhr

So bin ich also nach 5 Uhr fort und stand schon etwas vor 6 Uhr auf dem Roßkopfturm. Der Himmel war dicht umwölkt und es ging ein schneidiger Wind. Entweder ging aber meine Uhr viel vor oder die Sonne viel nach; ich mußte wohl eine halbe Stunde warten. Ich tat es gern und geduldig, und dachte dran, auf wie manches Mensch in meinen jüngern Jahren ich auch stundenlang in Sturm und Regen oder 8 Grad Frost ich gewartet habe.

Ich hatte nur Bange, ob ich die heut erwartete Geliebte und Mutter auch sehen würde; denn der Himmel war ganz bedeckt, nur im Osten über den Höhen des Thurners war ein schmaler, lichter, kaum scheinbar fingerbreiter Strich, bei dessen Passierung vom Ge-

birgsrand ins Wolkenmeer hinauf ich sie zu sehen hoffte.

Nur *einen* Blick — *einen* Kuß — *eine* Verheißung! so bat ich inbrünstig. —

Allmählich wurde es heller und heller; manchmal so ruckweise (durch Wolkenverschiebungen) daß, wenn ich um den Windfahnenaufbau der Plattform herumging, dem Licht entgegenzuschreiten schien. Bald hob sich die unvergleichliche, mir so wohl vertraute Landschaft auch in ihren feineren Zügen aus dem Schleier der Morgendämmerung; die Stadt wurde deutlich und die dunkle Pyramide des Münsters hob sich über dem mausgrauen nebligen Untergrund ab; auch die Häuser von Zähringen fingen an heraufzublinden. Aber das herrliche des Bildes war doch die Bergrunde und die weite parkartige Ebene, über die der Blick jetzt schon bis ins Elsaß flog; die Vogesen waren nicht sichtbar. Vielleicht schneite es drüben; sie staken wenigstens in Schneewolken. Es war schön, sehr schön; frisch und still. Nur die Amseln schlugen drunten in den Wäldern und einige Lerchen hoben bei mir. Nach 6 Uhr, $\frac{1}{4}$ auf 7 gesellte sich der Schall einer Holzaxt im Welchtalwald hinzu. Es lag für mich etwas Rührendes drin den einsamen *Arbeiter* drunten zu hören, für mich, den einsamen *Beter* auf der Höhe. Es war sehr schön, und ich dachte für mich noch einmal, was ich heute Nacht schon eigentlich beschrieb: o wie schön ist doch die Welt, und wie schön kann der Mensch sie sich machen, wenn er will. Zum Beispiel wenn er früh aufsteht und hoch steigt. Mensch! Früh aufstehn und hochsteigen!

Aber wie selten tust du das, o Mensch.

Du möchtest es wohl, und bist entzückt wenn es dir einmal gelingt. Aber es wird dir doch zu sauer, das Bett zu lassen und 500 Meter zu steigen, oder hundert, oder gar keine; denn man kann auch im ebenen Wald oder dem Fluß und dem Seeufer entlang hoch steigen, mit der Seele.

Tausend vernünftige Leute will ich in jeder Stadt nachts 12 Uhr noch im qualmigen Bier-

haus beim Kartenspiel oder Zoten finden, aber laßt mich doch den Narren kennenlernen, der täglich die Sonne bei ihrem königlichen Levez begrüßt.

O wie leicht gewöhnt sich auch der Gute an das Schöne, so daß er es nicht mehr zu sehen begehrt, aber der Platitude und Gemeinheit wird der Mensch nie satt. Diese sind seiner Seele, was seinem Munde das tägliche Brot. Und wie sehr war auch ich dieser Mensch, und wie sehr bin ich es noch?

So stand ich und wartete und bat:

Nur *einen* Blick — *einen* Kuß — *eine* Verheißung! Laß mich nicht umsonst dieser Hoffnung entgegengestiegen sein, und ich will von nun an jeden Morgen deinen ersten Strahl begrüßen, sei es von dieser Höhe, sei es von einer andern, sei es von meiner Scholle. Wo ich auch immer bin, deinem ersten Strahl will ich mich draußen neigen.

Und wenn du auch heute verhüllt bleibst, weil du ja kein Ohr hast um meine Bitte zu hören und kein Auge um die Sehnsucht des meinigen zu sehen, so will ich dennoch so tun. Es soll mir Gesetz sein! Vor dir heraus aus dem Neste der Faulheit, und dich (oder deinen Tag) als Herrin zu begrüßen.

Früh aufstehn und mit dem Steigen nicht geizen!

Früh heraus und hoch hinauf! Das soll mein lustiger Weckruf sein.

Wenn du mir aber den *einen* Blick — den *einen* flüchtigen Feuer- und Lichtkuß spendest, heut an diesem ersten Frühlingstag, trotz allen Wolkenmassen und Knäueln, so will ichs als frohe Verheißung nehmen, und noch froher heimkehren, als ichs auch ohne täte.

Und siehe da, ich sah erst spät, weil ich immer nach der hellsten Stelle des Horizonts auf die verheißende Röte schaute, südlich vom Thurner, plötzlich sah ich nördlich davon über St. Peter hinweg den Horizont in hellem Rot, das immer heller wurde dann sich entzündete, und wohl nur ein oder zwei Minuten lang, gerade so lang als sie brauchte, um sich ganz über den Horizont

zu erheben und schon wieder in das endlose grauschwarze Meer sich zu verlieren, sah sie mir voll und feurig, ohne mich zu blenden, in die Augen und ihr zarter, warmer Kuß ging leicht und leise wie ein feiner Hauch über mein Gesicht — es — Hier unterbrach mich ein Bursche vom Dorf und brachte mir einen Strafzettel in Forstsachen auf 1 Mark und 20 Pfennig.“

(Den Strafzettel hatte Gött bekommen, weil er seinen Weihnachtsbaum selbst geholt und gleich noch einen zweiten mitgenommen hatte.)

Aus diesem ersten Text kann man sehen, daß zumindest beim Eintragen ins Tagebuch durchaus eine gewisse Distanz besteht zwischen dem, der aufschreibt, und dem, der die Sache erlebt hat. Gött ist also seinen Ideen nicht völlig ausgeliefert.

Die Gedanken des über sich selbst Hinauswachsens, neu formuliert als „früh heraus und hoch hinauf!“ sind wörtlich und übertragen zu nehmen. Sie werden schon früher notiert; nicht erst seit dem Weg zum Roßkopf vor dem Sonnenaufgang sind sie Gött vertraut.

Die Sonne ist bei aller Verehrung noch nicht so weit anthropomorph gesehen, daß ein inniges Verhältnis zwischen dem Anbetenden und der großen Mutter entstünde. Aber auch der eigentümlich Gedanke des ‚Zarathustra‘-Anfangs, die Sonne sei auf die angewiesen, denen sie leuchte, liegt hier noch ganz fern. Er taucht aber später auf. Es wird der Sonne sogar attestiert, daß sie kein Auge hat, um die Sehnsucht des eigenen zu sehen. (Das heißt noch nicht, daß der Lichtträger blind ist, aber der Gedanke liegt auf diesem Wege.)

Dieser Besuch der aufgehenden Sonne auf dem Roßkopf vollzog sich nun an vier aufeinanderfolgenden Tagen vom 20. März 1897 an. Am ersten Tag ging die Sonne hinter einer Wolke auf, Gött konnte sie also nur kurz von Angesicht zu Angesicht sehen. Am zweiten Tag sah er wenigstens ihren rosigen Schimmer. Auch am dritten Tag konnte er

die Sonne nicht sehen, machte aber dabei die Entdeckung, „daß man wirkliche Sonnenaufgänge nur in weiten Landschaften und ganz ideal nur auf dem Meere oder von Ländern beherrschenden Bergen haben kann. Die Sonne muß tief von einem äußersten Horizont heraufkommen. Von der Zähringer Burg aus gesehen steht die Sonne bei ihrem Aufgang schon viel zu hoch über dem wahren Horizont des Ortes, der in der gleichen Ebene mit dem Beobachter liegt [. . .] Man kann ihr also nicht mehr selig ins Auge sehn, ohne zu zucken. Und das ist ja die Lust daran.“ (23. 3. 97).

Auch am vierten Tag kommt er vom Roßkopf zurück, ohne die Sonne aufgehen gesehen zu haben; „gerade im Osten stand eine dichte Wolkenwand; ich konnte nicht auf sie in den späten Morgen hinein warten, und schied zärtlich-vergnügt über den sonst prachtvollen Morgen, der mild und klar über mir und dem Breisgau aufging. Eigentümlich stand ihm ein schimmerndes samtenees Grau, in das er sich gekleidet hatte; es kam von dem starken Tau, der erst in dem hellen Licht des 3/4 Mondes und später im gedämpften Frühlicht stak oder stand oder lag oder wie man sagt; trotz des guten Ausflugs kann ich immer noch nicht reden.“

Er erkannte aber, daß er jetzt „weise die fromme Einschränkung“ machen mußte, „nicht jeden Morgen der Woche, die ja der Arbeit angehört, erst zwei Stunden herumzugesais, sondern dies . . . als fröhliche Pflicht auf den Sonntag“ legen mußte. „Denn wenn die Sonne um 3 Uhr aufgeht müßte ich vor zwei heraus usw. und das ginge in der herben Sommerarbeit nicht wohl an.“ (24. 3. 1897). Der nächste Gang zum Roßkopfturm ist also am Sonntag, den 29. 3. Dabei fällt Gött auf, daß er die Verschiebung durch die Festlegung der mitteleuropäischen Zeitrechnung (MEZ) nicht berücksichtigt hatte und deswegen beim ersten Mal zu früh gekommen war. Der Roßkopf wird in der folgenden Zeit nicht täglich, aber auch nicht nur am Sonntag aufgesucht. Oft, wenn Gött nicht recht

schlafen kann und früh aufwacht, steigt er auf den Roßkopf. Er muß sogar noch selbst über seine „kuriose ‚Schwindsucht‘“ lachen, „bei der ich zur Zeit der tiefsten Elendigkeit ohne umzugucken oder anhalten zu müssen auf den Roßkopf laufe . . .“ (1. April). Er bemerkt eben, daß es nicht gut ist, zweimal in derselben Nacht zu schlafen, wenn der erste Schlaf gebrochen ist. So fordert er von sich selbst „nicht den *Schlaf*, aber die *Faulheit* brich“ und „bete und arbeite!“ Das heißt für ihn: „Heraus vor der Sonne, jeden Tag, aus dem Neste; ein kurzes Stoßgebet, einen Beinhub, einen Flügelschlag, hinaus und hinauf zu ihr, einen Atemzug, einen Lichttrunk, einen Jauchzer so kurz oder so lang, als ihn die Lust und die Gelegenheit gestatten, und dann an die Arbeit. Aber am siebenten Tag, da geh ihr entgegen bis zu dem Punkte, von dem aus du sie am liebsten und schönsten aufgehn siehst; oder noch umfänglicher gesetzt: bis zu einem Punkte, von dem aus du sie gern aufgehn sehen möchtest. Vielleicht suchst du bald aus Liebe den gleichen immer wieder auf, vielleicht aber auch immer wieder neue. Das sei dein Kirchgang an ihrem Tag, am *Sonntag!*“ —

Der bevorzugte Punkt wird dann immer der Roßkopfturm, und was sich dort auf der Plattform vollzieht, ist ein Gottesdienst, analog zu dem, den der Katholik Gött in seiner Jugend erfahren hatte und von dem er sich in dieser Zeit in einem etwas heftigen Antiklerikalismus abwandte. Der Gottesdienst besteht aus Bitten und Beten. Zunächst bittet Gött seine große Göttin um allzu Irdisches. Wie einem liebenden Gotte legt er ihr seine Anliegen zu Füßen. (Es sind die bekannnten, die ihn immer wieder beschäftigen. Seine ihn vermeintlich entstehenden Zahnlücken und das liebende Verhältnis zu einer nie gefundenen Freundin.) Aber bald schämt er sich wegen dieser allzu geringfügigen Kleinheit. Er sieht eher von sich ab und kann wohl noch beten, aber nicht bitten. „Groß und dankbar sah ich sie an und sagte zu ihr: Sieh, ich bitte dich um nichts, nicht um Leben und nicht um

Tod! Greif mir mein Los aus der gemeinsamen Nacht und wirf es mir über. Für das Tragen laß mich sorgen!

Dieser kurze Spruch kam einer langen düstern Gedankenwelle nachgequollen, die den ganzen gestrigen Abend mich umfängen hielt; einer düstern sagte ich, aber keiner unfreundlichen.

Der Gedanke nämlich an die Möglichkeit eines nahen und nächsten Todes.“ (31. 3.)

Der Mensch Gött opfert zwar seine kleinen Anliegen auf, aber er stellt sich selbst immer wieder der Sonne entgegen. Das äußere Zeichen dieses Gottesdienstes ist, daß er ihr, der Aufgehenden selig ins Auge sehen möchte. Der Mensch, der wegen der übersteigerten Lichtempfindlichkeit seiner Augen eine blaue Brille zu tragen gezwungen ist, blickt der aufgehenden Sonne unbewaffnet ins Auge, „ohne zu zucken. Und das ist ja die Lust daran“ (23. 3.). Er weiß nicht, ob es nicht sonderbar ist, daß er „so lang und ohne Schmerz in diese Sonne sehen kann, die doch schon beträchtlich hoch und hell über dem wahren Horizonte steht. Ich blinzle nicht einmal dabei! Voll und ruhig sehen wir uns in die Augen“ (31. 3). Erst später (am 17. 4.) kommen ihm Bedenken. „Wohl vermochte ich ihr ohne zu zucken ins Auge sehn, aber ich wagte es nicht lange, so lange als ich gern gemocht hätte, aus Furcht vor einer lang anhaltenden Störung des meinigen ... Es durchjuckte mich eben die Lust, die Augen auch einmal an der Mittagssonne zu versuchen, aber wäre dies nicht Wahnsinn, sein Augenlicht einer solchen Gefahr auszusetzen; wäre es kein Frevel an der schönen farbigen lichten Welt, diesen Wahnsinn bei gesunden Sinnen zu begehnen. Bei all meinem Durst nach dieser Überflut von Licht, muß ich mich darin ersäufen? um dann in Nacht und Armut zu wandeln? — Nein! Ich will mich damit begnügen, sie beim Auf- und Niedergang anzusehen, wo sie so schön ist wie im Meridian, und nicht so tödlich.“

Der Goethische Gedanke der Gleichartigkeit des Auges mit der Sonne taucht hier nicht auf, aber er liegt nahe. Es kommt zu einer Analogisierung der Sonne mit dem Betrachter Gött selber, und es kommt zu einer Gedankenübertragung. Von einem ungewöhnlich schönen Sonnenaufgang, wie er ihn an Ostern erlebt, erwartet er einen „ungewöhnlich schönen Sonnengedanken“ (18. 4).

„Die schöne Erregung, in die mich der erste Lichtblitz am Horizonte gleich versetzt, und die anschwillt in dem gleichen Maße, als sich der Feuerball mehr und mehr erhebt, und in eine wahrhaft süße Rührung übergeht, wenn er nun ganz über dem Horizonte schwebt, gib mir scheint immer auch einen anständigen Gedanken zur Aussteuer in diese Vermählung mit der Lichtmutter mit, und ich muß künftig gerade auf diese Sonnengedanken besonders achtgeben; sie geben vielleicht gute Führer in die künftigen Nächte.“ (So schon am 3. April).

Der eine Sonnengedanke ist ein plötzlich auftauchendes Schamgefühl über die große Ungleichheit im Diskord der Bedürfnisse des Leibes und der Seele, die eben über die Kräfte des „zu ihr gehörigen Bogens hinaus gespannt ist“.

Aus diesem Gefühl kommt es zu einem selbstrechtfertigenden Gebet zur Sonne, das in seiner hymnischen Prosa seinesgleichen suchen dürfte:

„Mutter da droben, Lichtmutter, Lichtauge! Du wirst mich nicht verachten, weil ich so oft noch schwanke, taumle, und irre! Weil ich manchmal noch nach einem Glück dürste, das meine Vernunft in ihren reinen Augenblicken als für mich verboten erkennt. Du wirst mich nicht verachten, denn siehe, wie ich hier vor dir stehe, bin ich dein Kind, deine Pflanze mit Seele *und* Leib. Auch dieser Leib, von dem dieser Durst ausgeht, zu dem meine Seele den Kopf schüttelt, ist dein Werk und somit der Durst auch. Du wirst mich nicht verachten, weil ich den Weg noch suche, der zum Akkorde beider führt, und manchmal vielleicht gerade auf dem rechten

in die größte Unruhe und Verwirrung gerate. Denn wie soll ich wissen, daß es der rechte ist! Und wie soll ich es gerade dann wissen und spüren, wenn mir eben die Sinne dafür verwirrt und verklebt sind? Oder — soll ich ihn dann etwa gerade an dieser Unruhe erkennen, wie das andere Mal an der Ruhe, in der ich auf ihm wandle? — Du wirst über den Blinden nicht spotten, Du Lichtauge Gottes, wenn du ihn so mühsam seinen Weg abtasten siehst, den du von dort her mit einem leichten Blick überschaust, und wirst ihn nicht verachten, wenn er manchmal von der Glut dampft, die du ihm eingeschenkt, und nach einem Trunk für den brennenden Durst lechzt, und ihn nicht gleich — in seiner Verunfth findet.“

Aber dann tritt auch die Ernüchterung ein. Am 4. April rebellierte sein Inneres gegen den Sonnenkult. Im voraus häufte er „allen Hohn und Haß auf die künftigen, zünftigen Pfaffen [...] die vielleicht später die reine Luft und das rosig und grünlich spielende Licht der Morgenfrühe und die glühende Pracht des Sonnenaufgangs dadurch verhanden, daß sie gewaltsam einen Haufen widerwilliger und murrender Tölpel auf einen Haufen zusammentreiben um — Gott zu dienen. Meine Sonne will wache, fröhliche, dankbare und siegreiche Augen und Herzen sehen, wenn sie segnen soll . . .“ Zwar denkt er auch an andere, die Millionen, denen „die Pfeifen der Fabriken“, die zu ihm heraufdringen, gelten, „die in eben dieser Minute, in der ich still versunken und frohen Herzens und leichten Sinnes hier oben im Vogelgezwitscher, in würziger Luft und knospendem Buchengrün sitze, auf die Morgensonne wartend, nicht als Diener sondern als ihr Freund, Liebhaber und Geliebter, als mein eigner Herr, Arzt, Lehrer, Richter, Priester und nochmals Herr — die in eben dieser Minute den Nacken beugen, unter das Joch einer Arbeit, einer Not, die sie verzehrt, unwissend, schmutzig, verdorben und gemein . . .“ (10. 4). Denn „nicht nur die Sklaven, die sich nicht erheben können, sondern zugleich

auch hinter ihnen die Hunderttausende ihrer Herren, die keine Erhebung kennen“, beschäftigen ihn. Doch schließlich langt sein Gedanke bei denen an, die der Sonne dienen wie er. Er nennt sie „Heliotropen“, aber was hülfte es, diesen Dienst der Gemeinheit zu predigen!

„Willst du was tun, was der Menschheit wirklich nottut, so schaffe dein Teil an der Schaffung der ungeheuern und herrlichen Möglichkeit, daß jedes dieser Menschenkinder deinen Weg gehen kann, wenn er es lockt, und soweit er es zieht und seine Kräfte reichen. Diesen Modergeruch erstickten, verkümmerten und verkommenen Lebens hilf hinausblasen!“

„Sieh mir die Sonne an, und tu du wie sie: sie predigt nicht, sie bittet nicht, sie befiehlt nicht — sie ist keine Demagogin! Sie ist, sie geht auf und geht ihren Weg, oder besser: sie steht da und strömt ihre Glut aus, und läßt die Welt ihren Weg um sich gehen. Selber wahllos, ziellos, zwecklos, ohne Haß und Liebe, taub und stumm und blind und gefühllos lodert sie dahin und unter ihren gewaltigen Strahlen entfaltet sich diese heliotrope Welt.“

Gött ist nun doch an dem Punkt, wo er seiner Göttin „menschenmäßige Gefühle“ andichtet. Sie muß doch erkennen, daß sie ihn, den „verzweifeltsten Selbst- und Lebenshasser“ liebend an sich gezwungen hat.

„Was wärest du, fragte ich sie, als sie mich golden überflutete, gleich Zarathustra, wenn du die nicht hättest, denen du leuchtest? Was wärest du, wenn du mich nicht hättest, der in diesem seligen Augenblick dein Licht und Leben widerspiegelt?“

Was wärest du, wenn du in Leere verbränntest, was erst, wenn du deine Glut bei dir behalten müßtest, in einer gedachten Welt, in der es keine Träger für Licht und Wärme gäbe [...] Du wirst erst diese schöne, heiße, leuchtende, lodernde, geliebte Sonne, indem du dich in dieses grünende, blühende, atmende, jubelnde, liebende — und welkende,

sterbende, trauernde, hassende Leben auflöst [. . .]" (10. 4.)

Die Selbstgenügsamkeit der Sonne und der Selbstgenuß ihrer altruistischen Kraft, der Sonne, die nicht predigt, nur ihre Glut ausströmt und die Welt ihren Weg gehen läßt, ist Vorbild für Götter selber.

. . . „und ich nahm mir vor, ihr nachzutun: ruhig meinen Weg zu gehn, mich zu entfalten nach allen meinen Spannkräften, zu blühen und Frucht zu tragen nach allen meinen Säften, und mich zu verbrennen, so hell und hoch meine Flammen zu schlagen vermögen; so will ich sein, mich ausleben in fröhlichem Selbstgenuß meiner Kraft und Schönheit — ich, der Arme, Schwache, Kranke und Häßliche, der Krüppel!“ (10. 4.)

III

Mehrfach war in diesen Aufzeichnungen der Begriff „blind“ vorgekommen, nur so dahingesagt, aber doch auffallend, wo Götter doch eigentlich den Augenblick suchte. Daß die Sonne „kein Auge“ hatte, um die Sehnsucht des Seinigen zu sehen (20. 3.) oder dann „taub und stumm und blind und gefühllos“ (10. 4.) dahinloderte, wäre trotzdem nicht weiter auffallend, wenn nicht ganz plötzlich dieser eine Gedankenstrang aus dem wirren Knäuel der Ideen gezogen worden wäre.

„11. Palmsonntag

Ich stand vor einer Stunde droben auf der Sonntagshöhe und sah von der Welt nichts als Nebel, das eiserne Turmgerüst und die Spitzen der nächsten Tannen unter mir. Es regnete, daß ich die Kapuze überstülpen mußte. Auch meine Gedanken, die recht aufgeräumt in mir spukten, waren etwas recht werktäglicher Natur.“

Auf dem Heimweg genügt ihm das nicht mehr, „in genügender Selbstironie, um die Narretei gesund zu erhalten“, begrüßt er die Sonne und dachte so ganz von ungefähr:

„Über allen Nebeln ist ja die Sonne, über aller Nacht schaut der Tag —“

Das ist offenbar der erste Keim des kleinen

Gedichtes, das heute am Grab eingemeißelt ist und von Franz Philipp vertont wurde ⁷⁾.

„Da geriet ich in ein ganz kurzes und von mir nicht mehr aufzuwickelndes Gedanken-gewirre, aus dem ich mit einem Male den merkwürdigen Faden zog: *Die Sonne — sieht die Erde nicht!* — Die Sonne sieht keinen einzigen Stern am Himmel! — Die Sonne, die aller Augen auf sich richtet und züchtet, die Sonne ist — blind!“

Hiermit könnte man den Aphorismus für erklärt halten. Er wäre dann eine etwas absonderliche naturwissenschaftliche oder auch weltanschauliche Erkenntnis. Nun heißt es aber nicht „die Sonne ist blind“, sondern: „der Lichtträger ist blind“. Das allgemeine Wort deutet an, daß noch mehr in ihm steckt. Götter nahm sich vor, den Inhalt „flockenweise zu erhaschen“, und „*Flocken*“ ist eben eine seiner Bezeichnungen für die Aphorismen. Eine solche Flocke notierte er abends am 11. 4.: „Wir sind das Leben, das die Sonne von sich fortschleudert.“⁸⁾

Was durch die Bemerkung der Blindheit angeklungen war, wird nun konsequent erprobt, der Perspektivenwechsel bewußt durchgeführt, das All von der blinden Sonne aus gesehen.

„Wie stellt sich der Himmel von der Sonne aus betrachtet dar? Er stellt sich, für ein menschliches Auge und überhaupt ein von der Sonne erschaffenes, gar nicht dar!

In der ungeheuern Lichtflut die auch keine Nacht kennt, verschwindet alles andre, was ich noch Licht nennen möchte, und auf unserer dunklen Erde fröhlich so genannt wird. So sieht die Sonne weder ihre eignen Kinder, noch ihre Schwesternonnen, und das einzige Band, das sie fühlen lassen könnte, daß sie nicht allein ist, wäre der rätselhafte Gegen-druck, den sie durch die ändern ihr völlig unsichtbaren Weltkörper erleidet.“ Gemeint sind die Gravitationsgesetze.

Da die Sonne also alles erleuchtet, muß sie selbst blind, geblendet sein. Ihr ewiger Tag bedeutet, daß sie keine Nacht hat, das Dunkel nicht kennt, also auch nicht den Tag. Da

sie alles erwärmt, muß sie selber im Frost verharren:

„Da rollt sie hin durch den übereisigen Welt-
raum und lodert ihre Feuersäulen hinaus —
geschüttelt vom Frost! Rasend, fiebernd, to-
bend, verzehrt vom Frost, und einst — aufge-
zehrt von ihm! Noch wehrt sie sich dagegen,
und wir, die Erden alle, leben durch diese
Notwehr der Mutter und speichern ihre an
uns dahingegebenen Kräfte in uns auf.“ Erst
in einiger Entfernung von der Sonne gibt es
Licht und Wärme.

Und nun setzt wieder das bekannte Denk-
muster Götts ein, die Suche nach der Analo-
gie.⁹⁾

1. Wie es erst in einiger Entfernung von der
Sonne Licht und Wärme gibt, so steht es
auch mit dem Glück. Auch die Christen ha-
ben sich „in himmelweiter Entfernung“ von
ihrem leidenden Heiland eingerichtet.

2. Wie steht es mit den andern „Lichtquel-
len“? „Leiden nicht unsere Lichtbringer alle
unter ihrer Blindheit, Unwissenheit, Unselig-
keit?“ Diese unsere „Lichtbringer“ also sind
Menschen, und damit nähern wir uns dem
Wort „Lichtträger“.

„So rollt sie mir nun dahin, einsam, blind,
frierend, gefühllos, die herrliche, leuchtende,
glühende, farbige, wonnige Mutter alles Le-
bens, und — zerspringen, zerlodern, aufge-
löst werden, sterben ist ihr einziger Drang
und — Trost, wenn mehr als Drang, dumpfer,
erkenntnisloser, keiner süßen, lockenden
Gewißheit entgegengeschleuderter Drang.

Aber nein, nicht so düster! Denn nicht der
Tod reißt sie dahin, nicht die *Todessehnsucht*
läßt sie dahinfliegen, sondern ihr Schicksal,
einst in unbekannter Ferne des Orts und der
Zeit und des Grundes in einen namenlosen
Schoß zu stürzen! Die *Lebenssehnsucht*!

Auch über der Sonne ist noch eine Sonne,
und über dieser Welt eine andre.

Que sais-je?“

3. Die Analogie dieses Sonnengedankens
wird von Gött in den folgenden Tagen präzi-
siert. Er empfindet sie als „paradox und
scheinbar blasphemisch“ und noch merkwür-

diger, wenn er sie mit „menschlichen Son-
nen“ verglich — was er ja bereits getan hatte.
Das Bewußtsein hinkt wieder einmal der ei-
genen Formulierung hinterher. Aber jetzt
denkt er an Nietzsche und sich selber, und
sein Gedanke mündet damit in eine seiner
„Großmannsphantasien“ ein.

„Da sehe ich uns helle, heiße und starke Gei-
ster, die wir sicher die Völker bis auf den
Grund bewegen und durch die nächsten
Jahrtausende hindurch beherrschen werden,
beherrschen, wie uns die Sonne beherrscht,
indem wir ihrem dunkel, elend, kalt und un-
schön gewordenen Leben wieder tausend
Wege und Möglichkeiten bahnen, wieder
hell, schön, rein, gesund und glücklich zu
werden — da sehe ich uns selber in einem
ewigen rastlosen Kampf gegen das Dunkel
unsrer Sinne, gegen die Nacht des Wahn-
sinns, der uns bedroht (und den einen schon
verschlungen hat) gegen das Elend, das uns
anwandelt, gegen die Kälte, die uns umgibt,
ja auch gegen die Leiden des empfindlichen
und doch so gesunden Körpers, die unsere
seelischen Kräfte herabdrücken“ [. . .].

„Und doch kennen wir selbst nicht, was ge-
sund, ruhig, gut, fest ist; Nacht, Frost und
Schmerz umgeben uns wie undurchdringli-
che, eisige und stachelige Meere, durch die
wir doch hindurch *müssen*, hindurchgezogen
werden, von wem, zu wem? wovon, wozu?
[. . .]“

Die Entbehrung des menschlichen Glückes
drängt sich ihm mächtig auf. Der vertraute
Gedanke des *amor fati*, der freudigen Hin-
nahme des Schicksals, verbindet sich in der
Analogie mit dem Gravitationsgesetz, an
dem als einzigem die Sonne merkt, daß sie
nicht allein ist. Der *amor fati* treibt die
„blinde Sonne“ und damit auch den mensch-
lichen Lichtträger einem Ziel entgegen, „wo
sie Erlösung zu finden hofft“.

„So wären wir also unglücklich?“ (Die Frage
wird zweimal gestellt.) Aber dies ist nicht der
letzte Gedanke. Die Erkenntnis führt allmäh-
lich zur Aussöhnung mit Leben und Welt.
Die Seligkeit, allerdings eine „unselige Selig-

keit“, deren höchster Gipfel mit dem Tod erreicht wird, erscheint dort, „wo wir froh mit dem blitzenden Schwert des Mutes an den ehernen, tönenden Schild der Notwendigkeit schlagen“. Der Tod ist dann nicht *Abtötung* (Nirwana), sondern „*Auflebung*“ (13. 4.). Das ist der ohne Kenntnis des Tagebuchs nicht faßbare gedankliche Hintergrund dieses einen seltsamen Satzes von der Blindheit des Lichtträgers. Er steht in der Mitte der Gedanken, er ist nicht der letzte Ring der Kette. Gött ist weitergegangen, er hat die Konsequenzen bedacht, in Analogien und über sie hinausgehend. Weitere Erörterungen, die sich am Ostermontag (19. 4.) anschließen, gelten dem Zweck und dem Zufall und münden schließlich in den Gedanken an die Göttlichkeit des Menschen. Sie entfernen sich vom Lichtträgerkomplex, stehen aber mit anderen, für Gött zentralen Aphorismen in Zusammenhang.

Anmerkungen

¹⁾ Tagebücher und Briefe, hg. von Roman Woerner, München 1914 (3 Bde.); auch die Neuaus-

gabe von Philipp Harden-Rauch, Straßburg 1943, geht in den Tagebüchern kaum über die Erstausgabe von Roman Woerner, Tagebücher hinaus.

²⁾ Tgb. (= Ungedruckte Teile des Tagebuches) vom 23. 1. 1901.

³⁾ Nietzsches Werk, Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin seit 1967, hier Bd. IV 2, S. 457. Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd. 8, S. 125.

⁴⁾ Emil Gött, Selbstgespräch. Aphorismen, hg. in Zusammenarbeit mit der Emil-Gött-Gesellschaft von Volker Schupp und Reinhard Pietsch, Waldkirch 1982, S. 41.

⁵⁾ Dante Alighieri, Die göttliche Komödie, übersetzt von Hermann Gmelin, Stuttgart 1954, S. 236. — *Facesti come quei che va di notte, / Che porta il lume dietro e sé non giova, / Ma dopo sé fa le persone dotte . . .* (Purgatorio 22, 67–69)

⁶⁾ Die im Tagebuch von Gött unterstrichenen Stellen sind kursiv gesetzt. Orthographie und Interpunktion wurden beibehalten.

⁷⁾ Gesammelte Werke, hg. von Philipp Harden-Rauch, Straßburg 1943, S. 80

⁸⁾ Emil Gött, Zettelsprüche, hg. von Volker Schupp und Reinhard Pietsch, Freiburg 1983, S. 42 (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.).

⁹⁾ Vgl. ebda. S. 73 f.

Freiburg und der Bildhauer Richard Engelmann

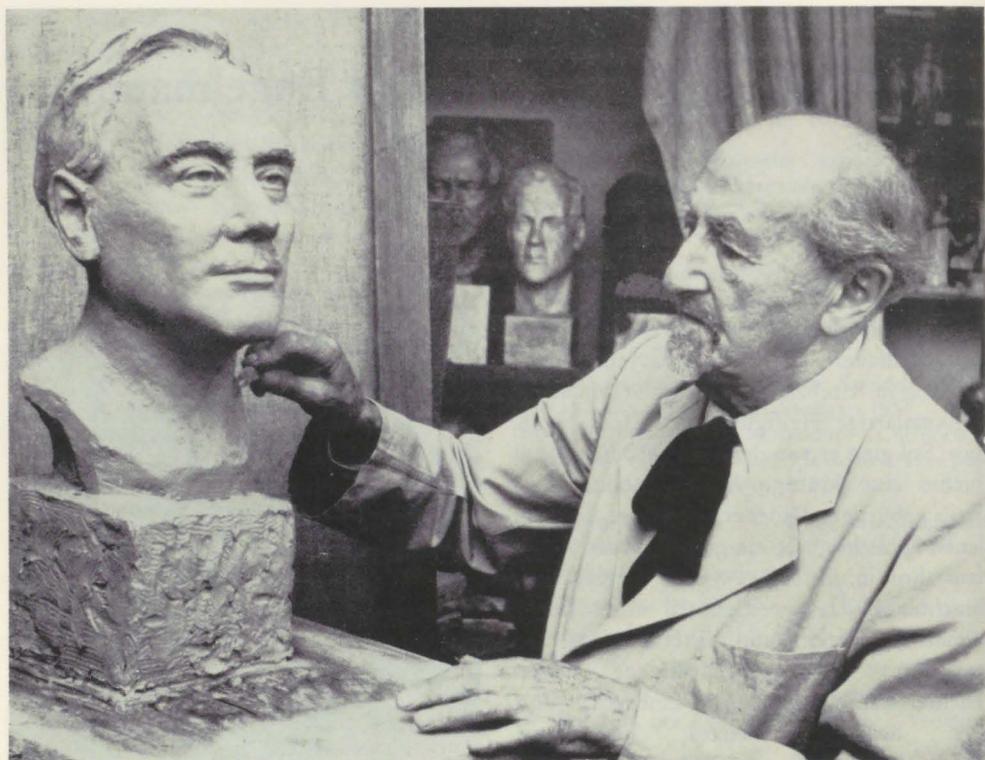
Dr. Helmut Bender, Freiburg

Im „Darmstaedter“ („Künstlerlexikon“, Erstaufl. Bern und München 1961) wird er als „dt. Bildhauer“ geführt: „* Bayreuth 1868, ansässig in Kirchzarten i. Br. — Grabmäler u. denkmalartige Freifiguren für Parkanlagen. In s. Stil ging er von der Kunst Rodins aus u. suchte eine kräftige Monumentalität ...“ Kein gebürtiger Badener, gehört er doch zu jenen Künstlern, die ein gut Teil ihrer Schaffensjahre in unserer engeren Region verbrachten und einen Großteil ihrer Werke dieser Landschaft und unserer Stadt vermachten. Altregierungspräsident Anton Dichtel schrieb darüber in einem Vorwort der Schrift „Richard Engelmann. 1868—1966“ (Freiburg 1968) u. a.: „Richard Engelmann kam auf der Suche nach einer neuen Heimat und einer damit verbundenen neuen Stätte künstlerischen Schaffens im Jahre 1937 in den südbadischen Raum. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ... wurde ich durch den damaligen ... Oberbürgermeister Dr. Hoffmann ... mehr und mehr auf Engelmann aufmerksam ...“

Der am 5. Dezember 1868 in Bayreuth Geborene war zunächst in einem Münchener Bankhaus tätig, mehr oder weniger verdankte er es dem Zufall bzw. der Anregung eines Freundes, sich mit dem Gestalten von Wachsfingürchen zu beschäftigen, worauf ihn der damalige Akademieprofessor Rümmer spontan in die Akademie aufnahm. Mit der lebensgroßen Halbbüste eines alten Mannes gelang ihm anno 1892 der Durchbruch, er verfolgte seine weiteren Studien in Paris (wo er u. a. mit Rodin und Ernst Barlach zusammentraf) und Florenz (Begegnung mit Arnold Böcklin), wandte sich dann nach Berlin



„Flora“, Bronzeplastik, 1906



Richard Engelmann in seinem Atelier, an der Büste von OB Hoffmann arbeitend, 1957

und wirkte gute 20 Jahre an der Weimarer Kunsthochschule als Leiter und Lehrer der Bildhauer-Abteilung. Dem NS-Regime kam sein Arbeiten und seine jüdische Abstammung keinesfalls zurecht; erschütternd ein hilfeheischender Brief (vom 4. Februar 1935) an seinen Malerkollegen Fritz Mackensen, in dem es u. a. heißt: „Du weißt, daß die hiesige Kunstschule [Weimar] . . . im Sterben liegt . . . Wenn ich eine Stadt fände, die meine Werke nach meinem Ableben besitzen wollte und für die ich noch schaffen könnte, so wäre ich zu allem bereit . . . An eine offizielle Stellung denke ich dabei durchaus nicht . . . jetzt ‚Wrack, treibend, steuerlos‘, aber trotzdem noch seetüchtig!“

Die Jahre 1937–1945 verbrachte Engelmann in seiner neuen Kirchartener Heimat in stil-

lem Wirken. Im Dezember 1945 veranstaltete das Antiquariat Victor Meyer (in Freiburg in der Landsknechtstraße) eine „Kunstausstellung von Herrn Professor Richard Engelmann“. Professor Walter Eucken, ein langjähriger bewährter Freund, hält die Eröffnungsansprache: „Engelmann ist eine Persönlichkeit, die mit offenen Augen durch die Welt geht und die Welt voll auf sich wirken läßt. Seine große Beobachtungskraft setzt ihn instand, die Dinge lebensvoll, ja oft mit einer geradezu erschütternden Wahrhaftigkeit zu fassen . . . Er ist nicht bloß Realist . . . Er will in den Dingen ihr Maß und ihr Gleichgewicht finden, — und so ist er auch Klassiker. . .“

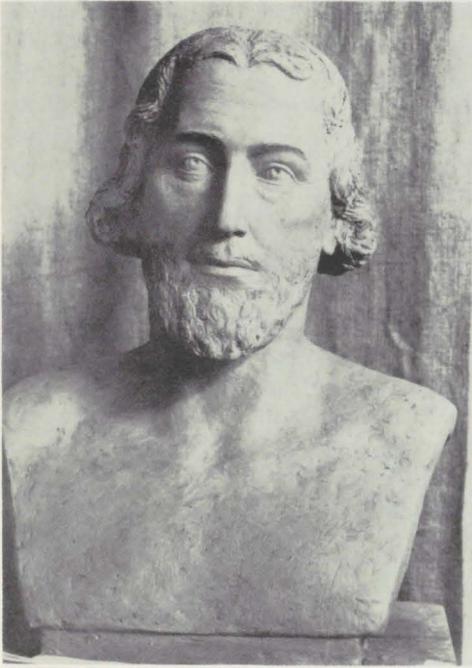
1948 konnte Engelmann seinen 80. Geburtstag begehen. Die Professoren Noack und

Bauch setzen sich für eine Ausstellung ihm zu Ehren und mit seinen Werken im Augustinermuseum ein. Engelmann, auch musikalisch ambitioniert (er spielte selbst im Nauer-Quartett), war kein geborener Redner, dennoch übernimmt er es, aus seinem mit künstlerischen Begegnungen reichen Leben zu berichten: Zusammentreffen mit Hodler und Heinrich Wölfflin, mit Max Reger und Stefan George, mit August Macke und vielen anderen. Abermals hält Walter Eucken — in Anwesenheit von Staatspräsident Wohleb und Oberbürgermeister Dr. Hoffmann — eine Laudatio: „Seine künstlerische Phantasie bewegt sich dauernd in rhythmisch geordneten Massen. Jedes Teilchen, jede Hand und jeder Finger sind diesem inneren Formgesetz des Kunstwerkes untergeordnet ... Nun aber ist es für Engelmann kennzeichnend, daß die Formen des Kunstwerkes die Naturformen scheinbar mühelos in sich aufnehmen. Gegenüber der Natur wird keine Gewaltsamkeit vollzogen ... Das eben unterscheidet Engelmann von vielen Künstlern seiner Zeit. ...“ In seiner kurzen Erwiderung bedankt sich der Künstler in bescheidener Weise bei „Herrn Oberbürgermeister Dr. Hoffmann, der mit großer Liebe zur Kunst, als Förderer meiner Werke mit Energie und Mut trotz der schwierigen Zeiten den Erwerb einiger meiner Arbeiten zum Schmuck der Stadt Freiburg durchzusetzen verstanden hat ...“. Mit Professor Bauch besucht auch das Kunstgeschichtliche Institut der Universität diese Ausstellung: „Im Namen der Studenten danke ich Ihnen nochmals ... für Ihre schöne Führung ...“. Von Honorar kann in jenen finanzarmen Zeiten freilich nicht die Rede sein, lediglich die Direktunkosten werden ihm erstattet.

Die Bronzeplastik „Flora“, ein Geschenk des Künstlers an die Stadt, wird im darauffolgenden Jahr auf dem Aschoffplatz an der Jacobistraße aufgestellt, sie wurde von ihm bereits 1906 geschaffen. Zwei Jahre danach, am 18. Oktober 1951, findet die „Trauernde“ als Ehren- und Erinnerungsmal für die Toten

der Stadt im Zweiten Weltkrieg ihre Aufstellung auf dem Freiburger Hauptfriedhof. Engelmann spricht dabei knappe Worte der Besinnung und aus seiner schöpferischen Sicht: „Den Toten, die der Wahnsinn des verflochtenen Krieges als sinnlose Opfer gefordert hat, will menschliche Verbundenheit Trauer und Ehrfurcht zollen ... Ich brauche nicht zu sagen, daß ich dankbaren Herzens diese Aufgabe ergriffen habe, die mir das ehrende Vertrauen dieser Stadt übertragen hat.“

Die Errichtung eines Marienbrunnens auf dem Stühlinger Kirchplatz anno 1954 wirft insofern einige zeitbedingte Probleme auf, als man nicht durchgängig davon überzeugt, ob ein protestantisch gewordener Künstler eine Marienfigur schaffen kann. Doch die Engelmannsche Ausführung belehrt auch die Gegner eines besseren. Pfarrer König kann am 17. Oktober desselben Jahres diesen Brunnen in Anwesenheit zahlreicher Gäste einweihen. Auch Erzbischof Wendelin Rauch hatte sich für Engelmann eingesetzt. Dr. Hoffmann berichtet rückblickend u. a.: „Es war im Jahr 1947, im Kirchzartener Atelier ... als ich eine kleine Mädchenstatue sah, die mich unmittelbar [an Maria] erinnerte. Der Gedanke ... wurde dann mit dem verstorbenen Erzbischof Conrad Gröber besprochen ... mit dem Stühlinger Lokalverein und Herren des Stadtrates ...“. Engelmann geht in seiner Rede über sein Werk ebenfalls auf die Vorgeschichte ein: „Das war vor 7¹/₂ Jahren ... ich schuf das Werk ohne jeden Auftrag mit eigenen Mitteln. Aber ich versuchte, alles in dieses Werk hineinzulegen, was ich bei meinem hohen Alter an bildnerischen Erfahrungen und bildnerischem Können gesammelt habe ... Die Errichtung des Brunnens wäre aber nicht möglich gewesen, ohne den tatkräftigen und unermüdlichen Beistand des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Hoffmann ... Ebenso danke ich dem Regierungspräsidium für Landeshilfe ...“. 1957 vollendete Engelmann eine Büste des verstorbenen Oberbürgermeisters Dr. Hoffmann. 1958 feiert der Künstler ungebrochen



„Christuskopf“, Terrakotta, 1944/45

seinen 90. Geburtstag. Zwei Jahre danach erfolgt die Aufstellung seiner 1906 geschaffenen Bronzestatuette „Ein alter Gelehrter“ im Vestibül des Regierungspräsidiums, in Bronze gegossen.

Im September 1966 verstarb Engelmann, der „Münchener Merkur“ berichtet am 15. September u. a.: „In Kirchzarten im Schwarzwald verschied dieser Tage . . . der Bildhauer Prof. Richard Engelmann. Er war ein bekannter und großer Künstler seiner Epoche . . . Sein Ferienhaus mit Atelier steht heute noch in Wartenberg . . . Viele alte Wartenberger werden sich seiner noch erinnern, denn er ließ 1913 auf dem Krausenberg nach Entwürfen seines Freundes, des Architekten Henry van de Velde, ein Ferienhaus mit Atelier errichten. Bis 1934 verbrachte er dort mit seiner Familie die Ferientage. In diesem Jahr ging der Künstlersitz an Mühlenbesitzer Martin Huber über, von dem er wußte,

daß sein ihm so lieb gewordener Besitz in gute Hände kam . . . Vor zwölf Jahren kam Prof. Engelmann noch einmal nach Wartenberg . . . In seinem ehemaligen Atelier befindet sich heute noch der Entwurf zu einer seiner größten Arbeiten, ein meisterhaftes Relief, das in Marmor ausgeführt wurde. Es ist ‚Die ewig Lauschende‘, eine Darstellung, die über dem Eingang zur Taubstummen-Klinik in Jena angebracht ist.“

Der Weg des Menschen, vorab aber des Künstlers Engelmann erstreckt sich trotz aller scheinbaren Umwege und zeitbedingter Umständlichkeiten geradlinig und zielbewußt. Das zeigt sich u. a. an seiner Entscheidung, der bürgerlichen Existenz nach dem Angebot von Professor Rümmer brüsk den Rücken zu kehren und sich für ein wirtschaftlich ungesichertes Künstlerdasein zu entscheiden. Schon als Zwanzigjähriger hatte Engelmann seinen Vater verloren, seine Mutter lebte in dieser Zeit als Witwe des seinerzeitigen Irrenarztes und ehemaligen Direktors der Bayreuther Kreisirrenanstalt in München: da sie vom Entschluß ihres Sohnes hörte, war sie verständlicherweise davon entsetzt und bat ihren älteren Sohn, der als Arzt in Bamberg wirkte, seinen Bruder von einem ihrer Familie befreundeten Nervenarzt „unauffällig“ untersuchen zu lassen — nachdem Richard Engelmann davon erfahren hatte, gab es für ihn allerdings erst recht kein Zögern mehr. Noch nicht einmal nach Jahresfrist vollendete er seine lebensgroße Halbbüste eines alten Mannes, übersiedelte zu Studienzwecken nach Florenz und heiratete seine erste, mit seiner Kunst vertraute Frau. Engelmanns künstlerisches Wirken setzte zu einem Zeitpunkt ein, zu dem sich der traditionelle Klassizismus mit dem akademischen Realismus der jüngeren Generation lebhaft und in vielem durchaus produktiv auseinandersetzte. Doch der junge und selbstbewußte Künstler fand bald seine eigenen Schaffenswege. Eine bloße Wiedergabe der Natur konnte ihm nicht genügen. Ihm ging es — gerade beim Abbild des Menschen — in erster



„Sitzende“, Bronzeplastik, ca. 1930

Linie um die Seele und damit um deren Ausdrucksgestaltung im Rhythmus der plastischen Formensprache. Paris und Rodin wurden ihm unumgänglich. Die Monumentalität faszinierte ihn. Doch erst in den Berliner Jahren (um und nach der Jahrhundertwende) fand er zu seiner spezifischen und unbedingt

individuellen Ausdrucksweise: es galt für ihn, die Natur nicht nur nachzuvollziehen, sondern sie zusätzlich schöpferisch neu zu beleben, sie atmen und gewissermaßen atmosphärisch wirken zu lassen. Auf das Organische, weniger auf das Konstruktive kam es ihm an. Was wiederum zur Folge hatte, daß

Engelmann sich zunehmend auch der Kleinplastik widmete, wobei er sich auch hier nicht dem Monumentalen im Mikrokosmos versagte. Daß ihn darüber hinaus mehr und mehr die Porträtplastik faszinierte, versteht sich von selbst. Und daß alles in allem ihn ebenso Barlach wie Maillol oder auch Hodler und Macke interessierten, wenn nicht dann und wann beeinflussten, darf als erwiesen gelten. So gesehen, gehört er mit zu den ernsthaften Überwindern des Historismus vor der Jahrhundertwende, ohne daß er sich den revolutionären Neuerern total verschrieben hätte. Nicht Abklatsch, sondern Konzentration und Vergeistigung der natürlichen Erscheinungsweisen ist ihm das Kunstwerk, speziell das plastische Schaffen geworden. Daß Engelmann an solchen einmal gefundenen bzw. erarbeiteten Leitlinien trotz aller Mißgunst und allen Mißklängen seiner Zeit festhielt, ist ihm schon deshalb besonders hoch anzurechnen, weil ihn diese seine Zeit dann im NS-Regime bis nahe an den Abgrund und an die Existenzbedrohung, ja -vernichtung führte.

Doch es ist keine Wiedergutmachung, wenn wir uns in den achtziger Jahren — weit mehr als hundert Jahre nach seiner Geburt und bald zwanzig Jahre nach seinem Tod — mit seinem Wirken und seinen uns hinterlassenen Kunstwerken beschäftigen. Vielmehr hat das alles Substanz genug, daß es trägt und daß es uns weiterhin beschäftigt und somit unser künstlerisches Empfinden befruchtet und bereichert. Gerade die Stadt Freiburg muß darin einen außergewöhnlichen Glücksfall sehen, daß mehr oder weniger günstige (für Engelmann freilich zunächst eher unglückliche) Zufälle ihn in diesen topographischen Raum im Südbadischen und in der Südwestecke unseres Landes geführt (und aufs erste hin betrachtet, geradezu verschlagen) hatten. So sei in diesem Zusammenhang noch an einige weitere Engelmanssche Arbeiten erinnert, die in unserer Gegend aufgestellt werden konnten, vor allem an die Terrakottaplastik „Max Reger“ (von 1916, im Freiburger

Stadttheater), an die „Wartende“ (auch „Liegende“, eine Steinplastik von 1950, im Freiburger Stadtgarten), ferner an die „Trauernde“ (Steinbüste von 1953, auf seinem Günterstäler Grabmal) und an das „Stehende Mädchen“ (Bronzeplastik von 1930, im Parksanatorium von Bad Krozingen aufgestellt). „Insgesamt acht wertvolle Plastiken ... wurden in den Jahren 1949—66 an ... markanten Plätzen der Breisgaumetropole aufgestellt ... heute sind sie längst dem Stadtbild verwachsen“, schrieb Anton Dichtel in seinem Vorwort zum Engelmann-Bändchen von 1968. Und seine Gattin Frieda Engelmann meinte im anschließenden Geleitwort: „Die Freundschaft von Stadt und Land ist meinem Mann ... bis zum Tode bewahrt geblieben. — So konnte [er] selbst noch erleben, wie aus einem Teil seines Lebens, seines Wirkens in Freiburg ein Werk wurde ...“.

In den Nachkriegsjahren hatte der alternde, aber noch immer aktive Künstler im Freiburger Raum seinen verdienten Freundes- und Fördererkreis gefunden. Dazu gehörten ebenso der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Hoffmann — selbst eine primär künstlerische Natur — wie der seinerzeitige Erzbischof Dr. Gröber und der südbadische Staatspräsident Leo Wohleb, nicht zu vergessen der damalige südbadische Regierungspräsident Anton Dichtel. Es war dies ein gegenseitiges Geben und Nehmen, und nach den Katastrophen des Zweiten Weltkriegs dürfte es sich besonders positiv ausgewirkt haben, einen bedeutenden und unbedingt überregional zu bewertenden Bildhauer in der Nähe, gewissermaßen in Hautnähe und in Berührungsperspektiven zu haben. Mit den (zum Teil ja auch im Krieg zerstörten) historischen Denkmälern allein konnte die Kunstverbundenheit der Stadt nicht in einem solchen Maß manifestiert werden: Engelmann und sein Werk wurden akzeptiert, ohne mit Gewalt eingemeindet zu werden — Bereicherungen, die allem und allen vielfältig zugute kommen.

Fünf Kugeln und ihre Geschichte

Erinnerungen an das Sickingen-Stadtpalais und an das Ebnetter Schloß

Gernot Umminger, Emmendingen

In der Freiburger Salzstraße plätschern — im Gegensatz zu vielen, dem modernen Verkehr zum Opfer gefallenen „Wasserläufen“ — immer noch die für die Schwarzwaldmetropole typischen „Stadtbächle“. Vor dem Landgericht, Salzstraße 17, findet der Freiburg-Besucher neben dem „Bächle“ im Rheinkieselgehwegpflaster das Sickingensche Wappen: ein umrandetes Feld mit fünf silbernen Kugeln in der Anordnung zwei, eins, zwei. Die Frage nach der Herkunft, dem Sinn und der Bedeutung dieser fünf silbernen Kugeln im schwarzen Schild in der Anordnung 2 : 1 : 2, d. h. vier der silbernen Kugeln bilden ein Viereck, dazwischen in der Mitte sitzt die fünfte Kugel, ist schon oft gestellt worden. Es ist festzustellen, daß diese Silberkugeln in der Heraldik als sogenannte „Gemeine Figuren“ nicht sehr selten sind! Helmut Budenbender führt dazu aus: „In der gleichen Art wie im Sickingenwappen finden sich diese fünf silbernen Kugeln in blauem Schild z. B. in zwei nichtdeutschen Wappen, nämlich im Staatswappen der Republik Portugal und in dem Familienwappen des portugiesischen Seefahrers Vasco da Gama († 1524). In beiden Wappen trägt ein silbernes Mittelschild fünf in Kreuzform (1 : 3 : 1) gestellte kleine blaue Schilde, jeder mit den fünf (2 : 1 : 2) silbernen Kugeln belegt, somit dem Sickingen- und Flehingen-Schild sehr ähnlich. In gleicher Stellung, aber in anderen Farben finden sich die fünf silbernen Kugeln z. B. in Mömbris (bei Aschaffenburg) auf dem Grabmal der 1562 verstorbenen Walburgis Huttin von Aldelsdorf; deren Mutterwappen zeigt fünf goldene Kugeln in Blau. (Bei diesen Kugeln ist bemerkenswert, daß sie nicht wie Halbkugeln reliefartig aus dem Schildgrund treten,

sondern wie auf den Schild aufgesetzte Steine eines Mühlespieles.) Die Kugeln werden fälschlicherweise oft als ‚Pesanten‘ oder ‚Byzantiner‘ bezeichnet, als ‚eine Art von mittelalterlichen oströmischen Pfenningen oder Hohlmünzen‘, die in der Zeit der Kreuzzüge (1096 bis 1270) Eingang in die deutsche Heraldik fanden, meist quasi als ‚Ausweis‘ für die Teilnahme an einem Kreuzzug. Inwieweit diese Deutung vielleicht bei den portugiesischen Braganza oder bei den wappenähnlichen italienischen Medici zutreffen könnte, braucht hier nicht näher untersucht zu werden. Aber weder bei den Sickingen noch bei den Flehingen ist von einer Kreuzzugsteilnahme etwas bekannt. Die fünf Kugeln waren wohl am ehesten ursprünglich einmal Schildverstärkungen gewesen, die bei der Entstehung der Ritterwappen eine andere, verzierend-unterscheidende Färbung (Tingierung) bekamen, nämlich silbern als Kontrast zum schwarzen Grund des Schildes. Gerade die Wappen des Uradels zeichnen sich durch ihre Einfachheit und schlichte Unkompliziertheit aus, und das trifft beim Sickingenwappen unbestreitbar zu. Nachdem aber die Heraldik den ‚Schildbuckel‘ leider nicht im Vokabular hat, lautet die heraldisch richtige Bezeichnung eben ‚Kugeln‘ oder ‚Ballen‘. (Bei allen Darstellungen des Sickingenwappens sind die fünf Kugeln als plastische Halbkugeln, nicht aber als Scheiben geformt. W. Möller bezeichnet die fünf Kugeln als Scheiben; als Quelle nennt er Beyers Wappenbuch. W. Möller: ‚Stammtafeln westdeutscher Adelsgeschlechter im Mittelalter‘, Darmstadt 1926—33; Bd. 2, S. 191 ff.).“¹⁾ Wurde das heutige Landgericht, Salzstraße 17 in Freiburg, einst als Stadtpalais derer von



Fünf Kugeln im Rheinkiesel-Pflaster der Salzstraße vor dem Landgericht, ehemals Stadtpalais der Sickingen
(Foto: G. Umminger)

Sickingen 1770 durch den Straßburger Architekten Michel D'Ixnard als ein besonders schönes Beispiel des Klassizismus, des Louis-XVI.-Stiles erbaut²⁾, so entstand 1748—1751 nach den Plänen des Basler Architekten Johann Jakob Fechter unter Freiherr Ferdinand Sebastian von Sickingen mit Verwendung einiger älterer Bauteile, das Schloß Ebnet, die „schönste Schloßanlage des 18. Jahrhunderts im Breisgau“.³⁾

Dieser Freiherr Ferdinand Sebastian von Sickingen war ein Nachkomme des berühmten Franz von Sickingen, „das edel Blut . . .“, der am 2. März 1481 auf der Ebernburg von Bad Münster am Stein bei Kreuznach geboren wurde⁴⁾. Durch Friedrich von Sickingen, den Enkel Franz von Sickingens aus der Linie Sickingen-Hohenburg, hatte dieses Kraichgauer-Pfälzische Reichsrittergeschlecht im Jahre 1568 Herrschaftsrechte im Dreisamtal

angetreten. „Nach der Zerstörung der Burg Wiesneck im Bauernkrieg 1525 wurde Ebnet Mittelpunkt der schnewlinischen Herrschaft im Kirchzarter Talgebiet. Die einzige Erbtöchter Hans Jakob Schnewlins von Landeck, Anna von Landeck, heiratete 1568 nach dem Tode ihres Vaters den Freiherrn Friedrich von Sickingen-Hohenburg und brachte ihm den größten Teil des Landecker Besitzes, insbesondere die Herrschaft Ebnet, das Gericht und die Wildbänne im Kirchzarter Tal und bis auf den Schwarzwald zu. Von Hans Roggenbrodt, einem reichen Bürger von Ebnet, kaufte die sickingische Herrschaft weiteren Grundbesitz und die Mühle von Ebnet hinzu (1610). Bald begannen die Freiherren unter dem Breisgauer Adel eine herausragende Rolle zu spielen . . .“⁵⁾ So hatte also auch dieser Vertreter des Reichsrittergeschlechtes derer von Sickingen die ganze Tatkraft des großen Ahnherrn Franz von Sickingen mitbekommen, denn es gelang ihm, fast alle Orte des Dreisamtals, nicht nur die einstige Falkensteinische Herrschaft, bis Hinterzarten und Titisee hinauf, in seiner Hand zu vereinigen. Vor allem wurde der Besitz in Ebnet durch Käufe wie des Hauptanteils am Zehnten und des Mühlengutes (1610) vermehrt. Aus dem Landeckischen Erbe stammten auch Güter in Wildtal und Eschbach, insbesondere gehörten zu der Herrschaft Wildbänne im Kirchzarter Tal und ein Anteil an der Straße und dem Zoll in Falkensteig, der mit weiteren Anteilen in Händen der Pfirt und der Stürzel von Buchheim war. Mit ersteren wurden zahlreiche Abkommen über Jagd- und Banngrenzen der beiderseitigen Besitzungen getroffen. „Das Sickingen-Wappen ist auch im Gemeindegewappen von Littenweiler vorzufinden, außerdem stoßen wir heute noch auf dasselbe in der katholischen Kirche, am Brunnen auf dem Dorfplatz, an den Fahnen der örtlichen Vereine und auf dem Titelblatt des Littenweiler Boten.“⁶⁾ In Littenweiler besaßen die Sickingen die Hälfte, was denn auch zu manchen Schwierigkeiten mit der zweiten Orts-

herrschaft, dem Deutschordenshaus Freiburg führte! Dasselbe war in Wasenweiler am Kaiserstuhl, wo die Sickinginger ebenfalls Einkünfte hatten, der Fall! Auch in Horben gab es Sickingensche Untertanen. Von Kirchzarten, der alten Mutterpfarrei im Zartener Beken, mit seiner Galluskirche und der Talvogtei, lösten die Sickinginger den westlichen Teil des alten Pfarrsprengels ab und übertrugen 1631 die von ihrem Vorgänger gestifteten Falkensteinschen Kaplaneipfründe nach Ebnet, dessen Kirchenpatrone Hilarius und Remigius auf eine eigene alte Ortskirche schließen lassen⁷⁾. „Die nicht sehr bedeutende Innendekoration der Kirche, die im Auftrage des Freiherrn Ferd. Sebastian von Sickingen vorgenommen wurde, stammt von dem Kunstmaler J. Gambs aus Freiburg, der auch im Schlosse thätig war und der, wie eine Marmortafel in der Kirche kündigt, 1751 starb. In der kleinen Sakristei, nach der ein von Stabwerk umrahmtes Thürchen führt, wird ein alter Kelch aufbewahrt, dessen Cupa noch in spätgotischer Form gehalten, mit aufgelegtem Renaissanceornament und dem Sickingenschen Wappenschilder samt den Buchstaben F.V.S. geziert ist.“⁸⁾ In der Gruft jener Ebnetter Kirche, welche der jetzigen von 1725 vorausging, ruhen die Sickingen-Hohenburger Familienmitglieder seit

dem 17. Jahrhundert. Wann die Freiherren von Sickingen ihren Hauptwohnsitz nach Ebnet verlegten — sicher schon vor Erbauung des jetzigen Schlosses 1748—51 anstelle der alten Landeckischen Wasserburg — ist historisch nicht faßbar. Genannt werden muß an dieser Stelle Karl Joseph Rößler, „Aus der Geschichte des Dorfes Ebnet. Im Landkreis Freiburg im Breisgau.“ 1959. Im Selbstverlag des Verfassers. Gesamtherstellung: Rombach & Co., Freiburg i.Br. Die Umschlagzeichnung schuf Reinhard Klein, Ebnet.

Immer wieder freut sich der Durchfahrende und der Wanderer, wenn er in Ebnet hinter der langen, aus Bruchsteinen gefügten Schloßmauer, die sich an der Dorfstraße (B 31 — die nach der jetzigen Diskussion endlich aus Ebnet herausgenommen werden soll) ins Höllental entlangzieht, in einem großen Park, den Sickingenschen Schloßbau erblickt. Schon vorher findet sich das aus der Freiburger Salzstraße bekannte Sickingen-Wappen der fünf Kugeln auf dem Sockel des Brückenheiligen St. Nepomuk an der Ebnetter Brücke. Das Ebnetter Schloß ist ein einfaches, in weiter spätbarocker und ehemals streng geometrisch eingeteilter Gartenanlage stehendes zweigeschossiges Herrenhaus. Mit seinem Mansardendach ist es die schönste Schloßanlage des 18. Jahrhunderts im Breis-

Das ehemalige Stadtpalais der Sickinginger in der Salzstraße ist heute Sitz des Landgerichts. An die früheren Besitzer und Erbauer erinnert das Wappen im Giebel und am Balkongitter

(Foto: G. Umminger)





Das Sickingensche Wappen, die fünf Kugeln, ziert auch den Sockel des Brückenheiligen St. Nepomuk an der Brücke in Ebnet (Foto: G. Umminger)

gau. Der Bauplan Johann Jakob Fechters wurde während des Baues durch Johann Christian Wenzinger für die doppelläufige Treppe im quadratischen Aufbau der schmucklosen Hoffassade und die reichere Gliederung der Gartenfassade erweitert und ausgestaltet. Die Deckengemälde der Innendekoration zeigen in den beiden nach dem Garten zu gelegenen Haupträumen reiche Ausstattung mit feingestalteten Stukkaturen und Gemälden allegorischen Inhaltes. Die Bilder wurden nach einer Aufschrift an der Decke des Gartensaales von Benedikt Gambs, Kunstmaler aus Freiburg, im Jahre 1750 gefertigt. Theo Martin meinte: „Immer wieder bleibt das Auge an den Stukkaturen und an anderen künstlerischen Darstellungen haften. Das Schloß, die Bildhauerarbeiten, die Gemälde und die Parkanlagen sind zu-

meist Werke der bedeutendsten Gestalter jener Zeit, wir hören berühmte Namen wie Christian Wenzinger, Johann Jakob Fechter, Simon Schradt und andere mehr. Dem Namen des Malers Benedikt Gambs begegnen wir in Ebnet noch einmal drüben in der Kirche ... In der Kirche ist in einer abseitigen Ecke eine unauffällige, graue und schmucklose Tafel angebracht — nur ein Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen befindet sich darauf —, das Gold in den eingehauenen Buchstaben und Zahlen ist verblaßt, aber die Inschrift ist noch gut lesbar:

„JOHANN BENEDICT GAMBS
KUNSTMÄHLER ZU FREIBURG
VERSTARBE DEN 7.tem
NOV. 1751.
REQUIESCAT IN PACE“.

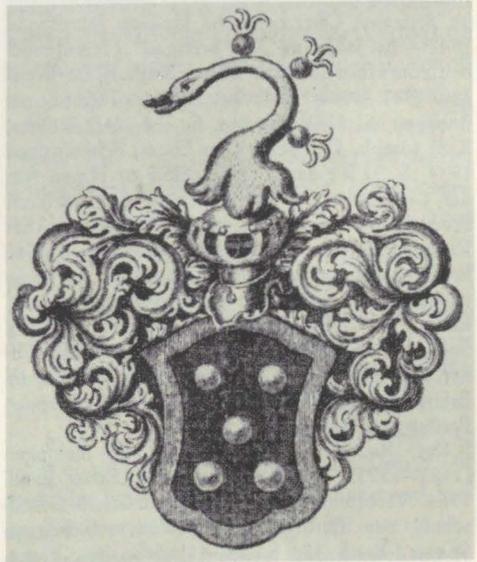
Wo der Meister begraben liegt, weiß niemand zu sagen, aber seine Werke in Kirchen, Klöstern und in manchen Profanbauten wirken immer noch lebendig und belebend auf uns ein.“⁹⁾ Den Gartenbalkon mit flotten Maskenträgern und originellem Stabgitter zierte, in dem liegenden Dreieck des Giebfeldes, das Wappen der Sickingen und Greifenklau. Dieses Allianzwappen von Ferdinand Sebastian Freiherr von Sickingen-Hohenburg und seiner ersten Gemahlin Maria Anna Sophie Freiin von Greiffenclau um 1750 entstanden wird Johann Christian Wenzinger zugeschrieben¹⁰⁾.

Anstelle der alten Gartenanlage findet sich heute ein englischer Park, in dem vier Steinplastiken stehen. Die überlebensgroßen, durch Gebärde und kennzeichnende Beigaben jeweils eine Jahreszeit versinnbildlichen Figuren — Frühling und Sommer als graziöse Rokokodamen dargestellt, der Herbst als ein kräftiger, unbekleideter Jüngling und der Winter als ein Greis in Schneestiefeln und Pelzmantel Johann Christian Wenzingers „Vierjahreszeiten“¹¹⁾ — erinnern an den Schloßgarten der „Perle des Rokoko“, der am 1. März 1945 durch einen Luftangriff zerstörten, nach über zwanzigjähriger Wie-

deraufbauarbeit am 28. Februar 1975 wieder der Öffentlichkeit übergebenen Residenz der Fürstbischöfe von Speyer zu Bruchsal. Das Barockjahr 1981 in Baden-Württemberg wurde ja nicht ohne zwingenden Grund durch die Landesausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ im Schloß Bruchsal gekrönt. In Sandstein zeigen sich die vier Helmbardiere und die vier Jahreszeiten von dem Hofbildhauer Joh. Joachim Günther, der zu der Wessobrunner Stukkatorenschule in naher Beziehung stand¹²⁾. Dazu muß angemerkt werden, daß die besten Bruchsaler Schloßgartenfiguren, die „Jahreszeiten“¹³⁾, zu Anfang unseres Jahrhunderts durch Kopien ersetzt wurden.

Mit der fürstbischöflichen Residenz zu Bruchsal ist die unmittelbare Nähe des Sickingenschen Stammsitzes in Flehingen-Sickingen erreicht. Auf den Spuren der Sickinginger daselbst war im Herbst 1979 der Bürgerverein Littenweiler. Anlässlich einer Fahrt zum früheren Stammsitz des Hauses Sickingen in den Kraichgau wurden viele neue Erkenntnisse über das ehemalige Herrschaftshaus von Littenweiler gewonnen. (Littenweiler Bote. 12. Jg., Heft 10. Oktober 1979 „Auf den Spuren der Sickinginger“.) Auf einer Tagesfahrt hatte am Samstag, 14. Oktober 1978 die Ortsgruppe Freiburg der „Badischen Heimat“, vor allem die St. Magdalenenkirche zu Sickingen mit den Renaissance-Grabmälern derer von Sickingen besucht¹⁴⁾. „Anilin und 5 Schneebällen“! Dieser Beitrag findet sich im „Littenweiler Boten“, 14. Jg., Heft 6, Juni 1981 über eine Fahrt des Littenweiler Bürgervereins am 8. Mai 1981 nach Ludwigshafen und Flehingen-Sickingen. Die Volkssage versucht ja auf eigene Weise die fünf silbernen Kugeln im Sickingenschen Wappen zu erklären: Zwei Brüder des Stammhauses der Herren von Sickingen sollen darüber in Streit geraten sein, wer von ihnen das Stammschloß erhalten sollte. Der unterlegene Bruder sei von dem Sieger zur Schmach mit Schneebällen beworfen worden. Dieser habe sich dann unweit des alten Stammsitzes

ein eigenes Schloß erbaut und es „Fleehingen“ — von fliehen hergeleitet — genannt, während der andere im alten Wasserschloß verblieben sei und demselben von da ab den Namen „Siegingen“ — von siegen abgeleitet — gegeben habe. Soweit die volksetymologische Deutung der beiden Kraichgauer Ortsnamen von Flehingen und Sickingen, die auf diese Weise in legendärer Form — weit entfernt von der historischen Wirklichkeit — auch versucht, die fünf silbernen Kugeln im Sickingenschen Wappen als „Schneebälle“ zu erklären! Und am 23. Mai 1981 unternahm die Ortsgruppe Freiburg der „Badischen Heimat“ eine „Pfalzfahrt“ zum 500. Geburtstag Franz von Sickingens, über Speyer zur Ebernburg, Bad Münster am Stein und Bad Kreuznach, wo Franz von Sickingen am 2. März 1481 das Licht der Welt erblickt hatte. Auf der Sickingen-Burg Nanstein zu Landstuhl in der Pfalz sahen die Teilnehmer der „Badischen Heimat“ der Ortsgruppe Freiburg die Sterbekammer Franz von Sickingens. Hier starb der Kämpfer am 7. Mai



Exlibris des Barons von Sickingen in Ebnet. Um 1790
(Foto: G. Umminger)

1523 in seiner zerschossenen Burg von drei mächtigen Reichsfürsten belagert. Diese Fahrten verdeutlichen wie sehr man sich bis auf den heutigen Tag der Sickinginger-Vergangenheit in Freiburg und im Breisgau bewußt ist.

Literatur

1) Budenbender, Helmut, Im schwarzen Schild fünf silberne Kugeln. Eine Studie über ein berühmtes Wappen, Jahrbuch zur Geschichte von Stadt- und Landkreis Kaiserslautern, Kaiserslautern, Band 8, 1963/64, S. 46–82, bes. S. 47/48; ders., Der Name Sickingen, Westricher Anzeiger 1971, 29; vgl. auch, Kaller, Gerhard, Das Sickinginger Wappen. Darstellungen auf Siegeln, in Lehrbüchern und Aufschwörungen, Jahrbuch zur Geschichte von Stadt- und Landkreis Kaiserslautern, Kaiserslautern, Band 4, 1966, S. 48–59; vgl. auch bei Sprissler, Josef, Das Familienwappen der Sickinginger, NSZ Rheinfront, Nr. 267 vom 15. 11. 1937
2) Creutzburg, Nikolaus; Eggers, Heinz; Noak, Werner; Pfannenstiel, Max, Freiburg und der Breisgau. Ein Führer durch Landschaft und Kultur. 44. Band der „Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i.Br.“, Freiburg i.Br., 1954, S. 158; Korn, Werner; Das Sickingen-Palais zu Freiburg i.Br., Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jg. 8, April–Juni 1965, Heft 2, S. 30–55
3) Schürenberg, L., Die profanen Kunstdenkmäler im Breisgau, Oberrheinische Heimat. Jahresband 1941 – 28. Jahrgang „Der Breisgau“. Herausgegeben von Hermann Eris Busse. Freiburg im Breisgau 1941. Haus Badische Heimat. Freiburg im Breisgau, S. 201–225, bes. S. 214–217; Rößler, Karl Joseph, Das Schloß zu Ebnet, Schauinsland 1934, S. 92 ff.; ders., Das Schloß zu Ebnet, Aus der Geschichte des Dorfes Ebnet. Im Landkreis Freiburg im Breisgau. 1959. Im Selbstverlag des Verfassers. Gesamtherstellung: Rombach & Co., Freiburg i.Br., S. 23–26; Freyhold, R. v., Breisgauer Herrenhäuser. Würzburg-Aumühle 1939. 2. Ebnet, S. 11–24; Zander, Paul-René; Von den Snewlins zu den Gaylings. 600 Jahre Schloß Ebnet, Einwohner-Adreßbuch der Stadt Freiburg im Breisgau 1982, 160. Auflage. Verlag Rombach Freiburg, S. 9–22
4) Vgl. Baumann, Kurt, Franz von Sickingen (1481–1523), Pfälzer Lebensbilder. Erster Band. 1964. Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer, Band 48, S. 23–41; Schnabel, Franz, Franz von Sickingen, Badische Köpfe, III. Folge, Mein Heimatland, 24. Jg., Heft 3, 1937, S. 225–229; Lepsius, B., Sickingen; Franz oder ei-

gentlich Franciscus v. S., Allgemeine Deutsche Biographie. Vierunddreißigster Band. Senckenberg – Spaignart. Auf Veranlassung seiner Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1892, S. 151–160; Budenbender, Helmut, Franz von Sickingen, Kaiserslautern 1965; Umminger Gernot, Franz von Sickingen in Geschichte und Dichtung. Erinnerungen in einer alten Kraichgauer Grabkirche, Badische Heimat. Mein Heimatland, 45. Jg., Heft 3/4, Dez. 1965, S. 276–286

5) Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg. Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Band II. Erster Halbband. Die Gemeinden des Landkreises. A–K. Herausgegeben von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Landkreis Freiburg 1972, S. 209; vgl. auch Band I, S. 306 ff.

6) Priesner, Paul, Die Herren des Dreisamtales im Mittelalter, Littenweiler Bote. Mitteilungsblatt der Littenweiler Vereine. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Littenweiler Vereine, Heft 8, August 1970, 3. Jg., S. 1/2

7) Trenkle, J.B., Geschichte der Pfarrei Ebnet im Breisgau, Freiburger Diözesanarchiv (FDA), Band 4, 1869

8) Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik. Herausgegeben von Geh. Hofrath Dr. Franz Xaver Kraus (†). Sechster Band. Kreis Freiburg. Erste Abtheilung. Die Kunstdenkmäler des Landkreises Freiburg (Amtsbezirke Breisach, Emmendingen, Ettenheim, Freiburg/Land, Neustadt, Staufen und Waldkirch). Tübingen und Leipzig 1904, S. 291/292, Ebnet.

9) Martin, Theo, Was so am Rande liegt – Freiburger Almanach. Siebtes Illustriertes Jahrbuch 1956. Verlag Poppen & Ortmann. Freiburg im Breisgau 1957, S. 105–113, bes. S. 107/108

10) Zander, Paul-René, a. a. O., S. 16

11) Vgl. Badische Zeitung. Freiburger Zeitung. mk., Dienstag, 2. März 1982, Nr. 50, S. 23; Zander, Paul-René, a. a. O. siehe oben, S. 14/15 und Anm. 14

12) Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik. Bearbeitet von Hans Rott. Neunter Band. Kreis Karlsruhe. Zweite Abteilung. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal, Tübingen 1913, S. 102

13) ebd. wie oben, S. 189

14) Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik. Bearbeitet von Hans Rott. Neunter Band. Kreis Karlsruhe. Erste Abteilung. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten. Tübingen 1913, S. 134–143 Sickingen

Freiburgs Musikhochschule im eigenen Haus

H. Wohlfarth, Freiburg

Als im August 1983 der Umzug der Freiburger Musikhochschule in den Neubau an der Schwarzwaldstraße erfolgte, ging ein Wunsch in Erfüllung, der fast genau so alt war wie die Institution der Musikhochschule selbst. Denn erst mit diesem Umzug erhielt die Hochschule ein eigenes Haus. Bis dahin lebte sie gleichsam zur Miete in vorwiegend städtischen Gebäuden, zu zahlen vom Land Baden-Württemberg. Der Wunsch nach den eigenen „vier Wänden“ hatte deshalb eine lange Tradition. Der Schreiber dieser Zeilen kann sich erinnern, daß der Gründer und langjährige Direktor der Freiburger Musikhochschule, Professor Gustav Scheck, bereits in seiner Immatrikulations-Ansprache zu Beginn des Sommersemesters 1955 auf den bevorstehenden Neubau hinwies, und vermutlich geschah das damals nicht zum erstenmal. Dennoch beklagte niemand den Mieterstatus. Denn erstens gehörte das Klagen in jenen Jahren noch nicht zum guten Ton, und zweitens waren es herrliche Gebäude, in die man einziehen durfte. Als die Hochschule 1946 gegründet wurde, stellte die Stadt Freiburg zunächst zwei historische Altstadthäuser für den Unterricht zur vorübergehenden (!) Nutzung bereit: das im Jahre 1761 erbaute spätbarocke „Wenzingerhaus“ am Münsterplatz und das nahegelegene, noch aus dem Mittelalter stammende Haus Schusterstraße 19. Von diesem Hause aus gab es zudem eine direkte Verbindung zum Saal des historischen Kaufhauses, — eine Tatsache, welche die Hochschule stets weidlich zu goutieren verstand. Im Jahre 1959 kam als weiteres geschichtsträchtiges Gebäude noch das „Haus zur lieben Hand“ hinzu, ein Barockbau wie das Wenzingerhaus, in dem sich ein Konzertsaal befand. Mit dem Anwachsen

der Studentenzahlen (und dem des Lehrkörpers) mußte in der Folgezeit noch eine Reihe weiterer städtischer und privater Gebäude durch den Staat angemietet werden, darunter auch die geliebte „Villa Mez“ in Ebnet, so daß sich die Hochschule schließlich auf ein stattliches Arsenal von vierzehn Häusern verteilte, die überdies zum Teil weit voneinander getrennt lagen. Studierende, deren Lehrplan es erforderlich machte, im Laufe eines Tages mehrere dieser Häuser aufzusuchen, lernten auf diese Weise Stadt und Umland genauer kennen als ihre Kommilitonen von der Universität.

Zwar wurde inzwischen seit Jahrzehnten unablässig von der Errichtung eines eigenen Gebäudes gesprochen, doch erst 1970 konnte ein architektonischer Ideenwettbewerb ausgeschrieben werden, nachdem die Stadt Freiburg ein großes Grundstück an der Schwarzwaldstraße kostenlos zur Verfügung gestellt und später auch noch einen Zuschuß für den Konzertsaal des Neubaus bewilligt hatte. Von nun an prophezeite die örtliche Presse in alljährlich wiederkehrenden Schlagzeilen: „Baubeginn der Musikhochschule noch in diesem Jahr!“, und als dann nach weiteren acht Jahren, am 24. November 1978, tatsächlich der erste Spatenstich — durch Minister Helmut Engler kraftvoll durchgeführt — erfolgte, da konnte es keinen Zweifel mehr geben. Am 4. Februar 1983 fand das Richtfest statt, das Wintersemester 1983/84 konnte bereits im neuen Haus beginnen, und wenn schließlich im Juni 1984 auch der große hauseigene Konzertsaal fertiggestellt sein wird, dann darf die international gerühmte Freiburger Musikhochschule sich endlich auch in baulicher Hinsicht als autark betrachten, — 38 Jahre nach ihrer

Gründung. Doch für Künstler sind 38 Jahre kein großer Zeitraum. Wer sich schon aus Gründen des erwählten Berufes täglich um das künstlerische Erbe von Jahrhunderten bemühen muß, der denkt auch hinsichtlich eines Hochschulneubaus nicht in Jahren, sondern in Epochen, und da sind achtunddreißig Jahre ein überschaubarer Zeitraum. Außerdem war der atmosphärische Reiz der schönen alten Gebäude im Umkreis des Freiburger Münsters so stark, daß der Umzug in den modernen Neubau vielen Hochschulangehörigen nicht nur als ein ungetrübt heiteres Ereignis erschien. —

Wenden wir uns nun dem Neubau zu. Der im Jahre 1970 ausgeschriebene Wettbewerb wurde vom Architektenbüro „Gruppe IV“ (Poppe, Rudel, Exner) gewonnen. Das von dieser Architektengruppe ausgearbeitete Projekt mußte infolge der zwischenzeitlich eingetretenen Kostensteigerungen von Grund auf überarbeitet und in vielen Teilen abgeändert werden, denn der vorgeschriebene Kostenrahmen sollte nach Möglichkeit beibehalten werden. Nachdem das Architekturbüro Hecker dem Planungsstab beigetreten war, wurden unter anderem die folgenden Korrekturen des ursprünglichen Plans vorgenommen: Auf den Bau einer Mensa und einer Tiefgarage wurde aus Ersparnisgründen verzichtet, und die Platzzahl des Konzertsaales wurde von 600 Plätzen auf 400 gesenkt. Nachdem aber die Stadt Freiburg eine Kostenbeteiligung zugesagt hatte, wurde die ursprünglich vorgesehene Saalgröße wieder ins Auge gefaßt und ausgeführt. Die Erdarbeiten begannen zu Anfang des Jahres 1979. Die vergleichsweise lange Planungszeit erklärt sich auch aus den besonderen Erfordernissen einer Musikhochschule, vor allem im akustischen Bereich. Um optimale Ergebnisse hinsichtlich der Schalltechnik und Akustik zu erzielen, wurde vom Beginn der Planungen an ein Fach-Ingenieur für Schall und Akustik (Büro Müller BBM, München) beratend hinzugezogen, und die Empfehlungen dieses Büros wurden, soweit finanziell vertretbar,

weitgehend befolgt. Kleine Pannen gab es dennoch: Die Platzierung der Schlagzeug-Abteilung genau unterhalb des Hörsaals läßt nicht immer die in einem Vorlesungsraum erwünschte geistfördernde Stille aufkommen. Im Dienste akustischer Erwägungen wurden neben den rein architektonischen Aspekten selbstverständlich auch die Materialien bestimmt, und diese wiederum richten sich nach den speziellen Zwecken der einzelnen Räume, denn die akustischen Verhältnisse müssen auch auf die verschiedenen Instrumente abgestimmt werden, die in den jeweiligen Räumen erklingen werden. Doch auch die Installationen der Heizung und der Beleuchtungskörper mußten nach schalltechnischen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Es galt beispielsweise, unerwünschte „Schallbrücken“ durch Leitungen von Raum zu Raum zu vermeiden; sogar Steckdosen können Schallübertragungen bewirken.

Wer die neue Musikhochschule erstmals betritt, ist sogleich von der Weiträumigkeit und Eleganz der Eingangshalle fasziniert. Diese Halle, in der sich auch eine Cafeteria befindet, ist das eigentliche Kommunikationszentrum der Hochschule, und nach der Fertigstellung des großen Konzertsaales wird sie auch als Foyer dienen. Hier fühlen sich die Studierenden bereits so wohl, daß mancher Professor Mühe hat, sie von hier in den Hörsaal oder einen sonstigen Unterrichtsraum zu locken. Auch außerhalb des Baues entstand Sehenswertes: die bronzene Figurengruppe der „Lauschenden“ des Kassler Bildhauers Seemann dürfte eine der reizvollsten Kunstschöpfungen im Freiburger Raum darstellen. Und auch die Außenanlagen sollen eine Bereicherung des Stadtgebietes zwischen dem Bromberg und dem Hirzberg werden; ein Landschaftsarchitekt wurde mit der Planung betraut. Ein kleiner See, dessen Ufer bepflanzt werden sollen, dürfte einen besonderen Reiz darstellen.

Selbstverständlich wird Freiburgs Musikhochschule auch künftig nicht ausschließlich

der Ausbildung von Musikstudenten dienen, sondern sie wird wie bisher einen wichtigen Faktor im Musikleben der Stadt repräsentieren. Der große Konzertsaal, der neben Konzerten auch die Aufführung von Opern ermöglicht, wird der musikliebenden Freiburger Bevölkerung in gleichem Maße offenstehen wie bisher der Saal im „Haus zur lieben Hand“. Mit seinen 600 Plätzen darf darüber hinaus damit gerechnet werden, daß der neue Konzertsaal, dessen akustische Verhält-

nisse optimal zu werden versprochen, auch im übrigen Musikleben der Stadt eine bedeutende Rolle spielen wird. Im Sommer dieses Jahres wird der Saal eingeweiht werden. Unmittelbar nach dem Einweihungsfest muß er jedoch noch einmal für etwa ein halbes Jahr geschlossen werden: während dieser Zeit wird die große Orgel eingebaut. Wenn die Orgelbauer ihr Werk vollendet haben, voraussichtlich im Januar 1985, ist Freiburgs Musikhochschul-Neubau vollendet.

Minster

*Unseri alte Minster,
inne halber finster.*

*Drumrum Märkt,
d Boihitte werkt.
Tradition wird g'ehrt.
Festkonzert.*

*Kunstliabhaber — großi Schar!
Un Sonige, wu bete? —
Aii no e paar!*

Karl Kurrus

*(Aus: Vu Gott un dr Welt, Gedichte in
Kaiserstühler Art, Morstadt Verlag, 1981)*

Franz Stemmer. Monsignore und Professor

35 Jahre Domkapellmeister am Freiburger Münster

Wolfgang Hug, Freiburg

Am 31. Oktober des Jahres 1934 übernahm Franz Stemmer sein Amt als Domkapellmeister in Freiburg. Er trat damit die Nachfolge von Carl Schweitzer an, womit eine 65jährige „Ära Schweitzer“ am Freiburger Münster ihr Ende fand. 1869 hatte Johannes Schweitzer — Komponist zahlreicher Messen, Motetten und Lieder, darunter der so volkstümlichen Melodie „Es blüht der Blumen eine . . .“ — nach dem ersten Domkapellmeister an der Bischofskirche, Leopold Lump, dieses Amt angetreten; ihm war 1882 sein jüngerer Bruder Gustav gefolgt; von 1916 bis 1934 hatte der Neffe der beiden, Carl Schweitzer, die Leitung der Kirchenmusik am Freiburger Münster.

Der neue 36jährige Domkapellmeister Stemmer packte seine Aufgabe mit Schwung und Tatkraft an, doch nicht um alles anders zu machen. Er setzte auf Fortschritt in Kontinuität: „Schaffen und erhalten, aber niemals vernichten!“ lautete seine Devise. Die von der „Dynastie“ Schweitzer gepflegten Werke der kirchenmusikalischen „Klassiker“ der Palestrinazeit und der Wiener Schule (Haydn, Mozart usw.) behielt er ebenso bei wie den Gregorianischen Choral, die Kompositionen der „Caecilianer“ — Goller, Haller, Filke, Brosig u. a.; doch Stemmer wandte sich auch neueren Komponisten zu wie Rheinberger, Tittel, Lemacher, dann in zunehmendem Maße Bruckner, Max Reger, Hermann Schröder, Franz Philipp und Johann Baptist Hilber. Man kann die programmatische Zielsetzung Stemmers in etwa aus der Chronik der Aufführungen am Freiburger Münster wie auch aus der Liste der Neuanschaffungen kirchenmusikalischer Werke ablesen, die

beide im Erzbischöflichen Archiv Freiburg aufbewahrt werden neben den vielfältigen Unterlagen aus der Tätigkeit von Domchor und Domkapellmeister.

Die Aufbauarbeit, die der neue Domkapellmeister leistete, trug bald ihre Früchte. Nach der ersten Aufführung von Bruckners d-Moll-Messe durch den Domchor unter seiner Leitung sah sich der „Alemanne“, der bekanntlich der Kirche und ihren Aktivitäten nicht eben wohlgesonnen war, zu der Feststellung veranlaßt, „daß hier in kürzester Zeit, d. h. seit der Neuverpflichtung des jetzigen Domkapellmeisters Franz Stemmer, die Reorganisation des Münsterchores zu einem leistungsfähigen und bei behutsamer Auffrischung des Materials zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Klangkörper geschaffen worden ist, der unbedingten Respekt vor dieser Leistung erfordert.“ Drei Jahre später konnte das Freiburger katholische Kirchenblatt feststellen: „Der Domchor steht jetzt an der Spitze der Kirchenchöre im Lande Baden dank dem gediegenen Können, der Tatkraft und Energie seines Dirigenten.“ Eine entscheidende Voraussetzung für den Leistungsanstieg des Domchores schuf Stemmer durch die Vergrößerung des Chores. Einer Statistik des Jahres 1927 ist zu entnehmen, daß unter den 921 Kirchenchören der Erzdiözese Freiburg 14 bereits 100 und mehr Mitglieder besaßen, weitere 150 Chöre hatten zwischen 50 und 100 Sängerinnen und Sänger, während der Freiburger Domchor nur über knapp 40 aktive Mitglieder verfügte. Das lag vor allem an den ungünstigen Raumverhältnissen auf der Marienempore. Erst als Domorganist Dr. Winter eine Erwei-



Franz Stemmer

terung der Münsterorgeln vornahm, ergab sich für den Chor eine neue Lösung durch den Umzug auf die St. Michaelsempore. Stemmer nahm die Gelegenheit wahr und startete eine Werbeaktion, indem er folgendes Rundschreiben versandte:

Domchor Freiburg i. Br.

Freiburg i. Br., im November 1934

Sehr geehrter Herr!

Der Sängerkhor des hiesigen Münsters wird in allernächster Zeit seine bisherige Empore im nördlichen Querschiff aufgeben und auf dem St. Michaelschor Aufstellung nehmen. Damit ist es möglich geworden, dem zahlen-

mäßig sehr kleinen Chor die so dringend notwendigen neuen Mitglieder zuzuführen. Ich erlaube mir, auch Sie zum Eintritt in den hiesigen Domchor recht freundlich einzuladen. Gewiß fordert die Zugehörigkeit zu einem Kirchenchor manche Opfer an Zeit und Mühe; aber es sind dies Opfer, die bestimmt den Segen Gottes und viel innere Freude bringen.

Mit der ergebensten Bitte, dem Domchor recht bald beitreten zu wollen, grüße ich Sie freundlich

Franz Stemmer
Domkapellmeister

Der Aufruf fand die nötige Zustimmung. Innerhalb von einem Jahr hatte sich die Zahl der Sängerringen und Sängerring verdoppelt. Chormitglieder kommentierten den Umzug „auf den Michel“ mit folgenden Mundart-Versen:

„De Münsterchor, der soll verstärkt jetzt werre,
die suche viele Dame und Herre.“
„O lez am Bündel, mach doch kei Spaß,
dert uffem Chor isch gar kei Platz!
Höchstens wen sie de Chor verlege;
Wohi demit, des isch es ebe!“

„Letchthin henn si uffem St. Michel gsunge,
un gar nit schlecht het's runter klunge.
I mein halt immer — ohni Spaß —
des wär de einzig richtig Platz!“

Die St. Michaelsempore im Turmgeschoß des Freiburger Münsters erwies sich in der Tat bis auf den heutigen Tag als der richtige Platz für den wachsenden Domchor, zumal wenn an den kirchlichen Hochfesten eine Orchestermesse zusammen mit dem Ensemble des Philharmonischen Orchesters aufgeführt wurde. Stemmer hatte sich trotz der damit verbundenen Kosten beim Domkapitel mit der Auffassung durchgesetzt: „Zu einem Pontifikalamt gehört bei uns im Süden eine Messe von einem Klassiker. Das ist unser Ziel.“ Er selbst besaß für die Gestaltung an-

spruchsvoller Werke das nötige musikalische Talent und die künstlerische Ausbildung.

Als Sohn eines Lehrers war er am 28. 11. 1898 in Heudorf (Kreis Stockach) geboren und in Radolfzell aufgewachsen, wo sein Vater als Organist wirkte. Als Schüler des Humanistischen Gymnasiums in Konstanz erhielt er im Fach Musik („Singen“) ausnahmslos die Note „sehr gut“. Der Rektor des erzbischöflichen Internats, des „St. Konradihauses“, bestätigte Stemmer im Abgangszeugnis: „Er ist ein sehr tüchtiger Musiker, Dirigent des Chores, den er selbständig leitete und bei dem er glänzende Erfolge erzielte.“ Nach dem Theologiestudium und im Anschluß an die Vikarsjahre konnte Stemmer ein zweijähriges Studium am neu errichteten Institut für katholische Kirchenmusik beim Konservatorium Karlsruhe absolvieren, das seit 1924 von dem Freiburger Komponisten Franz Philipp geleitet wurde. Seine Fächer waren Orgel, Harmonielehre, Gregorianik, Kontrapunkt, Stilistik und Formenlehre, Ästhetik und Akustik, Stimmbildung und Chorschulung. Nach dem Examen kehrte er nach Freiburg zurück, übernahm die Ausbildung der Theologiestudenten im Choralgesang (was ihm bis zuletzt eine wichtige, aber überaus mühsame Aufgabe blieb) und wirkte als Assistent Schweitzers im Domchor mit, bis er im Herbst 1934 dessen Nachfolge antrat.

In den folgenden Jahren hat Stemmer den Domchor auf ein Niveau geführt, das von der örtlichen und überregionalen Presse wie von der Freiburger Bürgerschaft ohne Vorbehalt anerkannt wurde. „Ihre Aufführung der Mozart'schen Krönungsmesse am Pfingstsonntag war für mich eine solche Erhebung, daß ich Ihnen am liebsten einen Besuch gemacht hätte. Nehmen Sie auf diesem Wege den Dank entgegen für diese feine Wiedergabe dieses innigen Kunstwerkes“, schrieb beispielsweise der Caritaspräsident Benedikt Kreutz im Juni 1941. Der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Hoffmann schrieb zu Ostern 1946: „Ich spreche Ihnen meinen ergebensten Dank aus und freue

mich, Sie und Ihre Getreuen zu hören.“ Von den großen Freiburger Journalisten fand Stemmers Arbeit ebenso Anerkennung bei Karl Färber (in einem Brief vom 9. 6. 1943: „Ich darf Sie aufrichtig beglückwünschen zu der Entwicklung des Münsterchores. . . Sie haben ihn zu wirklich feiner, kultivierter Leistung gebracht.“) wie Hanns Reich oder Edmund Huber. Der Schwarzwaldmaler Hans Franke schätzte die Musik unter Stemmers Leitung ebenso wie der „Général Gouverneur du Pays de Bade, Général Schwartz“ (in einem Brief vom 25. 8. 1945). Auch bei kirchlichen oder weltlichen Feiern wirkte nun der Domchor häufig mit, so beim 100jährigen Jubiläum des Kolpingvereins, bei der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Cäcilienverbandes in Freiburg, beim 150jährigen Bestehen des Herder-Verlages oder natürlich beim Freiburger Katholikentag von 1949.

Einen Höhepunkt im Schaffen Stemmers mit seinem Domchor bildeten die großen kirchenmusikalischen Veranstaltungen im Jahr nach der Zerstörung der Stadt durch den Bombenangriff am 27. November 1944. Es wurde allen Beteiligten — den Sängern und den Zuhörern — zu einem unvergeßlichen Erlebnis, als Stemmer zum 1. Jahrestag der Katastrophe das Oratorium von der Heiligen Elisabeth seines Lehrers Franz Philipp im überfüllten Münster aufführte, von der Hanns Reich, langjähriger Musikkritiker der „Freiburger Nachrichten“ und später der „Badischen Zeitung“ in der Ausgabe vom 23. 11. 1945 berichtet: „Während graue Schleier des Novembernebels durch die klaffenden Fenster ins Langhaus des Münsters hereinwallten und in dem von allem Altarschmuck leeren Chor ein riesiges Holzkreuz, gefügt aus den Dachbalken eines verbrannten Hauses der Altstadt, ein erschütterndes Mahnmal bildete, sangen sie Franz Philipps ‚Sancta Elisabeth‘, dieses gewaltige Loblied auf die heilige Landgräfin von der Wartburg, an derselben Stelle, die vor 14 Jahren die denkwürdige Uraufführung dieses Werkes

erlebte, das seitdem in Hunderten von deutschen Kirchen erklingen ist. . . Der Freiburger Domchor unter Leitung von Domkapellmeister Franz Stemmer hatte dem Werk monumentales Maß gegeben. . . Die Orgel spielte Franz Philipp selbst, hingegeben an seinen hehren Dienst als Musikant Gottes, der allen, die das Münster füllten, aus der Seele gesungen hat. . .“ Und der Münchner Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte, Johannes Spörl, der Freiburg zeitlebens verbunden blieb, kommentierte die Aufführung als ein Ereignis voll zeitgeschichtlicher Bedeutung, wenn er im Freiburger Kirchenblatt schreibt: „Die Stunde wurde zur Selbstbesinnung, die gipfelte in der so unerbittlich zeitnahen Litanei ‚. . . Haben kein Dach für das zitternde Leid. . . Siehe, die Toten, sie harren der Ruh. . .‘ — auf diese Anrufungen setzten immer die reinen hellen Kinderstimmen ein: ‚Heilige Elisabeth, hilf‘, bis schließlich Chor und Volk vereint den Lobpreis der heiligen Elisabeth sangen: ‚. . . Wir hinieden sind ohn’ Frieden. . ., Mutter, hilf uns durch die Welt. . .‘ Bei der Uraufführung vor 14 Jahren hat sicher niemand daran gedacht, daß die Worte so entsetzlich wörtlich wahr werden sollten und die Melodie so persönlichster Ausdruck jedes einzelnen von uns.“

Man kann sich heute nur noch schwer bewußt machen, welche Bedeutung in jenen Monaten nach dem totalen Zusammenbruch Kirche und Glauben, Kultur und Musik für die Menschen gewannen. Neben der materiellen Not war die der seelischen Verzweiflung kaum geringer. Und hier vermochte es Musik, insbesondere Kirchenmusik, Trost und Hoffnung zu geben. Franz Stemmer hat mit dem Domchor Menschen dazu motivieren können, wieder an eine gute Sache zu glauben und sich selbst dafür zu engagieren. Selten ist mit solcher Ergriffenheit musiziert worden wie damals. Schon am 26. August 1945 konnte Stemmer im Münster das Requiem von Cherubini aufführen, und die „Freiburger Nachrichten“ berichteten in ihrer ersten Nummer mit großer Anerkennung

von diesem Ereignis unter der Überschrift „Wiederbeginn des kulturellen Lebens“. Auch in den folgenden Nachkriegsjahren leistete Stemmer mit seinem Domchor einen wichtigen Beitrag zur geistig-kulturellen Erneuerung in dieser Stadt. Jedes Jahr veranstaltete er zwei oder drei große Kirchenkonzerte, wirkte bei Aufführungen der Städtischen Bühnen mit dem Orchester mit (z. B. bei Beethovens 9. Symphonie), gestaltete im Rahmen der Bruckner-Gedenkfeier der Stadt zum 50. Todesjahr des Komponisten im Sommer 1946 die Aufführung seiner f-Moll-Messe zu einem besonderen Höhepunkt: „Das Münster war erdrückend voll. Man darf diese Aufführung des Chors und seines Dirigenten wohl als eine ganz hervorragende künstlerische Leistung und als Höhepunkt in seinem bisherigen Schaffen bezeichnen.“ hieß es in der Presse. Wiederholt wurde Stemmer vom Südwestfunk gebeten, Aufnahmen zu Rundfunkübertragungen vornehmen zu lassen. Weihnachten 1946 wurde die Theresienmesse von Haydn aus dem Freiburger Münster übertragen. Zuvor hatte der SWF schon 12 Weihnachtsgesänge des Chores aufgezeichnet, die man „bei schrecklicher Kälte“ im Münster sang, wie der Chronist in den Akten vermerkte.

Der Domchor wuchs in den Nachkriegsjahren auf 160 aktive Mitglieder (65 Herren, 95 Damen). Für größere Messen stand dem Domkapellmeister ein bewährtes Solistenquartett zur Verfügung: Frau Hagen-Heilmann als Sopranistin, Helmut Kraft (Alt), Josef Rees (Tenor) und Eugen Grimm (Baß). Zweimal wöchentlich war Chorprobe, fast jeden Sonntag hatte der Chor das Hochamt zu singen, manchmal mit gregorianischem Choral, meist aber mit mehrstimmigen Messen. Auf 150 bis 160 Proben kam man im Jahr. Es war nicht leicht, alle Chormitglieder „bei der Stange zu halten.“ Stemmers leutseelige, frische und zupackende Art schuf ihm viele Freunde. Er kümmerte sich um jeden persönlich, sorgte z. B. dafür, daß mittellose Studentinnen, die bei ihm im Chor mitwirk-

*Professor Stemmer (rechts),
der Leiter des Freiburger
Domchores, wurde herzlich
von Pater Bea begrüßt*



ten, von einer kirchlichen Institution einen Freitisch erhielten. Er bemühte sich um die Unterbringung von Musikern, die aus den besetzten deutschen Ostgebieten geflüchtet waren (so für Fritz Neumeyer), half auswärtigen Chören bei der Beschaffung von Noten und richtete eine regelrechte Tauschbörse ein, um den „ausgebombten“ oder „fliegergeschädigten“ Gemeinden zu helfen. Seit 1943 war Stemmer als Diözesanpräses des Cäcilienverbandes verantwortlich für die Kirchenmusik in den zahlreichen (fast 1000)

Kirchenchören des Landes. Er veranstaltete Aus- und Fortbildungskurse für Dirigenten und Organisten, pflegte den Kontakt zu den Mitgliedsvereinen, hielt Vorträge und dirigierte Konzerte bei Kirchenmusikfesten. Zugleich war er als Glockeninspektor für die Zusammenstellung und Beschaffung von Glocken in den Pfarreien der Erzdiözese zuständig. Auch das Freiburger Münsterengeläute ist ihm zu verdanken. Man versteht angesichts solcher Vielfalt von Aufgaben den Stoßseufzer, mit dem er sich einmal be-

klagte: „Leider Gottes ist es ja so, daß die Musik das Wenigste ist bei unserer Arbeit. Das Drumherum und all die Menschlichkeiten fordern weitaus mehr Kraft als oft das Musikalische.“ Das „Drumherum“, dazu gehörte auch der unentwegte Kampf um die finanzielle Ausstattung der Kirchenmusik. Zusammen mit Bürgermeister Dr. Brandel, mit dessen Familie Stemmer freundschaftlich verbunden war, gründete er im Juni 1949 nach der Währungsreform die „Freunde des Freiburger Domchors“ mit dem Zweck der ideellen und materiellen Förderung des Domchores, ein Verein, der bis heute rund 200 Mitglieder umfaßt.

Der Domchor war seinem Chef in starker Solidarität verbunden. So heißt es z. B. in einem Gedicht aus den Reihen des Chores, das in 29 Strophen das A B C des Domchores besingt, u. a.:

„Domchor wir zusammen sind;
Das weiß in Freiburg jedes Kind!
Dank sei heute dem gesagt,
Der es immer mit uns wagt! . . .
Laßt uns nun das Glas erheben:
Lang soll Herr Professor leben.
Lobt den Fleiß und lobt sein Können.
Laßt uns ihn den Meister nennen.“

Das Gedicht trägt die Nachschrift: „Fertiggestellt anlässlich der Romfahrt des Freiburger Domchores vom 28. 8.—5. 9. 1953.“ Die Teilnehmer dieser Fahrt gewannen unvergeßliche Erlebnisse. Als sie dem Papst bei einer Audienz eine Marienmotette vortrugen, rief ihnen Papst Pius XII. zu: „Sagt unseren Gruß dem anmutigen Freiburg, an das wir mit beglückender Erinnerung zurückdenken.“ Unvergeßlich wird den Chormitgliedern, die unter Franz Stemmer gesungen haben, wohl auch jene Geste bleiben, mit der er sie am Sonntag jeweils nach der Messe verabschiedete: „mit einer eleganten und auch etwas burschikosen Handbewegung. Sie bedeutet: Auf Wiedersehen, frohen Sonntag, es war schön. Zu diesem Abwinken — gleichsam eine eigenwillige Fermate nach dem

Schlußakkord — kommt ein nuancenreiches Mienenspiel, wobei sich die Unterlippe zu einem Halbbogen nach oben schiebt und den Eindruck aufkommen läßt, als sei Musik Wein, man müsse sie kosten.“ So zeichnete ihn ein Portrait der Stuttgarter Nachrichten vom 6. 3. 1953. 1947 hatte die badische Landesregierung dem Freiburger Domkapellmeister den Professorentitel verliehen. Im gleichen Jahr erhielt er den Titel „Monsignore“. Aber wie der Chronist in den Stuttgarter Nachrichten schrieb: „Bis heute ist es noch keinem seiner Chormitglieder gelungen, ihn im violetten Talar des Monsignore zu sehen. Denn er macht nichts aus sich und meint, gewisse Ehrungen seien von einem bestimmten Alter an eben unvermeidlich. Ehrungen mindern zudem keineswegs die Arbeit.“ Tatsächlich gehört die persönliche Bescheidenheit zu den auffälligsten Merkmalen dieses Mannes, der in seinem Testament ausdrücklich eine Beisetzung einfachster Art und „ohne Reden“ verlangte.

Wie sah Stemmer seine Aufgabe, die Aufgabe seines Freiburger Domchores und diejenige der katholischen Kirchenmusik überhaupt? Aus Anlaß einer Konzertreise mit dem Chor in seine Heimat am Bodensee schrieb Stemmer einen seiner wenigen programmatischen Beiträge. Er wurde u. a. im Südkurier in seiner Ausgabe vom 4. 5. 1950 abgedruckt. Hier hebt Stemmer vier Säulen musikalischer Tradition für die Kirche hervor: den Gregorianischen Choral, die altklassische Polyphonie der Palestrinazeit, die Meister der Wiener Schule von Haydn über Mozart, Beethoven, Schubert zu Bruckner, und die zeitgenössischen Meister. Stemmer hat moderne Musik bewußt, wenn auch mit entschiedener Auswahl in sein Programm aufgenommen. Er setzte sich früh für Hermann Schröder oder für Berthold Hummel ein, dessen erste Messe er 1952 bei den Donaueschinger Musiktagen mit dem Domchor aufführte. Eng verbunden war er mit den Komponisten Berten, Schmidt, Lemacher, Hilber und Franz Philipp. Mit Hilber be-

stand seit 1949 ein besonders herzliches Verhältnis. „Nennen Sie mich ruhig Badi“ schreibt der Schweizer Komponist und Musiklehrer seinem Freiburger Kollegen nach der ersten persönlichen Begegnung. Bei einer Generalversammlung aller Kirchenchöre des Landes hielt Hilber in Konstanz die Festrede und forderte, ganz im Sinne seines Freundes Stemmer: „Im Kirchengesang müssen Seele und Kehle harmonieren.“

Stemmer betonte die religiös liturgische Funktion der Kirchenmusik mit besonderem Nachdruck. In einem Referat aus dem Jahre 1954 heißt es: „Der Gesang ist der Liturgie als wesentlicher Bestandteil eingegliedert. Er ist in und mit der Liturgie entstanden. Liturgische und musikalische Elemente durchdringen sich derart, daß sie nicht voneinander getrennt werden können. Der Gesang ist also als Ergänzung auf das liturgische Geschehen ausgerichtet. Beide Elemente zusammen formen sich zum Wunderwerk des katholischen Kultes.“ Für Stemmer war klar, „daß das Volk seinen Platz im gottesdienstlichen Geschehen hat.“ Er war aber auch überzeugt, daß „ohne die Mitwirkung des Kirchenchores die feierliche und würdige Gestaltung der Liturgie nicht möglich“ sei. Die kirchenmusikalischen Verhältnisse in der Erzdiözese entsprachen allerdings keineswegs immer den Vorstellungen, die Stemmer vertrat. Er gab seiner Unzufriedenheit zuweilen in sarkastischen Wendungen auch vor der höchsten Kirchenbehörde Ausdruck. Es ärgerte ihn, daß vielerorts gerade die kirchliche Jugend-

arbeit seinen Intentionen zuwiderlief und daß überhaupt das Interesse der Jugend an einer qualitativ hochstehenden Kirchenmusik abhanden zu kommen schien. Er meinte „Es wird zuviel experimentiert, oft auch von liturgischen und musikalischen Dilettanten.“ Die Entscheidungen des 2. Vatikanischen Konzils in bezug auf Liturgie und Kirchenmusik vom Dezember 1963 haben ihn jedoch nach anfänglicher Verunsicherung in seiner Haltung bestätigt, die ganz der Devise entsprach „Schaffen und erhalten, aber niemals vernichten!“ Er gab den Kirchenchören die Gewißheit, durch die notwendig gewordenen Reformen nicht überflüssig zu werden, und forderte sie auf, konstruktiv an der Neugestaltung der Liturgie mitzuwirken. Dabei wußte er sich mit seinem obersten Vorgesetzten, Erzbischof Schäufele, einig.

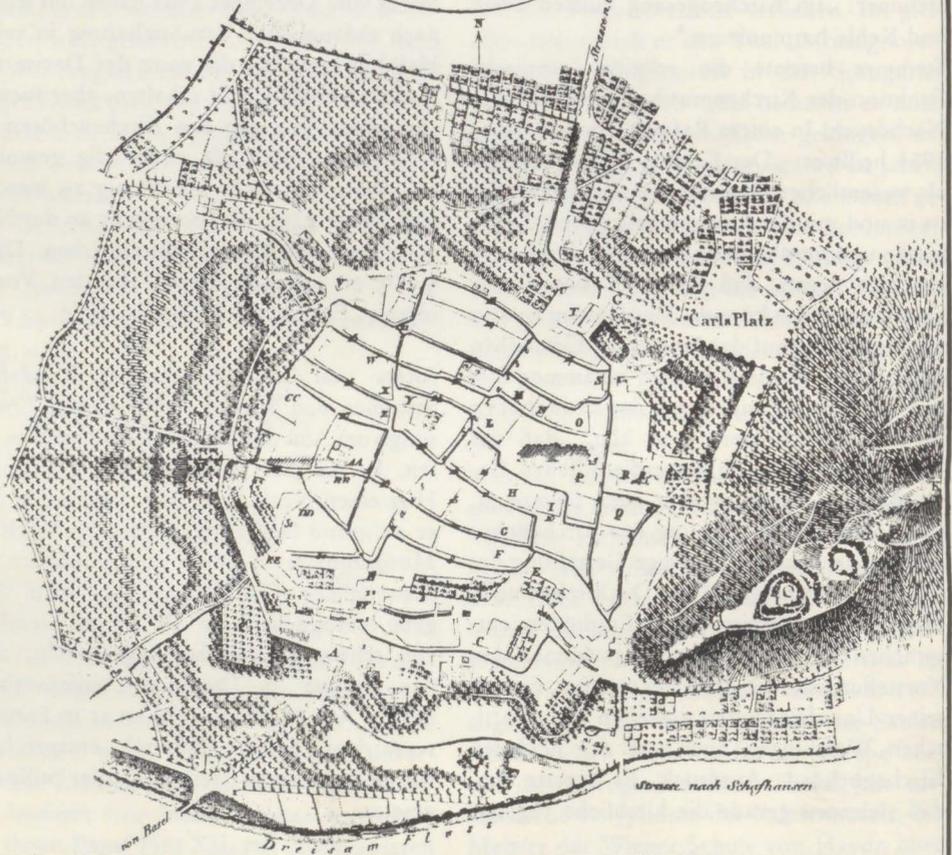
Alters- und Gesundheitsgründe veranlaßten Stemmer, den Bischof 1969 um seine Entlassung vom Amt des Domkapellmeisters zu bitten. Er tat dies nicht, ohne mit Raimund Hug einen Nachfolger zu präsentieren, dem er aufgrund langfristiger Planung durch ein Musikstudium in Wien und Innsbruck die bestmögliche Qualifikation für seine Aufgabe ermöglicht hatte. 1973 legte Stemmer, von schwerer Krankheit geschwächt, auch den Vorsitz im Diözesan-Cäcilienverband nieder. Am 14. März 1974 ist er in Freiburg verstorben. Seinem Wunsch entsprechend wurde er in seiner Heimat in aller Stille beigesetzt.

Plan der Stadt FREIBURG-BREISGAU

Aufgenommen von Joseph Roach.

Reducirt von W. Scharrer.

1825



GEBAUDE

- A. Dominicaner Thor
- B. S. Martini Thor
- C. Nieu-Kloster, Althausen
- D. Sämannenthor
- E. Theater
- F. Kreislivectorium
- G. Grossherzogl. Palais
- H. Erbschiff, Palais
- I. Kaufhaus
- K. Mäntel
- L. N. Museumsgebäude
- M. District Hofgericht
- N. Kornhaus
- O. Alt. Museumsgebäude
- P. Hauptbrücke
- Q. Evangelische Kirche

- R. Seminarium
- S. Krankenepital
- T. Kaserne
- U. S. Christoph. Thor
- F. Prützger Thor
- W. N. E. Geist. Spital
- X. Rathhaus
- Y. S. Martini Pfarrrei
- Z. Alt. Hainow. Geb.
- AA. N. Univ. Geb.
- BB. Bibliothek
- CC. Ursulinerinnen
- DD. Dominicaner Fernwohnung
- EE. Zwickthaus
- FF. Molkweg

ERKLÄRUNG

- A. St. Peter Bastei
- B. Kaiser. Bastei
- C. Kaiserin. Bastei, Margarete
- D. St. Leopold Bastei
- E. St. Joseph Bastei
- F. St. Carl Bastei
- G. St. Christoph. Bastei
- H. Burg Bastei
- I. Schloss St. Peter, jetzt
Ludwig. Adl.
- K. Salzbüchale
- L. Alte Stadtmauer

STRASSEN

- 1. Fürstent
- 2. Gorbura
- 3. Föcherstr.
- 4. Sand
- 5. Oberboden
- 6. Metzgerstr.
- 7. Seligenstr.
- 8. Grünwäldergasse
- 9. Pfaffenstr.
- 10. Mauerstr.
- 11. Säulenstr.
- 12. Schützenstr.
- 13. Brühlstr.
- 14. Fischmarktstr.
- 15. Schützenstr.
- 16. Metzgerstr.
- 17. Neumarktstr.
- 18. Weberstr.
- 19. Katholikenstr.
- 20. Schiffstr.
- 21. Unterboden
- 22. Gassenstr.
- 23. Clarissenstr.
- 24. Frauenklosterstr.
- 25. Thurmstr.
- 26. Kasernestr.
- 27. Engelstr.
- 28. Dominikanerstr.
- 29. Brühlstr.
- 30. Löwenstr.
- 31. zum ersten Th.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender,
In den Weihermatten, 7800 Freiburg

Albert Bissinger, Erzb. Kanzleidirektor,
Erzbischöfliches Ordinariat
Herrenstr. 35, 7800 Freiburg

Charles Fabry, Dipl.-Ing.,
Hohenbühlweg 1, 7300 Esslingen

Richard Funk, Dipl.-Ing. Oberbaudirektor,
Freiburger Energie- und Wasserversorgung,
Tullastr. 1, 7800 Freiburg

Jacques Grandadam, Consul de France
in Freiburg, Lessingstr. 13, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Wolfgang Hug,
Hagenmattenstr. 20, 7800 Freiburg

Wolfgang Jakob, Freiburger Münsterbauverein,
Schoferstr. 4, 7800 Freiburg

Viktor Kuntzemüller, Dipl.-Ing.,
städt. Oberbaudir. i. R.,
Anemonenweg 4, 7800 Freiburg

Dr. Ingeborg Krummer-Schroth,
Urbanstr. 8, 7800 Freiburg

Dr. Franz Laubenberger,
Stadtarchivdirektor i. R.,
Kirchenhölzle 2, 7800 Freiburg

Karl Ludwig Nicol,
Direktor der Stadtbibliothek,
Münsterplatz 17, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Kurt Sauer,
Weberstr. 10 a, 7802 Merzhausen

Dr. Emil Schill, Landrat,
Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald,
Stadtstr. 2, 7800 Freiburg

Bertold Schmidt, städt. Forstdirektor,
Städt. Forstamt,
Günterstalstr. 71, 7800 Freiburg

Prof. Dr. Volker Schupp,
Rektor der Albert-Ludwigs-Universität,
Akademisches Rektorat,
Heinrich-v.-Stephan-Str. 25, 7800 Freiburg

Rainer Tressel, städt. Amt für Statistik
und Einwohnerwesen,
Wilhelmstr. 20 a, 7800 Freiburg

Gernot Umminger,
Wiesenstr. 106, 7830 Emmendingen

Walter Vetter, Arbeitsgemeinschaft
Freiburger Stadtbild e. V.,
Wilmersdorfer Str. 20, 7800 Freiburg

Prof. Dr. H. Wohlfarth,
Bayernstr. 8, 7800 Freiburg

Die Schriftleitung dankt Herrn Archivdirektor Dr. Franz Laubenberger, 2. Landesvorsitzender, für die Mitarbeit bei der Gestaltung dieses Heftes

Neu erschienen

Heinrich Hansjakob: „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“. Illustriert von Wilhelm Hasemann. 13. Auflage 1982, 304 Seiten, Leinen, DM 26,80.

Heinrich Hansjakob: „Bauernblut“. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 14. Auflage 1974, 355 Seiten, Nachdruck 1982, Leinen, DM 26,80.

Selbstverlag der Stadt Haslach i. K., Rathaus, 7612 Haslach i. K.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt bei der Stadtverwaltung, 7612 Haslach i. K.

Neu erschienen:

Heinrich Hansjakob:

Wilde Kirschen

Erzählungen aus dem Schwarzwald. Illustriert von Curt Liebich. 16. Auflage 1983, 411 Seiten, Leinen, DM 26,80.

Weiterhin lieferbar:

Bauernblut	DM 26,80
Der Leutnant vom Hasle	DM 22,80
Der steinerne Mann von Hasle	DM 22,80
Im Paradies	DM 26,80
Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin	DM 26,80

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt bei der Stadtverwaltung Haslach, 7612 Haslach i. K.

Kohlhammer

Assion/Brednich
**Bauen und Wohnen
im
deutschen Südwesten**



Kohlhammer

Peter Assion/Rolf Wilhelm Brednich

Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten

Dörfliche Kultur vom 15. bis 19. Jahrhundert 1984. 236 Seiten mit 130 Abbildungen, davon 33 in Farbe. Format 21 x 24,5 cm Leinen im Schubert DM 69,- ISBN 3-17-008308-2

Der deutsche Südwesten zeichnet sich durch einen besonderen Reichtum an verschiedenartigen Bauernhäusern aus. Dieser Band führt mit alten Fotos und Gemälden ins Innere der Häuser und verdeutlicht das Leben der früheren Bewohner. Zugleich zeigt er auch das eindrucksvolle Äußere der Schwarzwaldhöfe und anderer Bauwerke der südwestdeutschen Kulturlandschaften.

Verlag W. Kohlhammer · Postfach 800430 · 7000 Stuttgart 80

wk